BOB DYLAN SEIN GRÖSSTES COMEBACK

FEBRUAR 2023
AUSGABE 340

Rolling Stone

GERMANY

DER WEG ZU „TIME OUT OF MIND“

ROSALÍA
POPSTAR DER ZUKUNFT

MIT DEM TOURBUS IN DEN KRIEG
ROLLING-STONE-REPORTER IN DER UKRAINE

TERRY HALL

INHALER

RON SEXSMITH

FELA KUTI

HELGE SCHNEIDER

RAYE

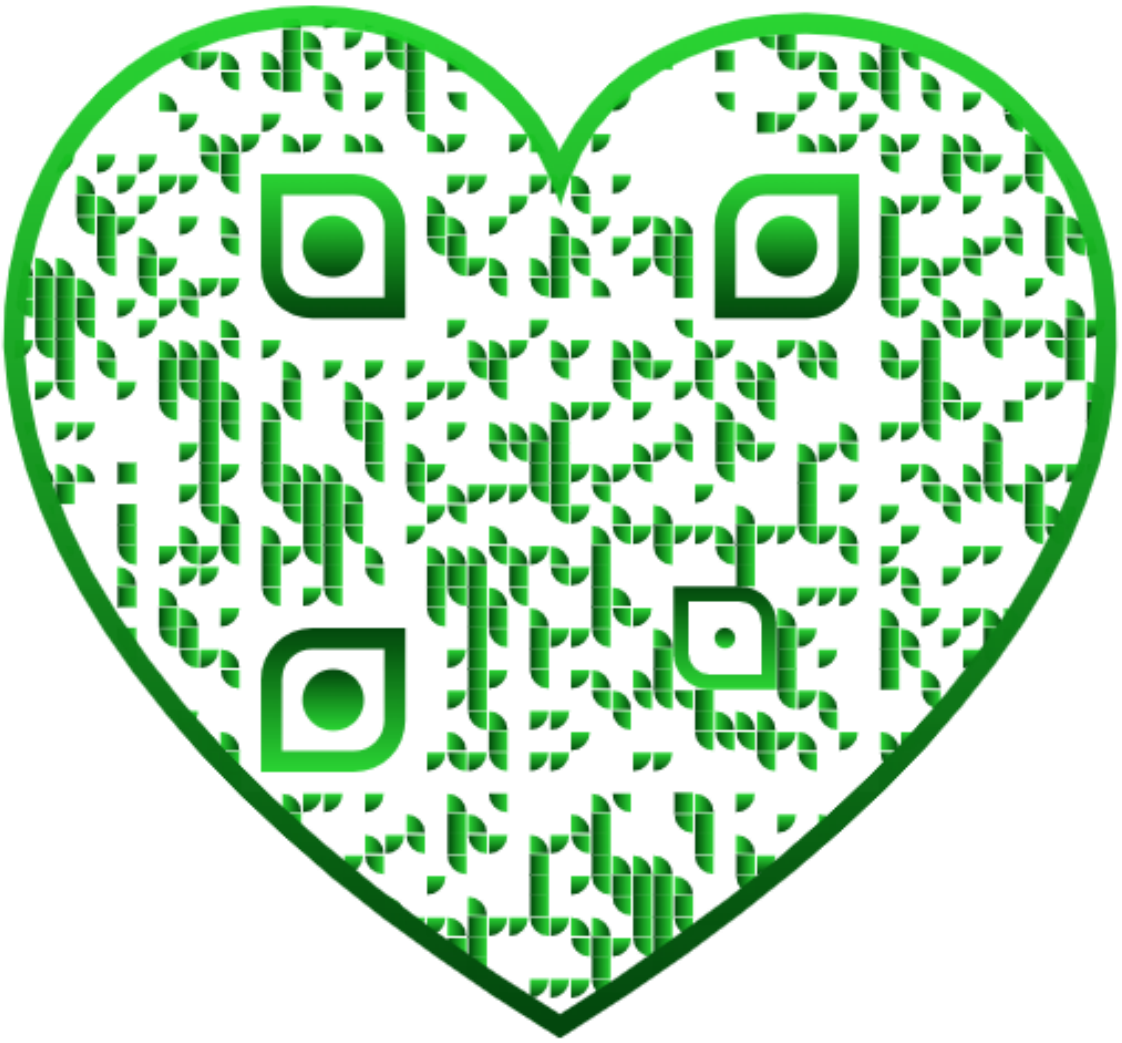
ROBERT FORSTER

BOB DYLAN - ROSALÍA - FELA KUTI - ROBERT FORSTER - TERRY HALL - RON SEXSMITH - SAMIA - HELGE SCHNEIDER - UKRAINE

AUSGABE 340 FEBRUAR 2023

D: 9,90 € - A: 10,70 € - CH: 15,80 SFR

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung



INVESTIEREN SIE IN PERSPEKTIVEN

FÜR JUNGE MENSCHEN MIT VIEL POTENZIAL.

Kinder und Jugendliche so zu stärken, dass sie alle ihre Fähigkeiten ausschöpfen können, ist eine direkte Investition in das Wohl aller. Denn es sind diese jungen Menschen, die Ihre Gesellschaft nachhaltig gestalten und das Herz und das Wissen haben, die Welt zu verändern. *Das ist Hilfe, die wirkt.*

sos-kinderdoerfer.de

SOS KINDERDÖRFER WELTWEIT

Foto: Joris Lugtigheid

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Nah dran

Liebe Leserin, lieber Leser,

als unser Autor Ralf Niemczyk ankündigte, er wolle die ukrainische Band Luna, die er nach ihrem Konzert in Berlin kennengelernt hatte, auf ihrer kleinen Europatournee bis Kyiv begleiten, war ich hin- und hergerissen zwischen der Neugier auf eine bestimmt hochinteressante Reportage und der Sorge um das Wohlergehen meines Kollegen. Mit dem Tourbus in ein Kriegsgebiet – das klang nach einem sehr riskanten Unternehmen. Doch Ralf hatte sich entschieden. Er wollte wissen, wie die in ihrem Heimatland sehr erfolgreiche Popband in Kyiv lebt und arbeitet, wie es um die Musikszene in der Ukraine unter Kriegsbedingungen bestellt ist, ob und wie dort noch Konzerte stattfinden können, wie wichtig Kultur für die Menschen jetzt überhaupt ist und wie ein „normales" Leben unter täglicher Bedrohung aussieht. „Da die russische Propaganda eine eigenständige ukrainische Kultur komplett negiert und eliminieren will, sind die eigene Sprache, die Folklore-Kultur und auch die Popkultur superwichtig", so das Resümee. Am Ende blieb der ROLLING STONE-Reporter neun Tage in der Ukraine. Am eindrücklichsten sei ihm die Mischung aus Verzweiflung und Zuversicht in Erinnerung, mit der die Menschen vor dem Theater in Cherson anstanden, um sich Welthungerhilfe-Pakete abzuholen, die meisten schweigend. Seine Reportage lesen Sie ab Seite 56.

Zwei andere große Geschichten möchte ich Ihnen noch ans Herz legen: unsere Titelstory über Bob Dylans Rückkehr als Songwriter mit *„Time Out Of Mind"* – und das Interview-Porträt mit der spanischen Künstlerin Rosalía, die aus Flamenco, Reggaeton und Elektronik die aufregendste Popmusik unserer Tage macht.

Ich wünsche Ihnen Inspiration und viel Vergnügen!

Bob, weltexklusiv

ROLLING STONE veröffentlicht ein Vinyl-Sammlerstück mit zwei exklusiven Tracks

Der Handelsausgabe des ROLLING STONE liegt in diesem Monat eine Vinyl-Single von Bob Dylan bei. Auf der A-Seite finden Sie „Love Sick" von Dylans Meisterwerk *„Time Out Of Mind"* in der bisher unveröffentlichten Version 1 – Dylan hat von allen Stücken drei Takes aufnehmen lassen. Auf der B-Seite ist eine Live-Version von „Cold Irons Bound". Als Abonnent haben Sie die Wahl und können die Single für 2 Euro einzeln per Mail bestellen über: musik-magazine@medienexpert.com

SCHREIBEN SIE UNS!

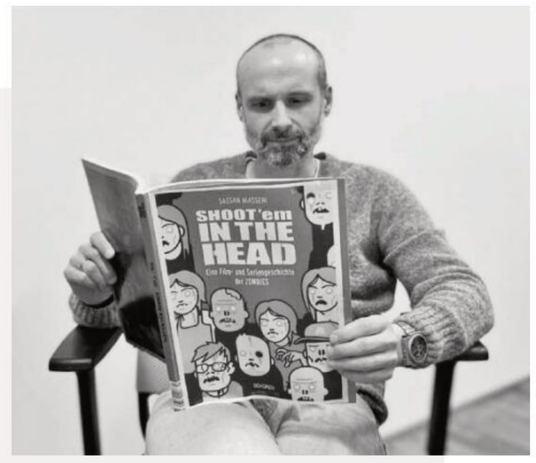
WIE FINDEN SIE DAS HEFT?

Ihre Meinung per E-Mail an post@rollingstone.de

Jürgen, brandneu

Jürgen Ziemer stellt jetzt jeden Monat besondere Platten vor

Zehn Jahre hat Jens Balzer über (Ge-)Räusche in seiner „Sounds"-Kolumne geschrieben. Nun übernimmt Jürgen Ziemer (Foto) die Auswahl besonderer Alben aus Pop, Electro und Noise. Aber keine Sorge, Jens bleibt dem ROLLING STONE als Autor und Mitarbeiter erhalten.



Sassan, untot

Zombie-Filme sind die heimliche Leidenschaft unseres Online-Chefs

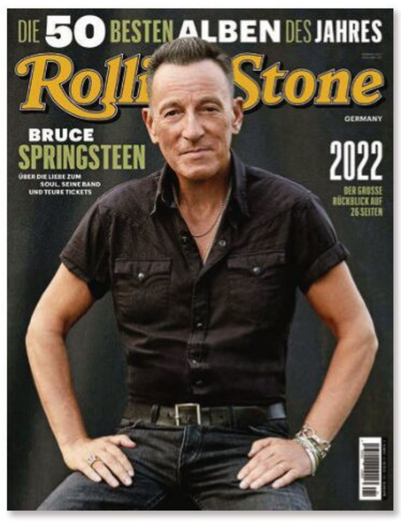
Online-Redaktionsleiter Sassan Niasseri hat ein neues Buch veröffentlicht: „Shoot 'Em In The Head. Eine Film- und Seriengeschichte der Zombies" (Schüren) bietet eine Chronik der Untoten in der Popkultur. In Gesprächen mit Filmschaffenden wie John A. Russo (dem Erfinder des modernen Kino-Zombies), Judith O'Dea (dem ersten Zombie-It-Girl) oder Gaylen Ross (der „Girl with a Gun"-Pionierin des Horror-Kinos) geht er der Frage nach, warum die lebende Leiche inzwischen größere Erfolge feiert als Vampire oder Werwölfe. Eine exklusive Leseprobe gibt es auf rollingstone.de/zombiebuch – darin geht es um Michael Jackson und seine tanzenden „Thriller"-Ghule.

SEBASTIAN ZABEL
CHEFREDAKTEUR

FOTOS: PRIVAT (2)

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

post@rollingstone.de



„Gute Titelgeschichte! Bruce sieht für sein Alter auch noch top aus. Und er hat sich eine kindliche Freude an der Musik bewahrt, wie das Interview zeigt."

— Andreas Burwitz

IN EIGENER SACHE

Ab sofort gibt es neue Ansprechpartner:innen für unsere Abonnements. Fragen, Bestellungen und Wünsche künftig bitte an:
Kundenservice Musik-Magazine
Postfach 1154
23600 Bad Schwartau
abo@rollingstone.de
0451-4906 740

Überraschung

Eure Liste der besten Alben des Jahres steckt mal wieder voller Überraschungen. Tom Liwa auf Platz 1 hätte ich nie und nimmer erwartet. Wet Leg und Rosalía kannte ich noch nicht. Weyes Blood hätte für mich ebenfalls den ersten Rang verdient gehabt.

— Jakob Küster

Live-Gefühl

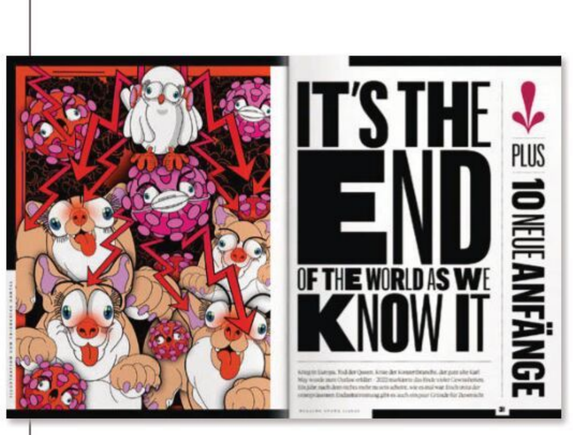
Ich finde den Beitrag „Das Ende des Konzertbooms" sehr gut geschrieben. Meine Meinung dazu: Wenn man eine(n) Künstler(in) sehr gern hört, geht man auch da hin. Ich zum Beispiel war 2022 bei den Rolling Stones, bei Iron Maiden, bei Patti Smith und bei Katie Melua. Ich gehe nach wie vor gern zu Konzerten, auch wenn ich mittlerweile aufs Geld schauen muss. Bei den Stones war ich in München und habe sie zum neunten Mal live gesehen, da ich großer Stones-Fan bin. Man weiß ja nie, ob es das letzte Mal gewesen ist – ich hoffe, nicht. Ich brauche Konzerte, die Atmosphäre … Wenn ich mir eine Blu-ray oder DVD ansehe, ist das für mich nicht das Gleiche. Ich hoffe nur, dass sich die Lage in der nächsten Zeit etwas entspannt und es wieder aufwärtsgeht.

— Kevin Sander

Udo

Dass Udo Jürgens bei den Reissues als großer Songschreiber Erwähnung findet, zeigt die Erkenntnis, dass gute Musik keine Frage des Genres ist. Natürlich steht Udo Jürgens dem schnulzigen Schlager gefährlich nahe. Das ist aber ganz anderen Größen auch schon passiert (Elvis Presley!). Dabei sind die Grenzen fließend, und letztlich geht es doch darum, qualitativ hochwertige Musik von leichter Kost zu unterscheiden.

— Marc Gabelmann



Weiter so!

Einen ganzen Berg Dank schick ich Euch für die treue Begleitung durch die auch musikalisch unsicheren Zeiten! (Fast) immer relevant die Porträts der großen Helden, bestens selektiert „The Mix". Gut, ein paar Sommerlochbeiträge könnte man durch Artikel über den jüngeren Mittelbau wohl problemlos ersetzen (die Leserschaft ist ja längst nicht mehr in den Sechzigern/Siebzigern aufgewachsen), und vielleicht sollte man die Illustration zu den Reviews und „The Look" mal überdenken. Ansonsten: Hut ab, weitermachen! PS: Nicht die Jazz-Ecke vergessen!

— Michael Mehsner

Rolling Stone online

IN DIESEM MONAT LESEN SIE AUF ROLLINGSTONE.DE:

Auch online steht der Februar im Zeichen von Bob Dylan: Wir widmen uns dem Lebenswerk des 81-jährigen Singer-Songwriters und Lyrikers. Hymnische Rezensionen, (un)gerechtfertigte Verrisse, die besten Bootlegs und die bewegendsten Live-Auftritte. Ein Kapitel aus Dylans im vergangenen November erschienenem Buch „Die Philosophie des modernen Songs" können Sie übrigens weiterhin auf rollingstone.de lesen. +++

FOLGEN SIE UNS JETZT AUF:

Twitter Facebook Instagram Spotify

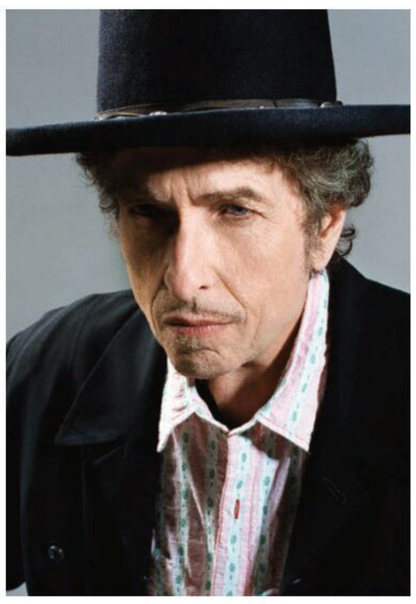


FOTO: WILLIAM CLAXTON

Der nächste ROLLING STONE erscheint am 23. Februar 2023

RollingStone GERMANY

KUND:INNEN- UND ABONNENT:INNEN-SERVICE

Neue Ansprechpartner im Abo!
Kundenservice Musik-Magazine
Postfach 1154
23600 Bad Schwartau
Telefon: 0451-4906 740
E-Mail: abo@rollingstone.de

Alle Abos und Produkte künftig unter: www.musik-magazine.de

Printabo: jährlich 88,00 € inkl. MwSt. & Zustellgebühr
Markenabo (Printabo mit digitalem Archiv-Zugang): jährlich 98,00 € inkl. MwSt & Zustellgebühr
Schweiz 150,00 CHF p.a., Österreich: 94,00 € p.a., Welt: 124,00 € p.a.
Bankverbindung:
AS Mediahouse Berlin GmbH
IBAN: DE95200700000072082101
BIC: DEUTDEHH

axel springer mediahouse berlin

ROLLING STONE DEUTSCHLAND
erscheint monatlich in der
Axel Springer Mediahouse Berlin GmbH
Mehringdamm 33, 10961 Berlin
Telefon: 030/30881880, Fax: -221
E-Mail: redaktion@rollingstone.de
Leserbriefe: post@rollingstone.de
www.rollingstone.de

REDAKTION
Chefredakteur: Sebastian Zabel (V. i. S. d. P.)
Executive Editor (Mitglied der Chefredaktion): Arne Willander
Art Direction: Walter Schönauer *(fr)* (Grafikbüro Schönauer)
Redaktion: Maik Brüggemeyer (Creative Director Text), Birgit Fuß (Managing Editor), Jan Jekal (Volontär)
Redaktionelle Mitarbeit *(fr)*: Jens Balzer, Max Gösche, Renée Reinholz (Schlussredaktion)
Grafik: Patrick Klose *(fr)* (Grafikbüro Schönauer)
Bildredaktion: Nils Stelte *(fr)* (Grafikbüro Schönauer)
Online-Redaktion: Sassan Niasseri (Ltg.), Hella Wittenberg (Social Media/Video), Marc Vetter *(fr)*, Samira Frauwallner (Volontärin)
Koordination CD-Beilagen: Arne Willander
Ständige Mitarbeiter:innen *(fr)*: Gunter Blank, Wolfgang Doebeling, Jörg Feyer, Anne Florack, Bernd Gockel, Philipp Haibach, Rüdiger Knopf, Frank Lähnemann, Ina Simone Mautz, Dr. Alexander Müller, Ralf Niemczyk, Fabian Peltsch, Eric Pfeil, Gunther Reinhardt, Robert Rotifer, Frank Schäfer, Jörn Schlüter, Markus Schneider, Franz Schöler, Frank Thießies, Peter Unfried, Naomi Webster-Grundl, Jürgen Ziemer, Jenni Zylka
Mitarbeiter:innen dieser Ausgabe *(fr)*: Cat Cardenas, Cornelis Hähnel, Björn Hayer, Lorraine Hellwig, Thomas Hummitzsch, Luisa Jung, Vadim Khudoliy, Roland Owsnitzki, Lenny Rothenberg, Birgit Schmitz, Johannes von Weizsäcker

VERLAG
Verlagsgeschäftsführung: Petra Kalb, Claudius Senst
Objektleitung: Volker Schadt, volker.schadt@axelspringer.de
Brand Partnerships und Vermarktung Live Experiences: Martin Lippert (Media Impact), martin.lippert@mediaimpact.de, Mobil: 0151-15675556
Vermarktung Marke: Oliver Horn (Hoflieferant) oliver.horn@hof-lieferant.com, Mobil: 0171-2239119
Objektleitung Marketing und Tonträger Sales: Dirk Laubinger dirk.laubinger@axelspringer.de, Telefon: 030/3088188213
Manager Disposition und Executive Marketing Assistant: Ninja Hansen (für Anzeigen verantwortlich), ninja.hansen@axelspringer.de, Telefon: 030/3088188140
Chief of Staff: Selina Sutter
Abo-Service: Leserservice Musik-Magazine, Postfach 1154, 23600 Bad Schwartau, abo@rollingstone.de, Telefon: 0451/4906740
Objektvertriebsleitung und Vertriebsleitung: Benjamin Pflöger, DMV Der Medienvertrieb GmbH & Co. KG, Meßberg 1, 20086 Hamburg
Herstellung: Thomas Künne, Andy Dreyer
Chief Digital Officer – Strategy & New Business: Isabell Dillenkofer
Chief Digital Officer – Product, Tech & Business Development: Remco Meyer
Druck: Dierichs Druck & Media GmbH & Co. KG Peter Reiting, Frankfurter Straße 168, 34121 Kassel
***(fr)*:** Freie Mitarbeiter:innen

Für unverlangt eingesandtes Text- und Bildmaterial wird keine Haftung übernommen. Der Export der Zeitschrift ROLLING STONE DEUTSCHLAND und ihr Vertrieb im Ausland sind nur mit Genehmigung des Verlages zulässig. Bei Nichtbelieferung ohne Verschulden des Verlages oder infolge von Störungen des Arbeitsfriedens bestehen keine Ansprüche gegen den Verlag.
ISSN 1612-9563

Datenschutz ist uns wichtig.
Unsere Datenschutzerklärung finden Sie unter www.rollingstone.de/datenschutz. Sie können diese auch schriftlich unter Axel Springer SE, Datenschutz, Axel Springer Straße 65, 10969 Berlin anfordern.

PENSKE MEDIA CORPORATION (PMC)
Chairman & CEO: Jay Penske
Chief Operating Officer: George Grobar
Managing Director, International Markets: Debashish Ghosh
Associate Vice President, International Markets: Gurjeet Chima
Associate Director, International Brand & Partnership Operations: Francesca Lawrence

ROLLING STONE HEADQUARTERS
CEO: Gus Wenner
Editor in Chief: Noah Shachtman
Executive Editor: Sean Woods
Digital Director: Lisa Tozzi
Creative Director: Joseph Hutchinson
Director of Photography & Deputy Creative Director: Emma Reeves
Publisher, EVP, Head of Global Brand Partnerships: Brian Szejka
Associate Publisher: Jessica Grill

Founder & Editorial Director: Jann S. Wenner

Copyright © 2023 by ROLLING STONE LLC. All rights reserved. Reproduction in whole or in part without permission is prohibited. The name ROLLING STONE and the logo thereof are registered trademarks of ROLLING STONE LLC, which trademarks have been licensed to AS Mediahouse Berlin GmbH.

Veröffentlichung nach § 7a Berliner Pressegesetz:
Aktionäre der Axel Springer SE, Axel-Springer-Straße 65, 10888 Berlin, die mehr als 25 vom Hundert des Aktienkapitals besitzen: 1) Axel Springer Gesellschaft für Publizistik GmbH & Co, Axel-Springer-Straße 65, 10969 Berlin, deren persönlich haftende Gesellschafterin die AS Publizistik GmbH, Berlin, und deren einzige Kommanditisten die Friede Springer gGmbH, Berlin, und die MD Beteiligungsgesellschaft mbH, Berlin, sind. Alleinige Gesellschafterin der Friede Springer gGmbH ist Frau Dr. h.c. Friede Springer, Berlin. Alleiniger Gesellschafter der MD Beteiligungsgesellschaft mbH, Berlin, ist Herr Dr. Mathias Döpfner, Berlin; 2) Traviata B.V., Grafenberger Allee 337 B, 40235 Düsseldorf, an der die von KKR beherrschte KKR Traviata Aggregator L.P., Toronto, Kanada, mittelbar mit rund 73,4%, und das Canadian Pension Plan Investment Board, Toronto, Kanada, mittelbar mit rund 26,6% beteiligt sind.

Aufsichtsrat der Axel Springer SE:
Ralph Büchi, Vorsitzender, Dr. h.c. Friede Springer, stellvertretende Vorsitzende, Andrej Babache, Philipp Freise, Oliver Heine, Johannes P. Huth, Franziska Kayser, Prof. Dr. Wolfgang Reitzle, Martin Varsavsky.

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Inhalt

HEFT 340
MUSIK UND MEHR

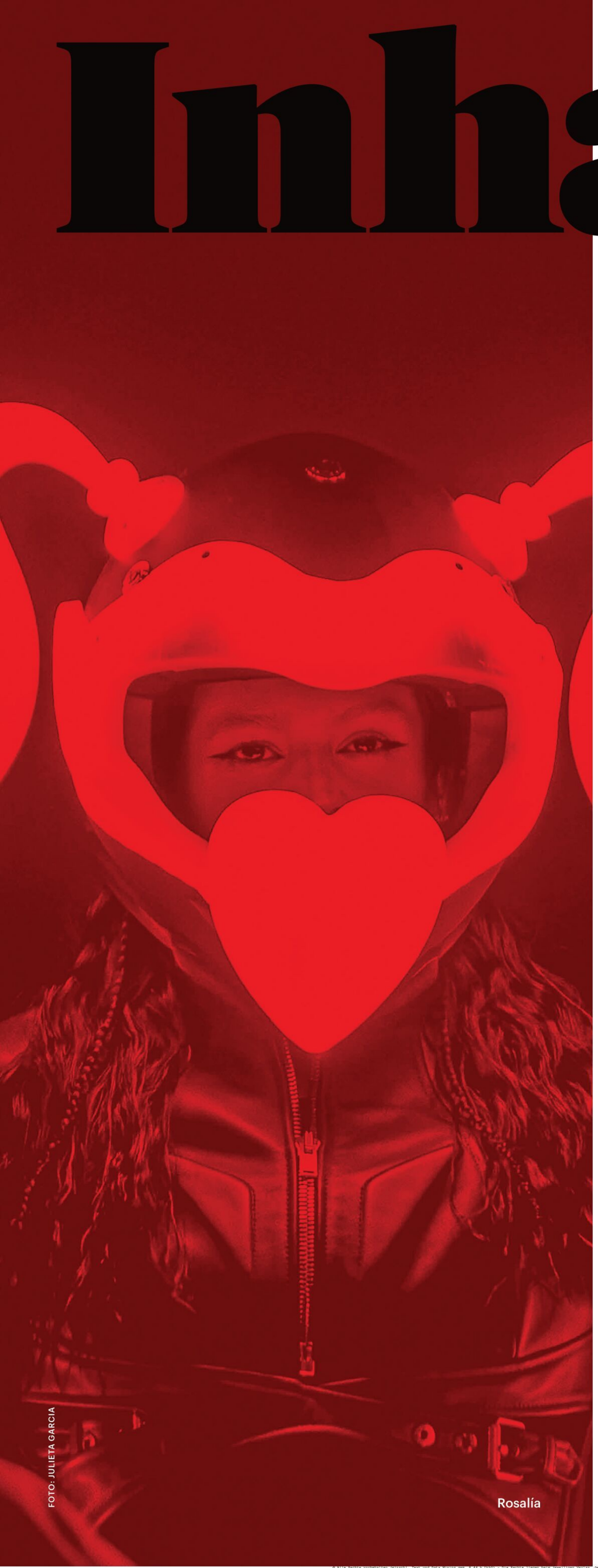


FOTO: JULIETA GARCIA

Rosalía

34

Bob Dylan

Wie aus alten Liedern ein neuer Bob Dylan wurde: Eine neue Veröffentlichung gibt Einblick in die Aufnahmen zu *„Time Out Of Mind“*, einem von Dylans wichtigsten Alben, mit dem der Songwriter das Bild, das wir heute von ihm haben, nachhaltig prägte

Von Maik Brüggemeyer

42

Rosalía

Unterwegs mit Rosalía: Wie sich der unkonventionellste Superstar der Popwelt weit über ihre spanische Heimat hinaus mit Kompromisslosigkeit und *„Motomami“* einen Namen machte und ihre Tournee zum Triumphzug geriet

Von Cat Cardenas

52

Fela Kuti

Eine Republik aus Rhythmus: Vor 50 Jahren erschien das bahnbrechende Afrobeat-Album *„Afrodisiac“* von Fela Kuti und seiner Band Africa ’70 – es inspirierte (und revolutionierte) die Popmusik

Von Jürgen Ziemer

56

RS-Reportage: On the Road in der Ukraine

Mit dem Bandbus in den Krieg: Eigentlich wollte unser Autor nur ein Konzert der ukrainischen Band Luna in einem Berliner Indie-Club besuchen – doch dann landete er in einer Kampfzone des Ukraine-Kriegs am Schwarzen Meer

Von Ralf Niemczyk

66

Robert Forster

Vater einer Band: In schweren Zeiten wurde das gemeinsame Musikmachen für die Familie des australischen Songwriters Robert Forster ein wichtiges Ritual. Daraus entstand ein intimes und bewegendes neues Album. Das Interview dazu

Von Maik Brüggemeyer

The Mix

7 **Ron Sexsmith**
Seit über einem Vierteljahrhundert versucht der kanadische Songwriter die Welt ein bisschen besser zu machen – nicht nur mit seinen Liedern, auch mit Tweets
Von MAIK BRÜGGEMEYER

10 **Samia**
Gedichte als Songs: Die Amerikanerin ist eine Melancholikerin in der Tradition von Lana Del Rey – und versteht sich zugleich als Rebellin
Von NAOMI WEBSTER-GRUNDL

13 **Raye**
Auf ihrem Debüt verarbeitet die Londonerin Label-Frust, Drogenabhängigkeit und traumatische Erfahrungen. Traurig ist das Album nicht
Von JÖRN SCHLÜTER

Q&A
16 **Helge Schneider**
Der Musiker über kulturelle Aneignung, Toreros, Reiseunlust, die vier besten Sätze und sein neues Album
Von SASSAN NIASSERI

25 **Inhaler**
Elijah Hewson kann seine Herkunft nicht verbergen, doch Inhaler wollen viel mehr sein als die Band von Bonos Sohn: Sie kommen, um die Rockmusik zu retten
Von BIRGIT FUSS

HISTORY
28 **Iggy And The Stooges**
Vor 50 Jahren erschien *„Raw Power“* und zementierte Iggy Pops Status als Punk-Pionier
Von JAN JEKAL

PLUS
The Bad Ends, George Harrison, Joe Henry, Shania Twain und einige mehr

Reviews

MUSIK
73 **Neues von Anna B Savage**
und 66 weitere Rezensionen

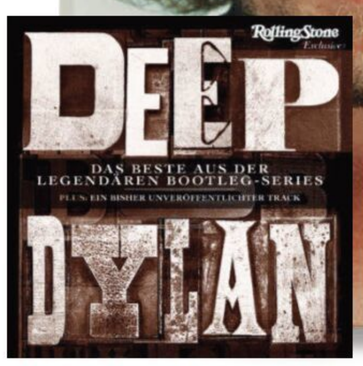
RS-GUIDE
90 **Terry Hall**
Sebastian Zabel über The Specials und andere Werke des großen Songwriters

FILM, SERIEN & LITERATUR
92 **„Till“**
und 18 weitere Rezensionen

TITELFOTO: MARK SELIGER

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

LOOK OUT KIDS!



MEHR BOB DYLAN? NUR IM ROLLING STONE-SHOP

EXKLUSIVE SAMMLERAUSGABEN UND SONDERHEFTE

UND NOCH VIEL MEHR:

rollingstone.de/shop

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Ron Sexsmith in Stratford

FOTO: KERRY VERGEER

Ein Ort namens Liebe

Seit über einem Vierteljahrhundert versucht der kanadische Songwriter Ron Sexsmith die Welt mit seinen Liedern ein bisschen besser zu machen. Aber nicht nur mit seinen Liedern – auch mit Tweets

Von MAIK BRÜGGEMEYER

DIESER MANN WILL UNS WEISMAchen, er wäre für die moderne Zeit nicht gemacht. Er hat kein Mobiltelefon und keinen Führerschein, sein liebster Zeitvertreib besteht darin, auf langen Spaziergängen die Schwäne auf dem Fluss zu beobachten und Schallplatten mit alter Musik aufzulegen, am liebsten von den Kinks, deren Songwriter Ray Davies Lieder singt, die vor allem sagen, dass er für diese moderne Zeit nicht gemacht ist. Dieser Mann heißt Ron Sexsmith. Er stammt aus St. Catharines/Ontario, einer 140.000-Einwohner-Stadt zwanzig Kilometer nordöstlich der Niagarafälle, ist 59 Jahre alt und schreibt selbst solche Lieder. „Outdated And Antiquated“ heißt eines. In dem singt er: „They're all on their phones while I write poems instead.“

Aber Moment mal – lesen wir den Namen Sexsmith nicht mehrmals täglich, wenn wir auf unseren Mobiltelefonen im digitalen Mordor namens Twitter unterwegs sind? „Wenn Gott eine Tür schließt, öffnet er ein Fenster – dann betätigt er eine Toilettenspülung“, schreibt er da etwa. Oder: „Ich frage mich ob Benjamin Netanyahu die E-Mail-Adresse BenjaminNet@yahoo hat.“ Kürzlich erklärte er, er erwäge, einen Süßwarenladen zu eröffnen und ihn Open Heart Sugary zu nennen. Seit vierzehn Jahren ist er schon bei Twitter angemel-

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

det, über 55.000 Leute folgen ihm und lesen ihn dort. Gut, das sind immer noch weit über zwei Millionen Follower weniger, als beispielsweise James Blunt oder Jan Böhmermann gesammelt haben. Aber viele Digital Natives, die nur noch in die physische Welt zurückkehren, um ihr Telefon aufzuladen und den ROLLING STONE zu lesen, haben eine weitaus kleinere Gefolgschaft. Das soll mir mal jemand erklären. Am besten Ron Sexsmith selbst.

Das sei alles ein Missverständnis sagt der Mann in dem Zoom-Fenster auf meinem Laptop. Sein Management habe dieses Profil mal für ihn angelegt, und dann habe ihn 2012 ein Presseagent angestiftet, selbst einmal die Woche was zu tweeten. „Aber ich habe doch gar kein Telefon!“ – „Dann mach’s halt auf dem Laptop.“ – „Aber … Aber was soll ich denn da schreiben?“ – „Irgendwas.“

„Ich hatte wirklich keine Ahnung, was ich da schreiben sollte“, erklärt Sexsmith treuherzig. „Aber ich bin ein großer Fan von den Comedians der alten Schule, wie Groucho Marx, Jack Benny und Bob Hope – und ich habe immer diese blöden Wortspiele im Kopf. Die habe ich dann einfach getweetet, und die Leute fanden das anscheinend gut.“

Mittlerweile ist sein Twitter-Account eine Art Ron-Sexsmith-Show: Es gibt Videos, Songs, Witze, Anekdoten, alte Fotos. Als 2020 die Pandemie begann, beschloss er, sich für seine Gemeinde auf dem Klavier durch seinen gesamten Backkatalog zu spielen, vom offiziellen Debüt, *„Ron Sexsmith“* (1995), bis in die Gegenwart. „Ich hatte das Gefühl, dass ich was tun muss. Ich wollte wie Bob Hope im Zweiten Weltkrieg sein, der die Truppen unterhalten hat. Ich wollte die Moral der Menschen stärken und ihre Stimmung heben. Also habe ich mich voll reingehängt, und ich glaube, die Leute wussten das zu schätzen.“ Er ist ein bisschen stolz darauf. „Aber Twitter ist ein böser Ort“, sagt er. „Es bringt das Schlimmste in den Menschen hervor, und ich habe versucht, ihn auf meinem Profil in einen guten und fröhlichen Ort zu verwandeln.“

Seine Mission, die Menschen aufzurichten, verfolgte er natürlich auch schon, bevor er unbedarft in die digitale Welt aufbrach. Mit seinen Liedern hat er es schon immer verstanden, seine Hörer:innen an einem Tiefpunkt abzuholen, um ihnen eine lebenserhaltende Portion Hoffnung einzuflößen. Gerade weil er selbst bei seinem Vortrag nicht unbedingt den Eindruck machte, ein besonders fröhlicher Mensch zu sein.

Als sein letztes Album im April 2020 erschien, befanden wir uns gerade im ersten Lockdown. Der Titel, „Hermitage“ („Einsiedelei“), hätte zu diesem Zeitpunkt also nicht passender sein können. „Wir haben tatsächlich überlegt, ob wir das veröffentlichen sollen“, erinnert sich Sexsmith. „Aber da es, für meine Verhältnisse zumindest, ein ziemlich fröhliches und optimistisches Album war, dachte ich: Das ist genau das, was die Leute brauchen.“

„Hermitage“ war – das erklärt den Titel – in seinem neuen Haus in Stratford/Ontario entstanden. Dorthin war er 2017 mit seiner Frau, der Songwriterin Colleen Hixenbaugh, übersiedelt, weil sie sich die Mieten im zwei Autostunden entfernten Toronto nicht mehr leisten konnten. „Als ich die Lieder für *‚Hermitage‘* schrieb, führte ich ein sehr idyllisches Leben“, sagt er. „Wir hatten ein Haus mit vielen Vögeln im Garten, da lebte sogar eine Eule, und Kaninchen rannten über den Rasen. Es fühlte sich einfach an wie ein Traum.“

Twitter-König ohne Telefon: Ron Sexsmith

Selbst die Pandemie war hier erträglich. „Meine Freunde in Toronto waren alle in ihren kleinen Apartments gefangen, und wir hatten hier die Natur vor der Tür“, so Sexsmith. „Und wenn ich was gelernt hab über mich in dieser Zeit, dann, dass ich gerne zu Hause bin. Ich brauche bestimmte Routinen. Wenn ich auf Tour gehen muss, sind die alle futsch.“ Er liebe es, auf der Bühne zu stehen, aber das Herumreisen mache ihn jedes Mal fertig, sagt er. Er brauche halt eine Residency, schlage ich vor, so wie Adele in Las Vegas, dann müssten die Leute zu ihm kommen und nicht umgekehrt. „Ich hatte tatsächlich eine Residency hier in Stratford“, sagt er. „Während der Pandemie habe ich hier in einer Kirche alle zwei Wochen ein Konzert gespielt. Es ist gut für das eigene Wohlbefinden, wenn man in der Community eine Funktion hat. Meine bestand eben darin, die Leute auf andere Gedanken zu bringen.“

> „Ich wollte wie Bob Hope sein, der im Krieg die Truppen unterhalten hat“

Obwohl Stratford ein geradezu paradiesischer Ort zu sein scheint, blieben die Leute hier nicht unberührt von der sich im Rest der Welt ausbreitenden apokalyptischen Stimmung. „Sobald man den Computer anmachte und die Nachrichten las, wurde die Welt dunkler“, so Sexsmith. „Pandemie, George Floyd, Donald Trump, Wladimir Putin, Elon Musk … Das Leben ist so hart für so viele Menschen, und ich stelle mir immer vor, dass es vielleicht einen Ort gibt, wo wir in Frieden leben können und nicht mehr leiden müssen. Ob das der Himmel ist oder was auch immer. Deshalb beginnt mein neues Album mit einem Song, der ‚A Place Called Love‘ heißt.“

Besagtes Album trägt den Titel „The Vivian Line“, nach einer Straße nördlich von Stratford. „Der Straßenname ist mir das erste Mal bei unserem Umzug aufgefallen“, so Sexsmith. „Ich saß neben meiner Frau in so einem großen Umzugswagen und dachte: Hm, wer wohl diese Vivian ist?“ Mittlerweile weiß er, dass ein lokaler Busunternehmer, auf dessen Grund die Straße gebaut wurde, sie nach seiner Tochter Vivian benannt hat – „sie war die erste Schulbusfahrerin in unserer Nachbarschaft“, sagt Sexsmith. „Sie ist erst vor ein paar Wochen im Alter von 97 Jahren gestorben. Schade, dass sie das Album nicht mehr hören konnte!“ Die nach ihr benannte Straße sei für ihn eine Art Portal zwischen seinem alten Leben in Toronto und seinem neuen in Stratford geworden. „Aber zugleich steht sie für den Weg zurück nach draußen, wenn es nun wieder auf Tour geht.“

Die Vivian Line führte Sexsmith auch zum Pearson Airport, von dem er nach Nashville aufbrach, um sein neues Album dort mit dem Produzenten und Arrangeur Brad Jones aufzunehmen. „Brad hat auf meinen ersten Alben Bass gespielt“, so Sexsmith. „Wir haben uns dann aus den Augen verloren und uns online wiedergefunden. Wir wollten schon immer ein Album zusammen machen.“

Er sei in der Regel etwas ratlos, wenn es darum geht, wie ein neues Album klingen soll, gibt Sexsmith zu. „Ich arbeite so lange an den Songs, bis sie wirklich perfekt sind, schicke die Demos dann an den jeweiligen Produzenten und hoffe, dass ihm was dazu einfällt. Und Brad sagte, er höre da Streicher und Holzbläser. Er sprach von Barock-Pop – so wie The Left Banke oder die Zombies. Das klang für mich erst mal nach einer interessanten Idee. Ich meine, es passt ja in meine Welt. Die Beatles haben auch solche Platten gemacht, oder die Kinks.“ Da ist sie wieder, die Sehnsucht nach der guten alten Zeit, als Songs noch die Welt regierten. God save the village green!

FOTO: KERRY VERGEER

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

DIE BESTEN ALBEN UND MUSIKER

CHARTS

CHARTS FAQs

Festhalten im Lockerlassen

Beharrungsvermögen und Neustart: In den Monats-Charts schimmert das alte Jahr noch durch – aber Aufbruch mit Little Simz, Charlotte Brandi und Anna B Savage

Zum Jahreswechsel dominieren bei den Lesern die Dickschiffe. „Der Boss räumt ab“, „Neil Young mit dem zweiten Hattrick hintereinander“ und auch „Keine Experimente“, lauten die Headlines. Einzig dem kalifornischen Sphärenwunder Weyes Blood gelingt es, die Phalanx der alten Haudegen aufzubrechen. Bemerkenswert auch, dass der Wiener Schrägtexter Voodoo Jürgens die Wertschätzung für Liedgut aus Österreich fortschreiben kann. Ein solider neunter Platz für den 39-Jährigen aus Tulln an der Donau.

Kurz dahinter die Exil-Schönebergerin Stella Sommer, die sich durchaus zum gehobenen Songwriter-Establishment zählen darf.

Neues für 2023: Das Ungeduldige und Fordernde steht bei den Autoren schon aufgrund der Lizenz zum Vorhören auf der Agenda. Doch auch hier ist niemand vom Himmel gefallen. Die ehemalige Kinderschauspielerin Little Simz aus London veröffentlicht seit 2015 ihre vielschichtigen Rap-Entwürfe, die weit über die im UK populäre Spielart Grime hinausgehen. Als Preisträgerin beim Mercury Prize oder den BRIT Awards verbindet sie sehr elegant Erfolg mit Experiment. Als Tochter des Ruhrpotts erkundet Charlotte Brandi diesmal auf Deutsch das „Angstland“. Dirk von Lowtzow von Tocotronic assistierte ihr beim Ausloten von Traum und Wirklichkeit. Und die Dritte im Bunde, Anna B Savage, wiederum aus London? Hat auch schon einiges hinter sich. Im Teenageralter als Singer-Songwriterin erlebte sie Krisen; Schreibblockaden folgten. Eine, die sich freigekämpft hat. **RN**

FOTOS: NWAKA OKPARAEKE, ANNIKA WERTZ, KATIE SILVESTER

CHARTS AUTOREN

1. **Little Simz**
„No Thank You“ (-)

2. **Robert Forster**
„The Candle And The Flame“ (-)

3. **Joe Henry**
„All The Eye Can See“ (-)

4. **Weyes Blood**
„And In The Darkness, Hearts Aglow“ (1)

5. **Charlotte Brandi**
„An den Alptraum“ (-)

6. **John Cale**
„Mercy“ (-)

7. **Iggy Pop**
„Every Loser“ (-)

8. **Stella Sommer**
„Silence Wore A Silver Coat“ (7)

9. **Anna B Savage**
„In Flux“ (-)

10. **Neil Young & Crazy Horse**
„World Record“ (2)

11. **Margo Price**
„Strays“ (20)

12. **Yo La Tengo**
„This Stupid World“ (-)

13. **Ron Sexsmith**
„The Vivian Line“ (-)

14. **Bruce Springsteen**
„Only The Strong Survive“ (6)

15. **The Murder Capital**
„Gigi’s Recovery“ (17)

16. **Gaz Coombes**
„Turn The Car Around (-)

17. **Richard Dawson**
„The Ruby Cord“ (4)

18. **Billy Nomates**
„Cacti“ (-)

19. **Dave Rowntree**
„Radio Songs“ (-)

20. **Dry Cleaning**
„Stumpwork“ (10)

CHARTS LESER

1. **Bruce Springsteen**
„Only The Strong Survive“ (5)

2. **Wilco**
„Cruel Country“ (1)

3. **Arctic Monkeys**
„The Car“ (2)

4. **The Beatles**
„Revolver“ (4)

5. **Neil Young & Crazy Horse**
„World Record“ (12)

6. **Weyes Blood**
„And In The Darkness, Hearts Aglow“ (-)

7. **Neil Young & Crazy Horse**
„Barn“ (11)

8. **Bob Dylan**
„Rough And Rowdy Ways“ (3)

9. **Voodoo Jürgens**
„Wie die Nacht noch jung war“ (-)

10. **Taylor Swift**
„Midnights“ (6)

11. **Neil Young & Crazy Horse**
„Toast“ (14)

12. **Porcupine Tree**
„Closure/ Continuation“ (10)

13. **Stella Sommer**
„Silence Wore A Silver Coat“ (-)

14. **Red Hot Chili Peppers**
„Unlimited Love“ (19)

15. **Wet Leg**
„Wet Leg“ (-)

16. **Die Nerven**
„Die Nerven“ (-)

17. **Tom Liwa**
„Eine andere Zeit“ (9)

18. **Calexico**
„El Mirador“ (18)

19. **Amanda Shires**
„Take It Like A Man“ (-)

20. **Kevin Morby**
„This Is A Photograph“ (16)

MITMACHEN UND GEWINNEN

Stellen Sie den Charts der ROLLING-STONE-Autoren Ihre eigenen Favoriten gegenüber und senden Sie bitte bis zum 3. Februar 2023 eine E-Mail mit Ihren fünf aktuellen Lieblingsalben an charts@rollingstone.de. Zu gewinnen sind diesmal fünf Exemplare des neuen Albums *„Mercy“* von John Cale.

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Katharsis des traurigen Mädchens

Gedichte als Songs: Die Amerikanerin Samia ist eine Melancholikerin in der Tradition von Lana Del Rey – und versteht sich zugleich als Rebellin

Von NAOMI WEBSTER-GRUNDL

Es fühlt sich an, als bräuchte ich zehn Jahre, bis ich wieder eine Zwölf-Song-Platte schreiben kann." Das sagte Samia Najimy Finnerty, die sich als Künstlerin nur Samia nennt, 2021 in einem Interview, weil sie all ihre bedeutenden Erfahrungen auf ihrem Debütalbum, *„The Baby"* (2020), verarbeitet hatte. Doch jetzt erscheint mit *„Honey"* bereits das zweite Album der 26-Jährigen – mit nur elf Songs, was daran liegen könnte, dass sie im Sommer 2021 die EP „Scout" herausgebracht hat. „Ich hatte viele schlaflose Nächte. Es ist wirklich beängstigend, das zweite Album zu schreiben. Man hat sein ganzes Leben, um die Lieder für das erste Album zu schreiben – und dann hat man nur ungefähr zwei Jahre für das zweite", so Samia.

Als Tochter der Schauspielerin Kathy Najimy („Sister Act", „Hocus Pocus") und des Schauspielers und Musikers Dan Finnerty („The Terminal", „Rock Of Ages") wuchs Samia in Los Angeles auf. Von frühester Teenagerzeit an schrieb sie Gedichte – der beste Tag überhaupt sei jener gewesen, an dem ihr klar wurde, dass sie ihre eigenen Gedichte auch singen könnte. Sie wäre gern zu Open-Mic-Nights gegangen, aber ohne Führerschein kommt man in L.A. schlecht irgendwohin. Und als Samia fünfzehn war, zog ihre Familie nach New York. Sie stürzte sich in die Musikszene, machte bei jeder Band mit, die sie haben wollte, und gründete am College ihre eigene Band, aus der schließlich das Soloprojekt erwuchs.

2017 verstand Samia sich mit Anfang zwanzig als Folk-Musikerin und veröffentlichte ihre ersten Songs auf der Streamingplattform Spotify. Dort wurde ihr Track „Someone Tell The Boys" in die Playlist „Badass Women" gepackt. Einerseits eine gute Sache: Ergattert man einen Platz auf einer prominenten Spotify-Playlist, hat man die Chance, eine Menge Leute für sich zu gewinnen. Andererseits stieß ihr der Name der Playlist bitter auf, da damit die Auffassung bedient wird, Musik von Frauen sei eine eigene Kategorie. Und sie fühlte sich künstlerisch völlig falsch eingeordnet. „Someone Tell The Boys" ging in eine andere Richtung als ihre restliche Musik: poppige Melodien, rockige Gitarren. Auch mit dem Empowerment-Narrativ konnte sie sich nicht identifizieren, entstanden ihre Texte doch immer eher aus Verzweiflung und Schmerz. Als Labels und Management-Agenturen durch den Song auf Samia aufmerksam wurden, merkte sie schnell, dass künstlerisch etwas anderes von ihr erwartet wurde als das, was sie geben wollte. So entschied sie sich, *„The Baby"* im Kreise von Freunden aufzunehmen. Auf der von der Presse gefeierten Platte verhandelte sie Themen wie die Angst vor Konfrontationen, Machtgefälle in der Musikindustrie, toxische Beziehungsmuster, überwältigende Unsicherheiten des Erwachsenwerdens. „Die erste Platte war voller Angst. Das waren ungefiltert und unmittelbar aufgeschriebene Gefühle. Dann kam die Pandemie, und ich hatte viel Zeit zum Nachdenken. Das neue Album ist jetzt eine sehr durchdachte Reflexion über alles, was ich seitdem erlebt habe."

Auch auf *„Honey"* bleibt Samia dem melancholisch-nachdenklichen Sad-Girl-Image treu. Nicht umsonst ist Lana Del Rey einer der größten musikalischen Einflüsse für sie. Während die Songs auf ihrem Debüt auf Gedichten basierten, hat sie die Texte für *„Honey"* bereits mit der Intention geschrieben, Songs aus ihnen zu machen. Doch sie sieht die Musik weiterhin vor allem als unterstützendes Element für das Storytelling des Albums. Die Tracks bleiben gesungene Gedichte mit musikalischer Untermalung. Samia erzählt auch jetzt wieder sehr viel von Angst. Von der Angst, verlassen zu werden. Der Angst, sich jemandem wirklich zu öffnen und ihn damit zu vergraulen. Der Angst vor Konflikten. Aber auch von Wut und Traurigkeit. Der Titeltrack und „Breathing Song" handeln von derselben Beziehung, bei der sich Samia fühlte, als würde sie ertrinken. „‚Honey' ist für mich der komplizierteste Song auf der Platte. Ich habe ihn über die traurigste Zeit in meinem Leben geschrieben, als ich mich ständig betrunken habe, um mich nicht mit den Konflikten in meinem Leben auseinandersetzen zu müssen. Aber am Ende klingt er jetzt wie ein Lagerfeuersong, der Spaß macht und zu dem man tanzen will." In „Breathing Song" benennt sie klar, dass sie versucht hat, die Geschichte aus der Sicht der anderen Person zu erzählen, um nach der vermeintlichen eigenen Schuld zu suchen, statt zu benennen, dass es um eine Vergewaltigung und eine Fehlgeburt geht. „Die beiden Songs erzählen von derselben Situation und meinem unterschiedlichen Umgang damit. Es gibt auf der Platte so viele Momente der Dunkelheit und des Sich-in-Qualen-Suhlens. Und dann gibt es aber auch so viele Momente der reinen Freude. Und deshalb repräsentiert ‚Honey' die verschiedenen Seiten des Albums."

Diese beiden Seiten spiegeln sich auch in den immer aufs Neue auftauchenden Komplexen Sterben und Tanzen wider: „I wanna go to the beach and die on the beach" („Honey"). „Are you scared to die?" („Dream Song"). „Breathing, dancing, dying" („Amelia"). In ihren Musikvideos tanzt Samia sehr oft – und das meist knapp bekleidet. „Ich habe selbst erlebt, dass man als Mädchen oder Frau dafür gemobbt oder bestraft wird, dass man einfach in einem bestimmten Körper existiert. Als ich anfing, Kunst zu machen, war ich sehr von Kathleen Hanna und anderen Punk-Künstlerinnen angetan, die ihre Körper als Zeichen des Protestes genutzt haben. Ich muss lernen, dass das nicht immer so wahrgenommen wird, wie ich mir das wünsche. Aber solange es sich wie eine Selbstbefreiung anfühlt, mache ich das. Und beim Tanzen kann man vielleicht albern aussehen, aber ich denke, es gehört mit zum Kathartischsten und Schönsten, was man sich erlauben kann."

Mit den letzten drei Songs nimmt die Platte dann eine versöhnliche Wendung. „Nanana" ist eine Liebeshymne an ihren Boyfriend, mit dem sie jetzt in Nashville ein geerdetes Leben führt: weniger Nachtleben, mehr mit dem Hund rausgehen. „Amelia" steht für ihre Dankbarkeit für gute Freundschaften: Amelia Meath ist Teil der Band Sylvan Esso, in deren Studio in North Carolina Samia *„Honey"* aufnahm und wo sie sich mit ihrem Produzenten Caleb Wright und anderen Freunden einquartierte, die auf dem Album zu hören sind. „Ich habe Caleb gesagt, dass ich einen Badeanzug-Song schreiben wollte, was immer das heißen mag. Ich wollte, dass er so erfüllend und inspirierend klingt, wie diese Zeit mit meinen Freunden im Studio es tatsächlich für mich war." RS

EINFLÜSSE

KATHLEEN HANNA

Von der feministischen Aktivistin und Sängerin der Punk-Band Bikini Kill hat sich Samia Freizügigkeit als Protestform gegen absurde Körperideale für Frauen, sexualisierte Gewalt und Unterdrückung abgeschaut.

LANA DEL REY

Während der Entstehung von *„Honey"* hat Samia vor allem das Album *„Blue Banisters"* (2021) von Lana Del Rey gehört, was man in erster Linie an der Art erkennt, wie auch sie es versteht, Melancholie in Musik zu übersetzen.

RICHARD LINKLATER

Samia und Produzent Caleb Wright versuchten mit der Platte das traumwandlerische Gefühl des Films „Waking Life" von Richard Linklater aus dem Jahr 2001 einzufangen. Besonders zufrieden sind sie dabei mit „Dream Song", der Samia nach eigener Aussage tatsächlich im Traum einfiel.

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

FOTO: SOPHIA MATINAZAD

Samia

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

SPIEL DES LEBENS

TECHNIK

RS

Gaming und sein Umfeld sind das weltweit größte Entertainment-Segment, Tendenz weiter steigend. Allein das Zubehör erscheint als ein Kosmos für sich, der längst Produktideen in der Echtwelt inspiriert

VON RALF NIEMCZYK

AM BESTEN FÜR

GRAND THEFT AUTO

SteelSeries Apex 5

Diese Hybrid-Gaming-Tastatur hält einiges aus. Mindestens 20 Millionen Tastenanschläge sind garantiert. Auch darüber hinaus sorgt eine Alu-Legierung in „Luftfahrtqualität" für hohe Strapazierfähigkeit beim Zocken. Magnetische Handgelenkauflage und OLED-Display mit 16,8 Millionen Beleuchtungsfarben.

108 Euro **STEELSERIES.COM**

AM BESTEN FÜR

DOOM ETERNAL

Logitech G502 HERO

Aus der grauen Maus der Computer-Frühzeit ist ein „High-Performing"-Teil geworden, das erstaunliche Tricks beherrscht. Entwickelt für fortgeschrittene Gaming-Kultur, ist die G502 mit einem Spezialsensor ausgestattet, der eine hochpräzise, auf weniger als ein Mikron genaue Abtastung bietet. Damit niemand mehr danebenschießt.

90 Euro **LOGITECHG.COM**

AM BESTEN FÜR

MINECRAFT

KLIM eSports

Solide verarbeiteter Gaming-Stuhl für Hochfrequenzspieler, strapazierfähig und bequem. Edle Materialien und Expertise in ergonomischen Details sorgen für Komfort auch nach stundenlangen Sessions. Durch seine üppige Ausstattung darf man sich vorkommen wie im Kommandostand bei „Star Trek".

450 Euro **KLIMTECHS.COM**

AM BESTEN FÜR

NEED FOR SPEED

ODK Home L-Shaped Desk

Für Freunde des Multi-Monitor-Gaming. Länge und Breite des „L-Tischs" bieten Platz für drei bis vier Bildschirme. Das robuste Untergestell und die massive Tischplatte können einiges an Last verkraften. Installierbar für Rechts- oder Linkshänder. Die Monitorablage ist variabel abnehmbar.

159 Euro **ODKHOME.COM**

AM BESTEN FÜR

HELLSINGER

Teufel Zola

Mit diesem Headset erhöht der Berliner Klangspezialist seine Präsenz in der Gaming-Zone. Große Leistung bei individueller Skalierbarkeit. Ohrpolster und Mikroschutz in sechs Farben. 40-Millimeter-HD-Töner für tiefe Bässe und sonore Höhen. Ein Klangerlebnis am PC in 7.1-Binaural-Surround-Sound.

129 Euro **TEUFEL.DE**

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Raye

FOTO: CALLUM WALKER HUTCHINSON

Keine Angst

Die Londonerin Raye schrieb Songs für Beyoncé und Charli XCX – nun veröffentlicht sie ihr Debütalbum

Von JÖRN SCHLÜTER

IM HAUS VON RACHEL KEEN AKA RAYE IN Südlondon hängt ein Poster mit einem Zitat von Nina Simone: „An artist's duty is to reflect the times." Raye mag diesen Satz, weil sie in ihm eine Haltung erkennt, die die Kunst über das bloße Entertainment hinaushebt. Als sie vor sieben Jahren mit siebzehn ihre Karriere begann, stand dahinter der Wunsch, etwas zu erschaffen, das authentisch, aufrichtig und relevant wäre. Doch das Gegenteil geschah. Nach der Unterzeichnung eines vier Alben umfassenden Deals mit der britischen Dépendance des Major-Labels Polydor schickten ihre Vorgesetzten sie durch einen Jetstream an Kollaborationen und Features. Keen schrieb für Beyoncé, Charli XCX und John Legend und sang für David Guetta. Sieben Top-20-Singles im UK, eine Milliarde Streams – beeindruckende Zahlen.

Doch Rayes Wunsch, ihr eigenes Album zu machen, wurde von ihrem Label unterdrückt – bis der Künstlerin im Juni 2021 der Kragen platzte. Raye postete ihren Frust mit deutlichen Worten auf Twitter. Da war die Entscheidung gefallen, ihr Label zu verlassen und endlich das eigene Album zu veröffentlichen. „Ich hatte all diese Lieder, über die mir gesagt worden war, sie seien zu kompliziert oder einfach nicht das, was ein großes Publikum hören will. Jetzt konnte ich endlich entscheiden, was ich veröffentlichen wollte."

Die Entscheidung fiel auf ein facettenreiches Repertoire mit vielen Spielarten der aktuellen britischen und amerikanischen Popmusik. Raye kann modernen R&B singen, verfällt gelegentlich wie Kate Nash in einen Londoner Plauderton und hat ein Ohr für den elaborierten HipHop von Drake. Auch Club-Sounds und live gespielter Neo-Soul fallen ihr leicht. All das ist nicht zu viel des Guten, weil die Sängerin diese Unterschiedlichkeit mit künstlerischer Souveränität vereint. „Mich zu diesen verschiedenen Stilen zu stellen war vielleicht die größte Herausforderung des Albums. Die Leute haben mir ständig vermittelt, dass Diversität ein Problem sei, dass ich eine Identitätskrise hätte und dass ich alle verwirren würde. Das ist für jemanden wie mich nicht hilfreich – ich bin Britin, aber ich habe ghanaisch-schweizerische Wurzeln. Ich bin multikulturell aufgewachsen, mit vielen unterschiedlichen Einflüssen. Dasselbe gilt für meine Musik. Dieses Narrativ, dass man sich festzulegen hat, wer man sein will, ist für mich toxisch – das hat mich krank gemacht. Deshalb habe ich das jetzt umgedreht."

> „Ich hatte all diese Lieder. Jetzt konnte ich endlich entscheiden, was ich veröffentlichen wollte"

Wie krank sie in den sieben dunklen Jahren war, beschreibt Raye auf ihrem Album *„My 21st Century Blues"* mit schmerzhafter und trotzdem kraftvoller, stolzer Ehrlichkeit. Sie singt von Label-Frust („Hard Out Here"), einer mittlerweile überwundenen Drogenabhängigkeit („Mary Jane") und Störungen („Body Dysmorphia"). Mehrfach geht es um Erfahrungen als junge Woman of Colour mit sexuell gewalttätigen Männern. Bei dem Lied „Ice Cream Man" scheint das Album plötzlich anzuhalten, und Rayes Stimme, sonst vielfach gestapelt, steht allein und verletzlich im Raum. Der Song reflektiert einen sexuellen Übergriff, den sie innerhalb der Musikindustrie erleiden musste. Da schnürt es einem den Hals zu. „Für mich liegt eine riesige Kraft darin, diesen Song herauszubringen, damit die Leute ihn hören können – auch und insbesondere die, die mir Leid angetan haben. Sie sollen wissen, dass ich eine starke Frau geworden bin und dass ich Schritt für Schritt heile. Es ist, als würde ich ihnen sagen: Wage es ja nicht, je wieder Hand an einen Menschen anzulegen! Und ich meine damit jede Form von sexueller Gewalt. Es passiert in Sekundenschnelle und es bleibt ein Leben lang Teil von einem. Egal wie schwer es mir fällt, diesen Song zu singen – ich sage, das bin ich, das ist mir passiert. Ich habe damit zu lange gewartet, und es hat mich an einen dunklen Ort geführt."

Auf dem Plakat in ihrem Zimmer steht noch ein weiteres Zitat von Nina Simone: „I'll tell you what freedom is to me: No fear!"

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Weiser Widerspruch

Als die Beatles mit ihrem ersten Auftritt in der „Ed Sullivan Show“ Amerika eroberten, war George Harrison, viertes und jüngstes Kind einer Verkäuferin und eines Busschaffners aus Liverpool-Speke, zwanzig Jahre alt. Als die Band sich im Januar 1970 zum letzten Mal im Studio traf, war er sechsundzwanzig. Sechs Jahre, die sein Leben definieren sollten. Er blieb ein Beatle, der jüngste Beatle, der stille Beatle, der spirituelle Beatle.

Wie der Rest der Welt stand er im Schatten des größten Songschreiber-Duos der Popgeschichte. Doch es gelang ihm, sich zu emanzipieren. Zunächst als Person, die ihr Heil jenseits des Ruhms in der indischen Spiritualität suchte, dann als Songwriter, der mit „While My Guitar Gently Weeps“, „Something“ und „Here Comes The Sun“ einige der populärsten Beatles-Lieder schrieb und mit dem Triple-Soloalbum *„All Things Must Pass“* äußerst eindrucksvoll zeigte, dass er es auch allein schaffen konnte. Er hoffe, der materialistischen Welt zu entkommen, sang er und lebte derweil in einem neogotischen Anwesen mit 25 Schlafzimmern, umgeben von acht Hektar Land. Er war ein wandelnder Widerspruch und ein weiser Mann, passionierter Gärtner und Formel-1-Fan, Filmproduzent und Traveling Wilbury, und als er am 29. November 2001 starb, weit mehr als ein stiller Beatle. Am 25. Februar wäre er achtzig Jahre alt geworden.

FOTO: GETTY IMAGES

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining) gem. § 44 b UrhG – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Q&A

Helge Schneider

Der Musiker über kulturelle Aneignung, Toreros, Reiseunlust, die vier besten Sätze und sein neues Album

Von SASSAN NIASSERI

HELGE SCHNEIDERS NEUES Album heißt *„Torero“*. Es ist eine Mischung aus (Latin) Jazz, Herb-Alpert-Trompetenklängen, Folklore und Hörspiel, live im Studio mit seinem Gitarristen Sandro Giampietro aufgenommen. Der Plattentitel ist selbstreferenziell zu verstehen: Der Multiinstrumentalist, Sänger und Komiker sieht sich als einen der Letzten seiner Art. Die Zeiten haben sich geändert, der digitalen Welt begegnet der 67-jährige Mülheimer mit Entschleunigung und Resilienz. Und Gendern kommt für ihn nicht infrage.

Auf Ihrem neuen Album singen Sie vom „Last Torero“. Empfinden Sie sich als Letzten Ihrer Art?
Ich habe das Gefühl, einer der letzten Musiker zu sein, die mit richtigen Instrumenten auf die Bühne gehen. Mein Leben findet auf der Bühne statt. Vielleicht bin ich wie ein Zirkuspferd: Das passt auch nicht mehr in unsere Welt.

Was reizt Sie an der Darstellung des Toreros?
Er repräsentiert die Welt von gestern. Im Gestern ist auch die Romantik beheimatet, und ich bin Romantiker. Beim Stierkampf denke ich weniger an den heutigen Stierkampf oder die vielen Zuschauer, ich denke an die alte Zeit, Ernest Hemingway, der 1932 in „Tod am Nachmittag“ begeistert von seinen Arenabesuchen schrieb. Wer heute über Stierkampf spricht, thematisiert die Tierquälerei. Aber so ein Stier ist ja auch nicht ohne. In Pamplona werden die jungen Leute von den Bullen durch die Altstadt gejagt. Einst maßen sich die Menschen bei diesem Ritual mit der Urkraft der Natur, heute ist der Stierlauf kommerzialisiert. Mich interessieren beim Torero oder Matador vor allem die engen Klamotten, die er anziehen muss. Die sind eng, damit das Stierhorn von dem Anzug abrutscht, denken sie vergeblich. Manchmal braucht es drei Leute, um den Torero in seine Hose zu zwängen.

Wie hat sich das Tourneeleben für Sie verändert?
Ich habe treue Fans, meine Konzerte sind gut besucht. Aber ich spüre, dass immer mehr Menschen eine geradezu panische Angst vor gewissen äußeren Einflüssen haben. Kriege natürlich. Viren. Ich habe das Gefühl, dass dann wenig Platz mehr bleibt für archaische, romantische Kultur, die Teil meiner Welt ist. Die werde ich nicht aufgeben. Manche flüchten sich deshalb auch in Retro-Trends.

Was meinen Sie damit?
Zum Beispiel Schallplatten. Manche haben jetzt erkannt – was ich wiederum schon lange weiß –, dass eine Schallplatte anders klingt als eine Kassette, anders klingt als eine CD und vor allem noch mal anders als Spotify. Wer heute mit einer Plattenfirma verhandelt, kriegt zu hören: Das muss aber auch bei Spotify rein! Der Künstler verdient daran bekanntermaßen null. Streamingdienste sind völliger Quatsch.

Spüren Sie Druck, weil die Echtzeitbeobachtung von Künstlern zugenommen hat? Als Sie im vergangenen Jahr einen Auftritt wegen mangelnder Publikumsnähe abbrachen, ging das viral, es gab auch Kritik an Ihnen. Können Sie sich davon freimachen?
Ich erlebe eine Kastration der Kultur. Freimachen kann ich mich, indem ich Renitenz beweise. Einfach nicht reagieren. Das verschafft mir noch mehr Freiheit. Ich denke nicht, dass ich irgendjemandem mit meiner Kunst wehtue. Das Phänomen der „kulturellen Aneignung“ zum Beispiel interessiert mich überhaupt nicht. Nicht die Bohne relevant. Ich stelle fest, dass es Nachwuchskomikern immer schwerer fällt, sich davon nicht beeinflussen zu lassen. Durch „kulturelle Aneignung“ entsteht Gleichmacherei. Das beginnt schon damit, dass Dialekte geglättet werden. Und im Radio höre ich nur noch Menschen, die bewusst „Zuschauer:innen“ sagen. Völlig uninteressant für mich. Das „:innen“ haben sich eine Handvoll Leute einfallen lassen, und alle tanzen nach deren Pfeife. Mein Drang nach Freiheit wird auch dadurch nur umso größer.

Ihre für 2023 angekündigte Tournee heißt „Big L.A. Show“. Sie spielen amerikanischen Jazz, sie haben den Film „Texas – Doc Snyder hält die Welt in Atem“ gedreht. Wieso waren Sie noch nie in den USA? Sind Sie der Karl May der Musik?
Ich bräuchte doch eine Greencard, um dort Musik zu machen!

Aber Sie haben dort auch noch nie Urlaub gemacht!
Ich bin Musiker – ich mache keinen Urlaub.

Nicht mal eine Woche?
Ich könnte mal rüberfliegen, würde das aber gern verbinden mit einem Auftritt. So. In New York hätte ich die Möglichkeit gehabt, habe mich aber dagegen entschieden. Meine längste Pause zwischen zwei Flügen betrug dreißig Jahre.

Als „die vier besten Sätze der Menschheit“ hatten Sie einst identifiziert: „Das glaub ich doch jetzt nicht!“, „Okayyy?!“, „Näh, ne!“ und „Wie geil ist das denn!“ Alles Jugendslang.
Meine Kinder sind heute schon ganz woanders. Von meiner jüngsten Tochter höre ich ständig „fucking“ oder „fuck“. Oder „What the hell!“ Oder: „What the hell … Fuck!“ Aber auch Harmloseres, wie „Mom“ und „Dad“. Ich kenne noch „Herr Vater“ oder „Frau Mutter“, das ging bei mir über in „Vater“ und „Mutter“ und „Vati“ oder „Papa“ und eben „Mutti“ und „Mama“. Heute ist alles oft „Bro“.

FOTO: HELGE SCHNEIDER

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Space Cowboy beim Arzt

Über ein Atmen im Ohr, das Hören einer einzigen Passage von Beethovens 9. Sinfonie – und die Entspanntheit der Steve Miller Band

ERIC PFEIL

FÜHRT POP TAGEBUCH

Neulich war ich mal wieder bei meinem HNO-Arzt. Ein faszinierender Zeitgenosse, der vor interessanten Behandlungsansätzen nur so sprüht. Da könnten sich andere gut ein Ohr von abschneiden. Vor Jahren suchte ich ihn mit einer bösen Stimmbandentzündung auf, die eine bevorstehende Tournee mit meiner Band zu vereiteln drohte. Der HNO-Arzt riet dazu, gar nichts zu tun, außer Eierlikör zu trinken, sehr viel Eierlikör, das schmiere. Ich gehe seither, wann immer es sich einrichten lässt, zu meinem HNO-Arzt.

Neulich war ich wegen Ohrgeräuschen bei ihm. Sie plagten mich vor allem abends, es klang, als würde ich aus dem Ohr atmen, oder schlimmer noch, als würde irgendjemand aus meinem Ohr atmen. Es hatte etwas von einem Cronenberg-Film. Der Arzt machte einen Hörtest, bei dem ich auf ein anschwellendes Piepen reagieren musste, das an überdimensionale, heimtückische Gruselmoskitos aus einem 30er-Jahre-Science-Fiction-Film denken ließ. Gleich darauf saß ich im Sprechzimmer des Arztes, der bereits das Ergebnis der Untersuchung studierte. Er informierte mich, dass mein letzter Test zwei Jahre zurücklag (wie gesagt, ich suche den Mann auf, wann immer ich kann) und dass die Ergebnisse des damaligen und des jetzigen nahezu identisch seien. „Was sind schon Ohrgeräusche“, fragte er rhetorisch, verschränkte die Arme hinterm Kopf und lehnte sich in seinem Arztsessel zurück. Letztlich seien meine Ohrgeräusche alles, was ich höre, er aber nicht. Der Mensch verfüge über ein akustisches Gedächtnis, da sei alles ganz schön vollgemüllt mit irgendwann mal gehörtem Kram. Verbürgt seien auch Fälle, in denen der Geplagte ständig Beethovens 9. Sinfonie höre, „allerdings“, und hier schoss er plötzlich aus der entspannten Haltung in seinem Stuhl nach vorn, „immer nur dieselbe Stelle!“ – „Grundgütiger!“, entfuhr es mir. Jaja, ganz schlimm sei so etwas, aber sowohl dem Beethoven-Geplagten mit seiner Neunten als auch mir mit meinem Ohr-Atmen sei dasselbe zu empfehlen: „Nehmen Sie’s mit Humor, dann geht es von selbst wieder weg.“ Und wenn das nichts bringe, sei ein Besuch in einem Löwenkäfig zu empfehlen, da seien die Ohrgeräusche ruckzuck verschwunden. Wie gesagt, ein faszinierender Mann, mein HNO-Arzt.

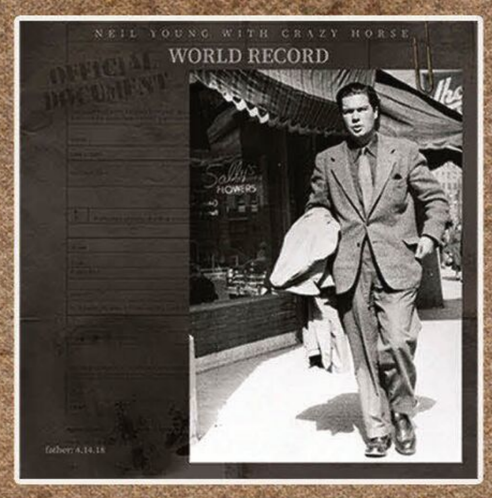
Ich höre seit meinem Besuch bei ihm anders. Meine Ohren sind wie neu. Und ich denke anders über das Hören nach. Denn wenn es möglich ist, dass Menschen ständig einen kurzen Auszug aus Beethovens Neunter hören können, dann kann es einem ja auch passieren, dass einem für den Rest des Lebens irgendein Sample aus einem Bernhard-Brink-Schlager im Ohr herumwurmt. Das heißt: Man muss auch nur den geringsten Kontakt mit Schlimmmusik, selbst die kleinste Zweiunddreißigstelnote, ebenso konsequent vermeiden wie der Laktoseproblematiker die Milch!

Seit ich mir meiner Ohren und meines Hörens bewusster geworden bin, bin ich zu einigen persönlichen popmusikalischen Klärungen gelangt. Zum Beispiel weiß ich jetzt, welches mein liebstes Joni-Mitchell-Album ist: Es ist eben keines der kanonisierten Werke, wie *„Blue“* oder *„Hejira“*, sondern das oft geschmähte *„Dog Eat Dog“* von 1985. Jahrelang bin ich hier zu keiner befriedigenden Antwort gelangt, ich war schon ganz verzweifelt. Nun aber, mit neuem Ohrbewusstsein, gewissermaßen aurikulär erleuchtet und neugeboren, hörte ich plötzlich klar: Erst im mechanischen Arrangement der 80er-Jahre sprechen Jonis Lieder zu mir. Ebenfalls weiß ich nun endlich, dass von allen Poprock-Riesenbands der mittleren 70er- bis mittleren 80er-Jahre die Steve Miller Band meine liebste ist. So etwas sollte man in einem gewissen Alter für sich geklärt haben!

Im Grunde ist die Steve Miller Band ja auch gar keine Poprock-Riesenband – viel zu ausgeruht und kauzig, selbst die Gitarrensoli. Mainstreamrock für Mainstreamrock-Hasser. Wenn die Steve Miller Band für den Rest meines Lebens mein Ohrgeräusch wäre, so wäre das okay. Ich wäre vermutlich enorm gelassen, ein ewiger Space Cowboy.

Ach so, das Atmen im Ohr ist weg.

ILLUSTRATION: STUDIO PONG

NEIL YOUNG
WITH CRAZY HORSE
NEW ALBUM


WORLD RECORD
18.11.2022
2CD / 2LP COLORED
2LP BLACK / DIGITAL
WARNER MUSIC CENTRAL EUROPE

GORILLAZ
NEW ALBUM

CRACKER ISLAND
24.02.2023
LP BLACK / LP PINK / LP NEON / LP OPAGUE
CD / DIGITAL
WARNER MUSIC CENTRAL EUROPE

IGGY POP
NEW ALBUM

EVERY LOSER
16.01.2023
LP COLORED, LP BLACK, CD + POSTER,
CD, + DIGITAL
WARNER MUSIC CENTRAL EUROPE

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Noémi Büchi

Überwältigend

Die Schweizerin Noémi Büchi arbeitet mit elektronischem Instrumentarium allein an „symphonischem Maximalismus“

Von MARC VETTER

AM ANFANG STEHT DIE NACKTE ANGST. Mit einem Synthesizer-Blitzlichtgewitter beginnt „Elemental Fear“, das erste Stück auf dem Debütalbum von Noémi Büchi. Es sind Klänge, wie man sie so nicht oft hört: ruppig und unversöhnlich – scheinbar ohne Ziel. Die Schweizerin nennt das, was sie macht, Neoklassik. Doch damit meint sie keine Verbindung zu der melancholischen Sanftheit von Richter, Einaudi und Frahm. Vielmehr will sie sich mit den acht Tracks auf *„Matter“* von den Fesseln befreien, die sie auf dem Weg zur klassischen Musikerin angelegt bekam. Früher hätte man Büchi wohl eine Avantgardistin genannt. Gemeint ist heute, dass so etwas nicht in eine Playlist passt. Diese Musik hat ein Konzept und ist größer als ihre Teile.

Geradezu lehrbuchhaft ist die Ausbildung: Frühes Klavierspielen, ein Arzt attestiert ein absolutes Gehör, Konservatorium, Studium der Musikwissenschaften. Dann kommt der erste Umweg: Kunsthochschule und Master in Elektroakustischer Komposition. Doch Büchi, die manchmal etwas distanziert von ihrer Kunst spricht, als wäre es gar nicht ihre, sehnte sich nach einem Ausweg aus dem akademischen Gestrüpp. Erst einmal eine Sprache für die eigene Kunst finden, einen Sound. „Immer alles verbalisieren zu müssen war am Anfang schwierig, hat mich dann aber auch weitergebracht“, sagt Büchi.

Sprache liege ihr nicht so sehr, aber Geräusche und Klänge, das war für sie immer Material. Etwas, womit sie sich ausdrücken kann. Sie philosophiert von einer Welt, in der alles Material ist, das man formen kann, vielleicht sogar muss. Wie der Maler seine Farben hat, so hat sie als Musikerin ihre Klänge. Für ihre ersten Gehversuche in der avantgardistischen Electro-Szene Zürichs konnte Büchi auf Audioaufnahmen zurückgreifen, die sie im Laufe der Jahre gemacht hat. Jedes Brummen und Sirren erzählt etwas, muss aufgezeichnet werden. Auch klassische Werke nutzt sie für sich, indem sie sie auseinandernimmt. Für ihre erste Platte zerrupft sie nun Bach und Nielsen (erst bei „Memorizing By Heart“, dem sechsten von acht Stücken, hört man so etwas wie eine Struktur, die man zu kennen glaubt, vielleicht ein Echo auf die frühen Arbeiten von Wendy Carlos). Als Vorbild nennt sie Éliane Radigue, und sie schwärmt von Oneohtrix Point Never, auch er ein Musiker, der sich den Kategorien zu entziehen versucht. In der Electro-Musik werde man schnell in Schubladen gesteckt, sagt die 31-Jährige.

> „Ich möchte nichts mitteilen, sondern etwas ausdrücken“

So fordernd Büchis Musik ist – sie fordert vor allem sich selbst. „Ich habe einen mentalen Prozess beim Komponieren durchgemacht“, sagt sie. „Die Titel verweisen auf die verschiedenen Phasen einer Traumaverarbeitung.“ Es beginnt mit der unkontrollierten Urangst, dann folgt die Wut. Hinzu kommen plötzliche „Causes Of Forgetfulness“. Der Abschluss mit „Prelude For Rational Freshness“ weist schließlich einen Weg ins Licht. Die unruhige Drone-Klangskulptur von *„Matter“* findet hier zu einem dämmernden Gleichmaß, auch wenn alles noch pulsiert.

Ist die Vernunft also ein Ausweg aus der Hölle der Furcht? „Ich möchte eigentlich gar nichts mitteilen, sondern nur etwas ausdrücken“, entgegnet Büchi vorsichtig. Interpretation findet auf jener Verbalisierungsebene statt, die sie lieber nicht zu sehr an sich heranlassen möchte. Dann sagt sie doch noch: „Die Vernunft ist wichtig für den Prozess, sie lässt alles differenzierter erscheinen.“

Gegen die Unruhe der Emotionen hilft eine Form. Für Noémi Büchi ist das die Arbeit mit Modulen. Früher lieh sie die Geräte aus, sie kaufte sie, verkaufte sie wieder, erarbeitete sich eine eigene Palette. Die dient nun auf der Bühne dazu, dass die Schweizerin ihr eigenes Orchester sein kann. „Symphonischen Maximalismus“ nennt Büchi ihre Arbeit, obwohl sie doch eigentlich einen minimalistischen Ansatz für ihre Kunst verfolgt. Aber es ist eben die Suche nach Komplexität der Klangstrukturen, die sie antreibt. Sie tut das, um sich und andere zu überwältigen.

FOTO: BENNIE HESS

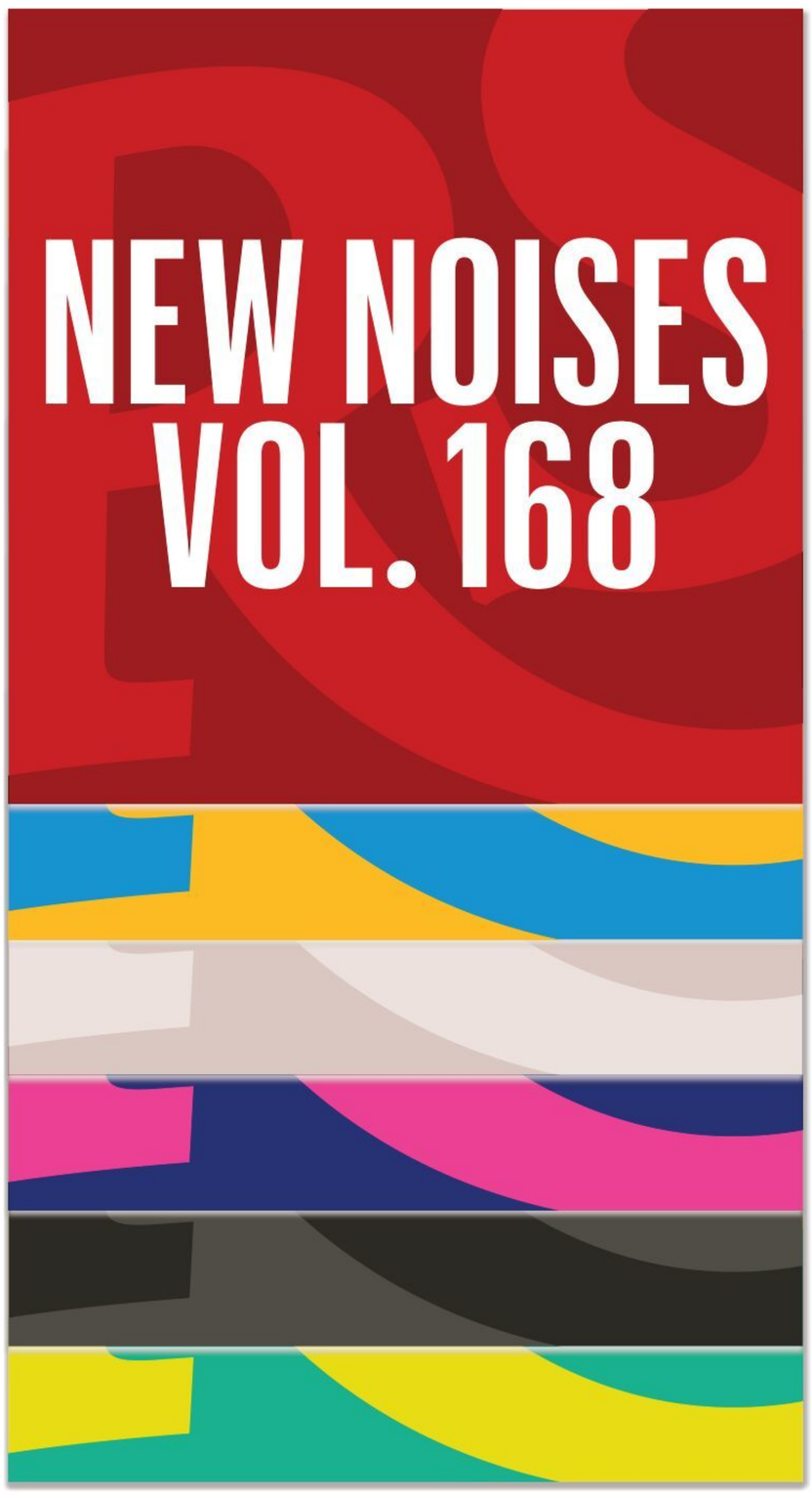
© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

NEW NOISES IM FEBRUAR

PLAYLIST

New Noises #168

Drei Songschreiber-Giganten bestätigen lässig ihre Klasse. Billy Nomates, Poolblood und Samia beweisen, dass die Zukunft der Popmusik vor allem eines ist: weiblich! Unsere Playlist für den Februar



▸ Ron Sexsmith

„Diamond Wave“

Auf seinem neuen Album *„The Vivian Lane“* pflegt der kanadische Sänger und Songschreiber einen spätmeisterlichen Sound, erntet die melodischen Früchte seiner Arbeit und klingt so entspannt wie lange nicht mehr.

▸ Joe Henry

„Near To The Ground“

Noch ein ganz Großer der Songwriter-Zunft, dessen Kunst mit jedem Album reift wie ein guter Rotwein. Henrys mit majestätischer Ruhe ausgebreitete Americana hat inzwischen alttestamentarische Tiefe erreicht.

▸ Billy Nomates

„Blue Bones“

Nach ihrem gebührend abgefeierten Debütalbum aus dem Jahr 2020 befreit sich die britische Hoffnungsträgerin aus dem engen Post-Punk-Korsett und wagt mit Synthesizer und Uptempo-Beats gar poppige Töne.

Jill Barber

„Joint Account“

Für ihr neuestes Werk hat sich die kanadische Chanteuse unter anderem ihren Landsmann Grant Davidson alias Slow Leaves ins Boot geholt, mit dem sie diese Folk-Ballade zu einem herzzerreißenden Duett macht.

Poolblood

„Twinkie“

Wie Jill Barber stammt auch Maryam Said aus Toronto. Musikalisch trennen sie jedoch Welten. Said aka Poolblood verwebt auf ihrem Debütalbum ätherischen Bedroom-Pop mit bittersüßem Psychedelic Rock.

Robert Forster

„Always“

„The Candle And The Flame“ ist Forsters erstes Album seit dem fantastischen *„Inferno“* von 2019. Und diesmal gelingen dem Australier lässige und amüsante Songs in der Tradition eines Jonathan Richman.

Samia

„Honey“

Der Indie-Pop-Rock der 26-jährigen Kalifornierin ist von unwiderstehlicher Emphase. „Honey“ erinnert an Taylor Swift, Jenny Lewis – und steigert sich von zartem College-Folk zum mitreißenden Singalong.

ZU HÖREN BEI: Spotify Apple

PLAYLIST EXTENDED

- **Noel Gallagher's High Flying Birds** „Pretty Boy“
- **Oskar Haag** „Lady Sun & Mr. Moon“
- **Shame** „Fingers Of Steel“
- **Caroline Polachek** „Welcome To My Island“
- **Algiers feat. Zack de la Rocha** „Irreversible Damage“
- **PinkPantheress** „Take Me Home“
- **The Lathums** „Turmoil“
- **Lana Del Rey** „Did You Know That There's A Tunnel ...“
- **Otra** „Repercussion Concussion“
- **Lucero** „Buy A Little Time“
- **Jaimee Harris** „Love Is Gonna Come Again“
- **Tennis** „One Night With The Valet“
- **Niels Frevert** „Weite Landschaft“

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Mala Emde und ihre Reisebegleitung *„Days Of Future Passed“*

© Alle Rechte vorbehalten (einsch). Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

„Die Platte ist eine Reise“

Die Schauspielerin Mala Emde ist viel unterwegs und beginnt jeden Trip mit „Days Of Future Passed“ von The Moody Blues

Foto von LORRAINE HELLWIG
Aufgezeichnet von RALF NIEMCZYK

MANCHMAL DENKE ich, dass ich lieber in den späten 60er-Jahren oder in den Siebzigern aufgewachsen wäre. In diese Ära hätte ich gut hineingepasst, eine Zeit von Aufbruch und Veränderung. Ich sehe mich als Weltbürgerin. Eine, die dauernd umzieht und laufend versucht, neue Sprachen zu lernen. Aktuell lebe ich in Paris. Und da stößt man immer wieder auf Verweise des damaligen Lebensgefühls. Von daher passt *„Days Of Future Passed“* von The Moody Blues von 1967 auch zu mir, obwohl ich ja ein Kind der Neunziger bin. Ich habe es auf einem USA-Trip mit meiner besten Freundin gehört, recht intensiv, auf dem Weg nach San Francisco. Diese Platte ist selber eine Reise. Seitdem höre ich das Album jedes Mal, wenn ich eine Reise beginne.

Ich hatte null Vorinformationen und erst später aus Neugierde darüber nachgelesen, was Progressive Rock ist und dass diese Platte als eine Art Meilenstein dafür gilt. Ich mochte die Verspieltheit und diese theatralische Aura, die mit jedem Song gegen gängige Kategorien anspielt. Den Überhit „Nights In White Satin“ empfand ich gar nicht als solchen. Eine getragene Hymne eben. „The Sunset“ ist wohl mein Lieblingssong. Mich haben eher die ständigen Stilwechsel überrascht. Mal klingt es, als wollten die Musiker mitten im Stück aufhören, und dann überraschen sie dich und es geht doch weiter.

Außerdem hat mir die Entstehungsgeschichte gefallen. Die Moody Blues hatten eine klare Forderung an ihre Plattenfirma: den Schlüssel vom Studio, um es Tag und Nacht nutzen zu können und nicht nur nach einem festgelegten Stundenplan, wie seinerzeit noch weitgehend üblich. Sie wollten erst wieder rausgehen, wenn alles fertig wäre.

Diese intensive Produktion verbindet dieses Album auch mit meinem aktuellen Film „Aus meiner Haut“, der auf einer Insel spielt, auch unter intensiven Bedingungen. Monate bevor der eigentliche Dreh beginnen sollte, sind wir bereits wie eine Band mit dem Kernensemble dorthin gefahren, haben in dem Filmhaus gewohnt und geprobt. Ich liebe es, mich, wie die Band, für eine Produktion von der Außenwelt abzukapseln und mich ganz in die Arbeit hineinzuwerfen. Drei Monate sind jetzt keine Ewigkeit, aber es war meine bisher anspruchsvollste Rolle. Es gab keinen Platz für etwas anderes. Kaum bis kein Privatleben. So ähnlich stelle ich mir auch die damaligen Aufnahmen der Songs auf *„Days Of Future Passed“* vor, die ja einen abgedrehten Tagesablauf beschreiben.

Irgendwann wollte ich aber doch wieder in die Jetztzeit eintauchen, und da würde ich Kae Tempest als meine Favoritin nennen. Für mich entspricht Kae maßgeblich dem Herzschlag meiner Zeit. Eine Verbindung zu einer Welt, die Kae klar über ihre großartigen Texte vermittelt.

COVER STORIES

Prominente und ihre Lieblingsplatten. Dieses Mal: Mala Emde. Anfang Februar spielt sie in dem fast schon philosophischen Kinodrama „Aus meiner Haut“ (Regie: Alex Schaad), in dem Paare auf einer geheimnisvollen Insel ihre Körper tauschen. Emde stand bereits früh vor der Kamera. Für ihre Rolle in dem Dokudrama „Meine Tochter Anne Frank“ bekam sie den Nachwuchs-Award beim Bayerischen Filmpreis. Die geborene Frankfurterin gab ihr Kinodebüt 2015 in „Offline – Das Leben ist kein Bonuslevel“ und war auch in „303“ von Hans Weingartner, der TV-Serie „Charité“ und der preisgekrönten Magenta-TV-Serie „Oh Hell“ zu sehen.

Bequem nach Hause.

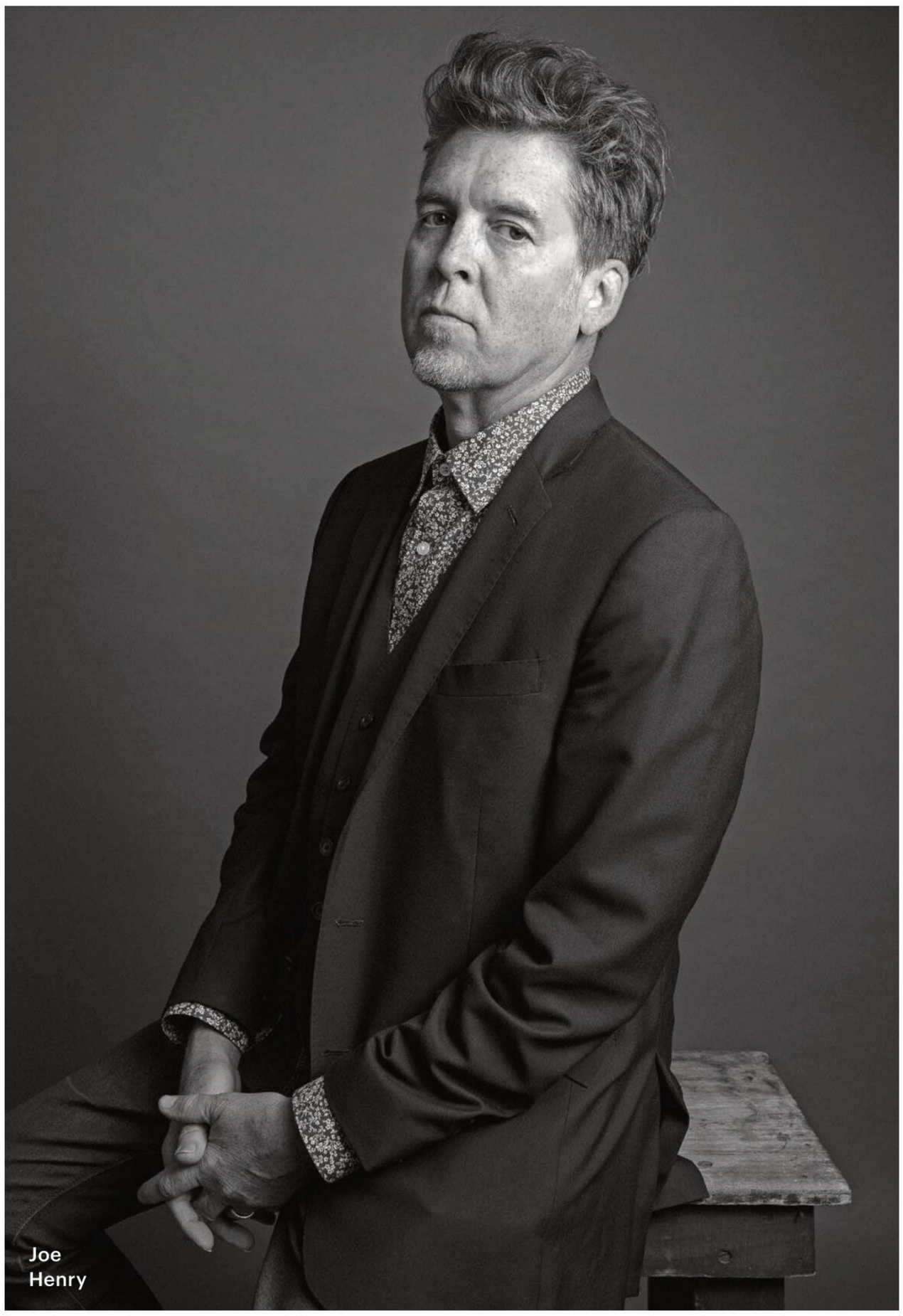
Einmalig 3 Ausgaben zum Sonderpreis.

3 Ausgaben ~~23,70 €~~ 9,95 €

Mindestlaufzeit 3 Monate, danach läuft Ihr Abo auf unbestimmte Zeit weiter.
Kündigungsfrist: Erstmalig zum Ende der Mindestlaufzeit, danach jederzeit.

ROLLINGSTONE.DE/SPEZIAL-ABO

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung


Joe Henry

Intime Momente

Nach überstandener Krebserkrankung hat der Songschreiber Joe Henry gelernt, im Heimstudio aufzunehmen

Von JÖRG FEYER

SIE HABEN DAS MEER GETAUSCHT – Atlantik statt Pazifik. Nach 31 Jahren L.A., das nur teurer, nicht angenehmer wurde. Endlich wieder „richtige Jahreszeitenwechsel erleben“, da draußen am Wasser in Maine, nahe der Hafenstadt Portland. Sogar die USA ganz zu verlassen hat er mit seiner Frau, Melanie, erwogen. Doch „so entmutigend es zuletzt oft war“, fühlte Joe Henry doch „die Verpflichtung“, zu bleiben, um mitzuhelfen, die Dinge zum Besseren zu wenden. So wie ihn 2019 eine Krebsdiagnose zwang, sich mit dem Schlechtesten zu konfrontieren. „Mir geht’s zurzeit gut“, sagt er, „aber ich bin auch noch nicht ganz darüber hinweg. Selbst wenn, hat mich diese Erfahrung sensibler für das Vergehen der Zeit gemacht. Dafür, was ich mit ihrer Einladung anfangen soll.“

Joe Henry machte einfach weiter Musik. Nach *„The Gospel According To Water“* (2019) verblüfft er nun zu *„All The Eye Can See“* mit der Einlassung, er habe erst mal lernen müssen, zu Hause aufzunehmen. Aber sollte ein erfahrener Produzent, der sein Studio lange daheim im Garfield House hatte, das nicht schon längst – „Genau das habe ich mir auch oft gesagt: Ich hätte das wirklich früher lernen sollen!“, unterbricht Henry und lacht. Er habe sich halt stets auf hervorragende Techniker verlassen, auch um den Kopf ganz für die Musik frei zu haben. „Ich musste das Handwerk lernen. Auch wie ich Files anlege, diese an andere Leute schicke und dann wieder mit dem arbeite, was sie zurückgeschickt haben.“

Für das neue Album kam einiges zurück, aus Kanada und Nashville, von Madison Cunningham, den Milk Carton Kids und Sohn Levon, der in Brooklyn an seiner Karriere bastelt. Das lässt die Songs zugleich intim und weitgefächert klingen. „Ich mag auch mal die ganz große Leinwand“, sagt Henry. „Aber keiner dieser Songs kann es sich leisten, dieses intime Moment zu verlieren. Weil das auch dem Moment ihrer Entstehung nicht gerecht geworden wäre.“

So verblüfft Henry wiederum mit dem Satz, er habe sich bisher nie erlaubt, Songs zu schreiben „as personal as these now feel to me“. Der gebürtige Südstaatler war selbst in seinem Frühwerk (*„Murder Of Crows“*, 1989) nie ein „Confessional Songwriter“ der 70er-Jahre-Schule. Die PR-Phrase vom „persönlichsten Album“ soll ja oft nur mediokre Songs übertünchen. „Viele Journalisten“, so Henry, hätten das Nicht-Autobiografische so interpretiert, „als würde meinen Songs alles Persönliche abgehen. Dabei kann ich auch eine Figur sehr persönlich nehmen. Doch jetzt scheue ich nicht mehr davor zurück, auch mal direkt über mein Leben zu schreiben. Ich selbst bin mehr in diese Songs involviert, auch wenn sie mich nicht genau erzählen. Aber ich habe mich selbst immer als Teil der Menge in den Songs verstanden, selbst wenn sie von anderen erzählten.“

> „Ich scheue mich jetzt nicht mehr, über mein Leben zu schreiben“

Seine verschlungene Poesie will diesmal nicht verbergen, dass sich etwa der Tod seiner Mutter in „Kitchen Door“ geschlichen hat, ohne billige Anteilnahme zu heischen (was ebenjene Poesie verhindert). Dazu grüßt auf einem alten Foto aus Irland vom Cover „Thomas“, ein Junge als Mann, der seine Versehrtheit (Polio?) mit „fast hoheitlicher Würde“ (Henry) zu tragen weiß. Derweil hinten der Künstler selbst als Jüngling über einem Brückengeländer hängt, eine Hommage an eine jüngst verstorbene Highschoolfreundin aus Michigan, die das Foto 1977 schoss. Kann er sich noch gut an den Joe Henry von damals erinnern? „Ich hatte noch keine Ahnung, wie, aber ich wollte unbedingt Songschreiber werden. Songs bedeuteten mir alles. Ich bin damals nachts oft aufgewacht mit dem Gedanken: Wie lerne ich, Songs zu schreiben, die ganz meine sind?“

Glücklich, wer mit zweiundsechzig die Ambition verwirklicht hat, die er mit sechzehn hatte, unterstützt von Mentoren wie T Bone Burnett und Allen Toussaint, samt „der Philosophie, bewusst die Grenzen verschwimmen zu lassen, bis nur noch ein Akt der Hingabe an die Musik übrig bleibt“. Dann sei es auch „egal, ob es meine eigenen Platten sind oder die anderer Künstler – es ist alles ein einziger Impuls geworden“.

FOTO: DAVID MCCLISTER

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

BRUCE SPRINGSTEEN

COVERS Vol. 1

ONLY THE STRONG SURVIVE

DAS NEUE ALBUM

JETZT ÜBERALL!

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Traumfabrik Chemnitz

Zwischen Retro-Glamour und Selbsthilfegruppe: Die Dream-Pop-Band Power Plush veröffentlicht ihr Debüt

Von NAOMI WEBSTER-GRUNDL

YOKO ONO UND JOHN BLIEBEN AUS Protest für eine bessere Welt im Bett, die Band Power Plush versteckt sich in einer kuscheligen, pastell-lila Höhle. „Take care of each other/ As the world goes to shit“, heißt es in dem Song „Utopia“, in dessen Video die Chemnitzer Truppe ihrem Selbstverständnis zwischen Empowerment und Latent-vom-Leben-überfordert-Sein Ausdruck verleiht. Sie verstehen sich als sicherer Ort füreinander und für ihre Hörerschaft. Die Essenz ihres Debütalbums, *„Coping Fantasies“*, ist die Utopie eines Safe Space. „Das Album kann wahrscheinlich keine Probleme lösen, aber es soll ein Zufluchtsort sein“, erklärt Anja Jurleit, Bassistin und eine von drei Sängerinnen der Band.

> „Es wäre der Hammer, von der Musik leben zu können“

Gefunden haben sich die „Powies“ in Chemnitz. Anja, Svenja Schwalm und Maria Costantino waren unabhängig voneinander dorthin gezogen und hatten die kulturelle Indie-Szene, die um den Club Atomino gewachsen ist, für sich entdeckt. Alle drei hatten sich schon am Schreiben von Songs versucht. Dem Jeder-kennt-jede in Chemnitz geschuldet, erzählten sie 2019 alle demselben Menschen von dem Wunsch nach einer eigenen Band. Diese Person verkuppelte sie daraufhin miteinander. Niemand konnte so richtig ein Instrument spielen. Alle sangen, Anja lernte Bass, Svenja und Maria Gitarre – und mit Nino Cutino fanden sie dann auch noch einen veritablen Chemnitzer, der bereit war, Schlagzeug für die Band zu lernen.

Anja erinnert sich: „Wir hatten direkt in unserem ersten Proberaum das entscheidende Gespräch: Leute, wie seht ihr das? Wollt ihr das jetzt so hobbymäßig machen, oder könntet ihr euch vorstellen, das wirklich ernsthaft zu verfolgen?“ Svenja stimmt ein: „Wir waren alle von Anfang an sehr motiviert, daraus was Großes zu machen. Deswegen haben wir sehr früh angefangen zu träumen. Zum Beispiel davon, auf dem Dockville-Festival in Hamburg zu spielen.“

Beim Träumen musste es zunächst bleiben: Keine Konzerte wegen Corona. Aber sie nutzten die Zeit, um Songs zu schreiben. Nach drei einzelnen Tracks veröffentlichten sie im Herbst 2021 die EP „Vomiting Emotions“. Der Titel spricht für sich: Gefühle mussten einfach raus – emotionale Krisen in verträumtem Indie-Pop-Gewand.

„Coping Fantasies“ ist die musikalische und konzeptionelle Weiterentwicklung der EP. Anja erklärt: „Die Themen, die wir verarbeiten – depressive Phasen, toxische Beziehungen –, das ist jetzt alles viel greifbarer auf dem Album.“ Und Svenja ergänzt: „Nach dem Auskotzen kommt die Bewältigung. Auch musikalisch merkt man, dass wir eine viel konkretere Vorstellung hatten, wie alles klingen soll.“ „Die Songs klingen größer als auf der EP. Wir haben uns mehr getraut“, sagt Anja.

Wie schon die EP erscheint auch *„Coping Fantasies“* auf dem Label Beton Klunker Tonträger der Chemnitzer Band Blond. Sowohl bei Blond als auch bei den berühmtesten Kindern der Stadt – natürlich Kraftklub – durften Power Plush 2022 als Vorband mit auf Tournee gehen. Anders als viele kleine und mittelgroße Acts, die im zäh wieder anlaufenden Live-Geschäft um das Stattfinden ihrer Shows bangen müssen, waren Power Plush somit direkt fünf Wochen auf Tour. Einen „Chemnitz-Bonus“ würden sie es nicht nennen, aber „Kraftklub unterstützen uns schon sehr. Natürlich auch, weil wir uns alle kennen und sehr mögen. Aber die stehen auch hinter dem, was wir tun“, erklärt Svenja.

Während Blond und Kraftklub ihrer politischen Haltung sowohl in Songs als auch in Aktionen wie der Hütte der sexualisierten Gewalt oder dem antifaschistischen Wir-sind-mehr-Konzert Ausdruck verleihen, sind Power Plush künstlerisch bislang vor allem mit ihrem persönlichen Gefühlsleben beschäftigt. Aber ein Stück wie „Leave Me Alone“, das davon erzählt, wie man als Frau keine Lust mehr hat, sich im Dunkeln wegen aufdringlicher Männer unsicher fühlen zu müssen, gibt einen Vorgeschmack auf einen härteren Sound und darauf, dass hinter der verträumten Melancholie eine Menge Wut steckt.

Die erste eigene Headline-Tournee steht an, den Traum vom Dockville haben sie sich schon im Sommer 2022 erfüllt. „Wenn wir vorher Ansagen im Proberaum geübt haben, hieß es immer: ‚Hey, Dockville, wir sind Power Plush!‘ Das war schon krass, dort dann wirklich auf der Bühne zu stehen!“, freut sich Anja. Und Svenja meint verschmitzt: „Als Nächstes wäre es Hammer, von der Musik leben zu können – und irgendwann einmal im Wembley-Stadion zu spielen.“

FOTO: JANINE KUEHN

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Inhaler mit Eli Hewson (2. v. r.)

Weiter, immer weiter

Elijah Hewson kann seine Herkunft nicht verbergen, doch Inhaler wollen viel mehr sein als die Band von Bonos Sohn: Sie kommen, um die Rockmusik zu retten

Von BIRGIT FUSS

DIE LIEBE BRINGT DICH HIN! ES IST kein Zufall, dass die erste Single aus dem zweiten Album von Inhaler „Love Will Get You There“ heißt – es könnte ihr inoffizielles Motto sein. Das Dubliner Quartett wird sich durchschlagen, egal wie viel Gegenwind es bekommt – weil die Leidenschaft für die Musik zu groß ist, um es nicht zu tun. Und es gab genügend Gründe, es nicht zu tun. Fangen wir gleich mit dem größten an: Bono.

Inhaler-Kopf Elijah Hewson, 23 Jahre alt, ist der Sohn des U2-Sängers – ein Fakt, den er nicht verbergen könnte, selbst wenn er wollte. Er sieht aus wie der junge Bono, vor allem aber klingt er genauso. Als er erkannte, dass er auch eine große Stimme hat, gab es schon Momente, in denen er dachte: Mist, jetzt muss ich dasselbe machen wie mein Alter!, gibt er lachend zu – doch dann war es einfach eine Notwendigkeit: „Ich bin nicht mit dem Wunsch aufgewachsen, Sänger zu werden, das war gar nicht der Plan. Wir waren eine Garagen-Band, bei der irgendwann einer singen musste – und das war dann halt ich.“ Mit vierzehn taten sich Hewson, Gitarrist Josh Jenkinson, Bassist Robert Keating und Schlagzeuger Ryan McMahon zusammen, ihr Ehrgeiz war von Anfang an groß.

Das zweite Inhaler-Album, *„Cuts & Bruises“*, erscheint kein Jahr nach dem Debüt, *„It Won't Always Be Like This“*, das in der Heimat Platz 1 erreichte. In der Zwischenzeit spielten die vier bei diversen Festivals und gaben viele Konzerte. Wann war da überhaupt Zeit, Songs zu schreiben? „Es war schon hart“, gibt Hewson zu. „Wir haben zwar nie aufgehört mit dem Schreiben, also war genug Material da. Allerdings haben wir noch keinen festen Ablauf im Studio, das ist alles noch neu. Wir sind ja erst in letzter Zeit zu einer richtigen Band zusammengewachsen.“ Dass sie nicht Eli mit Anhang sind, ist ihnen wichtig, doch auch da sind sie realistisch: „Eine Band kann zwar eine Demokratie sein, aber manchmal muss dann schon einer aufstehen und sagen, wo es langgehen soll.“ Man hat eine Ahnung, wer das bei Inhaler ist, auch wenn Hewson betont, dass das je nach Bedarf jeder der vier sein kann. Robert Keating ergänzt: „Ist wie eine Ehe, es sollte spannend bleiben.“

> „Wir haben Dublin verlassen, wir leben in unseren Koffern“

Gemeinsam sind ihnen wieder wuchtige Rocksongs gelungen, die man sich sofort im Stadion vorstellen kann. Die Hymne „These Are The Days“ hat Hewson getextet, um sich selbst daran zu erinnern, dass er alles genießen sollte, was jetzt passiert: „Ältere Bands erzählen einem oft, diese Anfangszeit sei die beste, und wir fragen uns: Echt? Wir finden es manchmal ganz schön hart, vor allem den körperlichen Aspekt der Gigs, aber natürlich lieben wir es auch.“ Nebenbei schimmert in dem Stück Selbstironie durch („Everybody's got a dream/ I like it best when I'm in it“), eine vorsichtige Lebensfreude durchzieht das gesamte Album. Mit „Dublin In Ecstasy“ haben sie ihrer Heimatstadt ein Denkmal gesetzt, sie fühlen sich „natürlich sehr irisch“, doch Hewson ist gerade nirgends zu Hause: „Wir haben Dublin eigentlich verlassen, wir leben in unseren Koffern.“

In diesem Jahr werden Inhaler vor Harry Styles und Sam Fender spielen, mit den Arctic Monkeys durch Europa touren – und dann wahrscheinlich bereits an das nächste Album denken. „Manchmal leide ich schon etwas am Hochstapler-Syndrom und finde es surreal, was wir alles machen dürfen“, so Hewson. Als die vier beschlossen, nicht zu studieren, sondern auf Inhaler zu setzen, waren die Eltern naturgemäß skeptisch. „Da kamen Sätze wie: ‚Keiner hört sich heute mehr Bands an.‘ Und: ‚Damit ist kein Geld zu verdienen.‘ Wir haben es trotzdem versucht. Zum Glück läuft es ganz gut. Wir lieben Gitarrenmusik, wie viele andere Leute sehnen wir uns immer danach und wollen sie im Radio hören, und wir freuen uns, wenn wir unseren Beitrag dazu leisten können. Unser größter Traum ist, dass wir einfach immer so weitermachen können.“ – „Und den Eurovision Song Contest gewinnen!“, wirft Keating ein. Hewson schaut ihn streng an und winkt ab. Jetzt bloß nicht übermütig werden!

FOTO: UNIVERSAL MUSIC

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Shania Twain

Königin in eigener Sache

Nach einer Netflix-Dokumentation kommt Shania Twain mit einem neuen Album zurück, das sie der modernen Popmusik noch weiter annähert

Von JÖRN SCHLÜTER

Seit Juli 2022 zeigt der Streamingdienst Netflix eine Dokumentation der Karriere von Shania Twain. „Shania Twain: Not Just A Girl“ zeichnet den Weg des kanadischen Weltstars nach. Dieser Weg beginnt in Timmins/Ontario, ihrer Heimatstadt. Die elfjährige Shania wird von ihrer Mutter regelmäßig nach Mitternacht in eine örtliche Bar gefahren, damit Shania dort ihre ungewöhnliche Gesangskunst vorführt. Shania Twain ist eine Musikverrückte, ihr Vorbild ist Dolly Parton. 1993 geht sie nach Nashville, wo ihr Debüt entsteht. Sie singt Lieder, die ihr die Plattenbosse diktieren. Noch macht sie Kompromisse. Mit dem zweiten Album, *„The Woman In Me“*, nimmt sie 1995 die Zügel in die Hand, komponiert selbst und beginnt ihr neues Image zu entfalten.

Dieses Image, gepaart mit einem sehr genauen Gespür für Songwriting, wird das Frauenbild des modernen Mainstream-Country verändern oder es jedenfalls erweitern. Twain ist sexy, aber nicht anbiedernd. Sie steht für Female Empowerment, braucht dafür aber keine Wut, nicht mal Kampfgeist. Ihr frappierend unangestrengtes Selbstbewusstsein wird ihr Markenzeichen, als sie 1997 später mit Hardrock-Produzent und bald darauf Ehemann John „Mutt“ Lange die Genregrenzen sprengt und zum internationalen Superstar wird. Bald darauf hat sie mithilfe des Bruce-Springsteen-Managers Jon Landau ungefähr 100 Millionen Tonträger verkauft. „Um diese Frau aufzuhalten“, sagt ein Label-Angestellter in der Dokumentation, „braucht man einen Vorschlaghammer.“ Der Vorschlaghammer kommt 2003 in Form eines Zeckenbisses samt Lyme-Borreliose-Erkrankung, infolge derer Twain ihre Stimme verliert. Erst knapp fünfzehn Jahre später erscheint dann das nächste Album.

Die Netflix-Doku beleuchtet diese Zeit, in die auch die sehr öffentliche Trennung von Mutt Lange fällt. Sie beleuchtet aber auch die Härten in Twains Kindheit und Jugend. Die Eltern sind bettelarm. Die Mutter ist eine Kämpferin, der Vater zeitweise gewalttätig. Beide sterben 1987 bei einem Autounfall. Fortan arbeitet die 22-jährige Shania in der Showband eines Ferienparks, um ihre drei Geschwister und sich selbst zu versorgen. Als sie schließlich nach Nashville geht, hat sie in ihrem Leben schon so große Hindernisse überwinden müssen, dass sie die Fantasielosigkeit der Plattenbosse mit einem Achselzucken hinnimmt. Da ist die Kraft von Shania Twain voll entwickelt. „Aus der Perspektive der Presse oder der Musikindustrie könnte man meinen, ich wäre eine sehr ambitionierte, karrierebewusste Frau“, sagt Twain. „Ich nehme meinen Beruf sehr ernst, und es ist schwer, mit mir mitzuhalten, wenn ich meine Musik mache. Aber das ist keine Ambition – das ist inspirierte Energie.“ Twain geht sogar noch weiter und sagt, es sei ihr nie darum gegangen, unaufhaltsam in Richtung Erfolg zu marschieren. Vielmehr habe sie eine Entscheidung getroffen, nicht der Furcht klein beizugeben. „Meine Haltung ist: Mind over matter. Ich kämpfe mich durch meine Ängste. Man wird sehr gut darin, wenn man schon als Kind damit anfangen muss, es zu üben.“

> „Mind over matter – ich kämpfe mich durch meine Ängste“

Auch bei der Produktion ihres neuen Albums, *„Queen Of Me“*, hatte Twain mit Widerständen zu kämpfen. Die Pandemie brachte ihre Tourneen zum Erliegen, eine Corona-Infektion führte sie ins Krankenhaus, wo sie offenbar einige dramatische Tage verbringen musste. Eines der neuen Lieder heißt „Inhale Exhale“, es ist die für Twain typische Anfeuerung, eine Feier des Lebens und Atmens. Die Lieder, die noch etwas mehr nach moderner Popmusik klingen, belegen das. Bei der Uptempo-Single „Wake Up Dreaming“ tanzt Twain als Disco-Glam-Queen durch die Nacht. „Musik war in vielen Phasen meines Lebens meine Rettung. Meine kreative Vorstellungskraft hat es mir erlaubt, in imaginäre Welten zu reisen. Wenn man dorthin kann, erspart man sich viele selbstzerstörerische Gedanken. Es ist eine Art Therapie, eine Meditationstechnik. Es ist meine Medizin.“ RS

FOTO: LOUIE BANKS

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Mehr als nur Rote Bete

Jenseits der allbekannten Borschtsch und Blini hat die ukrainische Küche eine unfassbar vielfältige und schmackhafte Tradition

GUNTER BLANK

GEHT ESSEN

Das erste Mal kam der Verfasser mit der ukrainischen Esskultur Mitte der Achtziger in Berührung. Bezeichnenderweise nicht in Kiew oder Odessa, sondern auf der Second Avenue in New York, wo sich eine Reihe ukrainischer Coffeeshops angesiedelt hatten, um den Leuten auf dem Weg zur U-Bahn ein herzhaftes Frühstück anzubieten. Blini gab es und mit rätselhaften Zutaten gefüllte Piroggen, freundlich-resolut serviert von gestandenen stämmigen Damen oder jungen blonden Frauen mit Modelmaßen. Mehr gibt die Erinnerung nicht her, die Eindrücke einer gar nicht als eigenständige Nation wahrgenommenen Region der Sowjetunion verblassten. Und ja, es gab bei Gorbatschow-affinen Freunden bisweilen einen Borschtsch. Aber hätte man wissen müssen, dass der berühmte Eintopf auf Rote-Bete-Basis ursprünglich ein ukrainisches Gericht war?

Nun, da Putin und seine Schergen versuchen, die ukrainische Kultur auszulöschen, sollte man auch erkunden, wie und was die Ukrainer kochen, welche Köstlichkeiten der riesige Vielvölkerstaat zu bieten hat. Da dies bis vor Kurzem leichter gesagt war als getan, darf man es einen Glücksfall nennen, dass die ukrainische Köchin und Gastro-Journalistin Olia Hercules mit zwei stattlichen Büchern aufwartet, die uns einen wundervollen Einblick nicht nur in die ukrainische Esskultur und ihre regionale Vielfalt vermitteln. Die aus Kachowka in der Oblast Cherson stammende Hercules lebt in London, hat aber ihre Heimat bereist und eine fast erschöpfende Sammlung von Rezepten zusammengetragen.

„Mamusia“ („Mama“ auf Ukrainisch) versammelt überwiegend Rezepte ihrer multikulturellen Familie, die neben den ukrainischen auch jüdische, sibirische, moldawische, usbekische, armenische und ossetische Wurzeln hat, und breitet fast das gesamte Spektrum der osteuropäischen Küche aus. Armenische Fleischsuppe, in der mit Pflaumen gefüllte Lammklöße schwimmen, stehen neben bessarabischen Schweinerippchen mit Dampfnudeln, während die Ukraine unter anderem mit in Schwarzbier mariniertem gegrillten Wels und natürlich dem allgegenwärtigen Borschtsch aufwartet.

Dem widmet Hercules in „Landküche“ ein eigenständiges Kapitel, in dem sie verschieden zubereitete Varianten vorstellt, darunter ein fantastischer mit Entenfleisch und geräucherten Birnen, und in dem sie erklärt, wie sich ein südukrainischer Hühnchenborschtsch mit Kefirklops von einem galizischen mit Kutteln unterscheidet. Sie erläutert seine Entstehung – der Name lässt sich auf das ukrainische Wort „burjak“ (Rote Bete) zurückführen –, betont die Bedeutung der richtigen Sorte und erklärt, welchen Unterschied die Beigabe von Tomaten macht.

Gleichwohl ist er zwar ein gewichtiger, aber doch nur ein kleiner Aspekt der kulinarischen Vielfalt, die bei aller Nähe zu den ost- und bisweilen auch westeuropäischen Küchen immer ihre unverwechselbaren Besonderheiten aufweist. Süßsauer gefüllte Paprika aus Gagausien, Tomaten-Maulbeeren-Salat, Ziegen-Zwiebel-Topf mit Kartoffelschnee – allein die Lektüre lässt einem das Wasser im Munde zusammenlaufen. Und über allem schweben die bereits von John Steinbeck gerühmten braunen Roggenfladen, die mit ihrer malzigen Süße und den würzigen Aromen für Hercules das „ukrainische Brot schlechthin“ repräsentieren, besonders wenn man sie mit Butter, dem typischen Rückenspeck Salo, Wodka und Essiggurken genießt.

Überhaupt die Essiggurken. In der Ukraine scheint ein regelrechter Kult um die sauren Dinger zu existieren. Zumal die ukrainische Küche – und das ist eine weitere wesentliche Eigenheit – stark auf der Fermentierung von fast allem basiert, was das unermesslich fruchtbare Land hergibt. Selbst Wassermelonen werden fermentiert. Man benötigt dazu lediglich Blätter von Sauerkirsch-, Johannisbeer- oder Eichenzweigen, 50 Gramm Roggenmehl, 150 Gramm Meersalz, einen Zehn-Liter-Bottich und vierzig Tage Geduld. Jahrzehntelang nahmen wir dieses Land nur als Kornkammer wahr – nun führt uns Olia Hercules mit aromensprühender Wucht vor, was für ein Schlaraffenland da im Bombenhagel zugrunde zu gehen droht.

ILLUSTRATION: STUDIO PONG

ADticket

ADticket.de

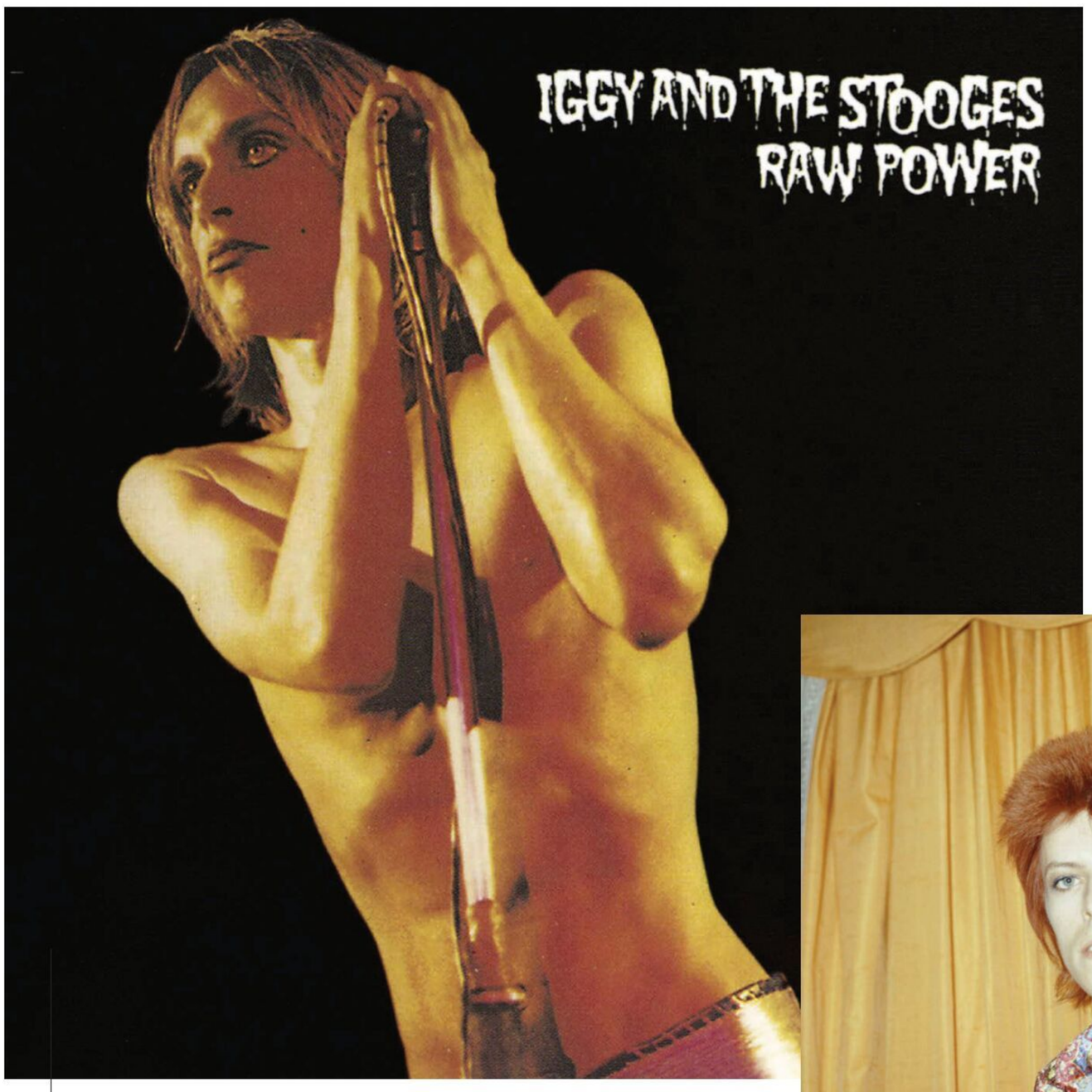
© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

POP IN BILDERN

HISTORY

Der Urknall des Punk: „Raw Power“ erschien vor fünfzig Jahren. Seine rohe Kraft wirkt bis heute nach

Von JAN JEKAL



RAW POWER

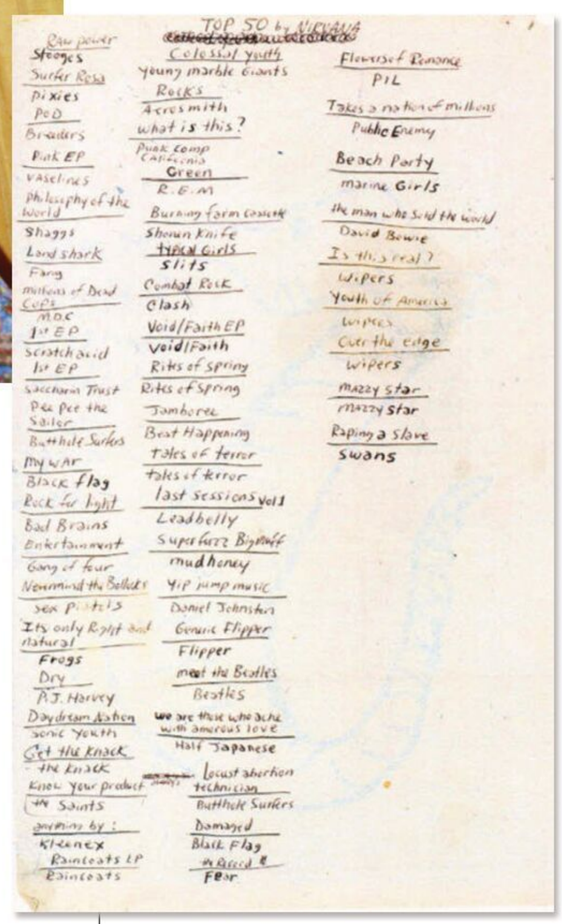
PLAY IT LOUD!

Man muss dieses Album laut aufdrehen, die zerschossenen Gitarren schmerzen in den Ohren, Iggys Wut und Frust fressen sich ins Herz. Ein wildes, weirdes Album, das im Grunde alles vorwegnahm, was vier Jahre später „Punk“ genannt wurde.

DER MIXER

DAVID BOWIE

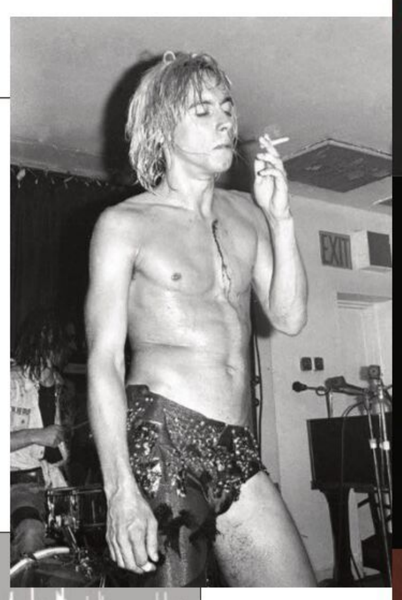
Vier Wochen in London, und *„Raw Power“* stand. Nur war Iggy auch Produzent und vermasselte die Aufnahmen. Sein Freund Bowie sollte es richten, er mischte die Lo-Fi-Spuren noch mal neu.

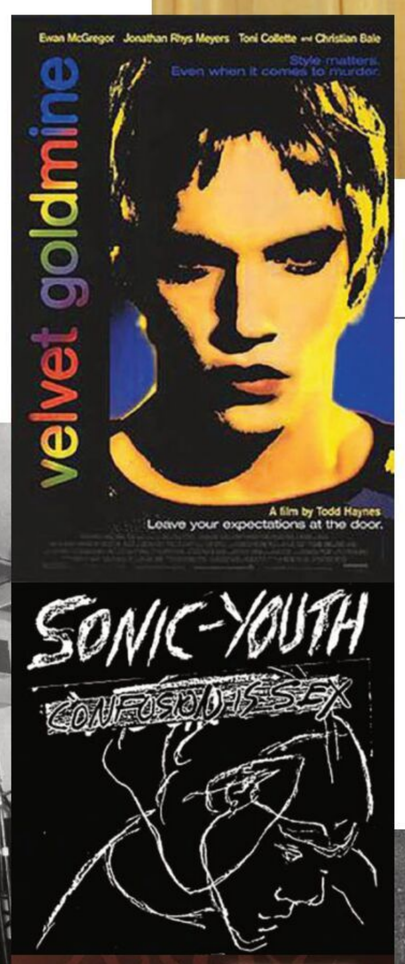


DIE SHOW

GIMME DANGER

Iggys Körperlichkeit – eine paradoxe Verbindung aus Drogenexzess und Fitness – machte Shows zum Spektakel, war stilprägend für Frontmänner wie Anthony Kiedis.

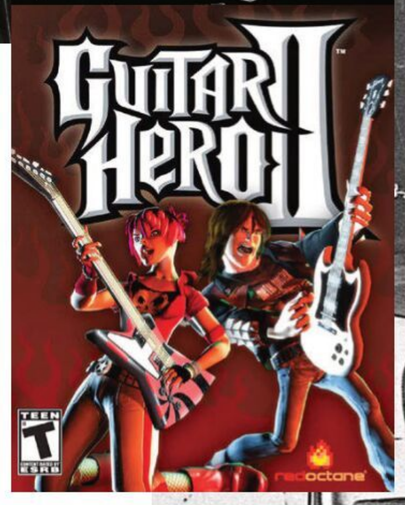




DAS ERBE

COVER & SOUNDTRACKS

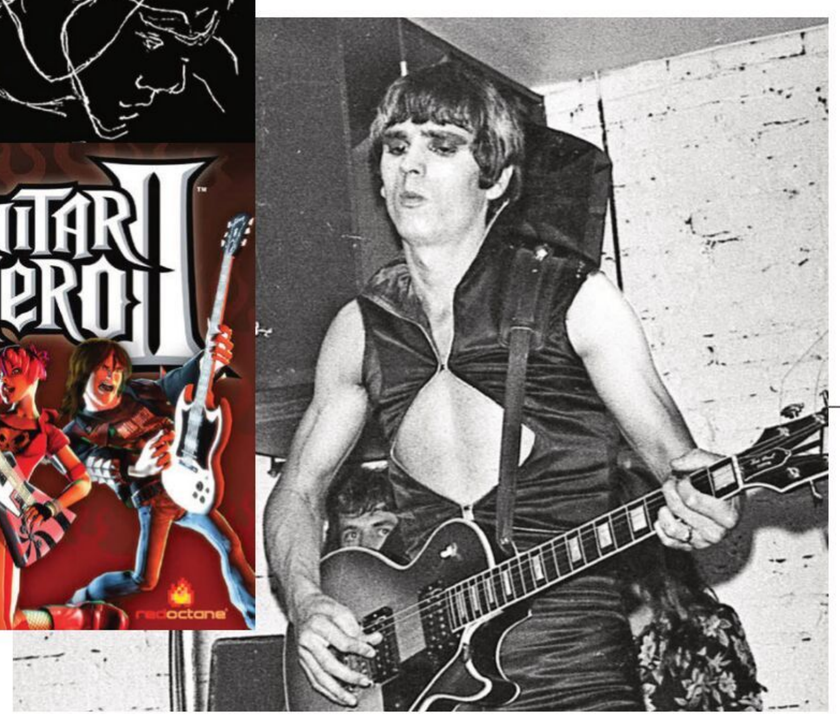
Man erkennt die Mainstreamwerdung an den Zitierenden: Zunächst sind es Sonic Youth, die Iggy Pop covern, dann Guns N' Roses, danach lässt Regisseur Todd Haynes seinen Star Ewan McGregor „Gimme Danger“ singen – und am Ende spielt man „Search And Destroy“ auf einer PlayStation.



DIE ÜBERSTEUERUNG

MASTERING AM LIMIT

In den Neunzigern legte Iggy noch mal Hand an und, je nach Perspektive, korrigierte oder ruinierte Bowies Mix. Er drehte die Lautstärke hoch, ließ alles übersteuern – ein Loudness War.



DER FAN

KURT COBAIN

Im Laufe der Jahre notierte Cobain mehrfach seine Lieblingsalben, passte seinen persönlichen Kanon an. Was sich nie änderte: *„Raw Power“* auf der Eins.

DER PUNK

JAMES WILLIAMSON

Ein Riff wie ein Blitz, eine Melodie aus Adrenalin: „Search And Destroy“ ist Williamsons größter Moment, die Energie, die Gefahr lebt in seiner Höllengitarre. Ohne sie wäre Pop nicht Punk.

FOTOS: GETTY IMAGES (3)

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

The Bad Ends mit Mantione (M.) und Berry (2. v. r.)

Zurück im Spiel

Für diese Band beendet R.E.M.-Schlagzeuger Bill Berry nach 26 Jahren seinen Ruhestand: The Bad Ends feiern das Leben – mit recht düsteren Songs

Von BIRGIT FUSS

DIE MEISTEN MENSCHEN, DIE SICH mit R.E.M. beschäftigt haben, hätten wahrscheinlich ihr Vermögen darauf gesetzt, dass Bill Berry nie wieder einer Band beitritt. 1997 war der Schlagzeuger bei den Alternative-Rock-Superstars ausgestiegen – er hatte bei der Tournee 1995 eine Gehirnblutung erlitten, sein Leben überdacht und beschlossen, Farmer zu werden. Der Weltruhm interessierte ihn nicht mehr, vor allem aber nervten ihn die muffige Luft in den Studios und das Reisen, er traf auch nicht so gern neue Leute. So war die Überraschung groß, als Ende 2022 verkündet wurde: Bill Berry ist wieder Teil einer Band! Gut, dass es keine Wetteinsätze gab.

Wie kam's? Eines Tages begegnete Berry in Athens/Georgia dem Sänger-Songschreiber Mike Mantione, laut R.E.M.-Gitarrist Peter Buck „der unbesungene Held der Athens-Gitarrenszene", und sie verabredeten sich für eine Studio-Session. Die beiden verstanden sich auf Anhieb, so Mantione: „Bill ist einfach ein super Typ, und am Schlagzeug geht er immer in Richtungen, die mir nie eingefallen wären." Nun hatte Berry seit mehr als zwanzig Jahren kaum noch getrommelt, doch er mochte Mantiones Songs und die anderen Musiker und hatte plötzlich wieder Spaß – und schwups, war er der Schlagzeuger von The Bad Ends. „Es fühlte sich natürlich an – wie eine alte Ente, die zurück ins Wasser geworfen wird." Ausnahmsweise spart sich der lakonische Drummer mal die Bescheidenheit, was seine Fähigkeiten angeht: „Ich hatte mit elf Jahren mit dem Schlagzeugspielen angefangen, und mit 39 war ich ausgebrannt. Als ich mich der Aufgabe gewidmet habe, war innerhalb von einer Woche alles wieder da. Ich bin auch seit zwanzig Jahren nicht mehr Fahrrad gefahren, aber ich würde wetten, dass ich es immer noch kann."

Das Debütalbum, *„The Power And The Glory"*, wurde in Athens aufgenommen, Berry konnte jede Nacht in seinem eigenen Bett schlafen – ein weiterer Grund für seinen Einstieg. Mantione kann gar nicht aufhören, sich über all das zu freuen. Vor Kurzem spielte die Band ihr erstes Konzert in Athens – ausgerechnet in der Kirche, in der R.E.M. 1980 ihr erstes Konzert gaben. Die hatten sich damals noch gar nicht auf einen Bandnamen geeinigt, während Mantione sofort zustimmte, als Gitarrist Christian Lopez „The Band Ends" vorschlug – „weil sich der Name auf die Todesfälle in den Liedern bezieht und gleichzeitig ein Zeichen der Hoffnung ist". Tatsächlich wird auf dem Album sehr viel gestorben und getrauert. Doch weil Mantione Paradoxe und Kontraste liebt, sind die Melodien zum Ausgleich oft so schwungvoll, dass man fast überhören könnte, dass es um Suizid, Depression oder andere Katastrophen geht. Die Single „All Your Friends Are Dying" ist dank des Titels die Ausnahme. „Mir gefiel die Vorstellung, dass Leute bei einem Song mitsingen, in dem es um das gnadenlose Altern geht", so Mantione. „Normalerweise rennt die Rock'n'Roll-Kultur ja davor weg."

> „Wie eine alte Ente, die zurück ins Wasser geworfen wird"

Vergleicht Berry seine Erfahrungen nun mit denen bei R.E.M.? Seine neue Gruppe sei „nett, kompetent, intelligent und wirklich leidenschaftlich", berichtet er. „Das sind die gleichen Qualitäten, die ich bei der Arbeit mit Michael, Mike und Peter geschätzt habe." Dass er immer mit R.E.M. assoziiert werden wird, stört ihn kein bisschen: „Besser, ‚R.E.M.' hinter dem Namen stehen zu haben als ‚S.O.B.' *(son of a bitch)*! Ich bereue gar nichts, was die gesamte R.E.M.-Erfahrung betrifft. Wir haben gemacht, was wir wollten. Und wir vier können alle in den Spiegel schauen, ohne dass uns der Anblick abschreckt."

Während Mantione die Bad Ends als „unbefristet" sieht, weil er bereits genügend neues Material und große Lust auf mehr hat, denkt der Schlagzeuger schon wieder etwas anders. Nicht umsonst wurde er früher Bill „I Go Now" Berry genannt – er hält sich ungern zu lange mit etwas auf, und größere Umstände kommen nicht infrage. „Ich habe die feste Absicht, wieder in den Ruhestand zu gehen. Mit 64 Jahren ist der Gedanke, in einen Bus zu steigen und auf Tour zu gehen, wenig reizvoll."

FOTO: JASON THRASHER

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Power-Farmer

Das bäuerliche französische Duo The Inspector Cluzo produziert seinen Öko-Folk auf dem heimischen Hof

Von MARC VETTER

LANDWIRTE KÖNNTEN DIE ROCKSTARS der Zukunft sein. Das finden Laurent Lacrouts und Mathieu Jourdain, die Köpfe hinter dem französischen Duo The Inspector Cluzo. Sie meinen das ernst, denn beide sind im Nebenjob Betreiber eines Bio-Bauernhofs in der Gascogne mit Namen Lou Casse. Das arbeitsame Leben hier ist schon länger Teil ihrer ruppigen, manchmal mit Funkiness unterlegten Folk-Gitarrenmusik, die die beiden im Eigenvertrieb selbst produzieren. Ihr Label heißt ironiefrei Fuck The Bass Player Records.

Aber zurück zu den Rockstar-Bauern. Lacrouts und Jourdain sprechen aus ihrer Scheune. Das Internet ist schlecht auf dem Land. Manchmal friert das Bild beim Zoom-Interview ein. „Junge Farmer sind jetzt die Rockstars, sie wollen die Welt verändern und kämpfen gegen den Klimawandel“, sagt Lacrouts. Er spricht deutlich und überlegt und etwa zehnmal so viel wie sein Bruder.

Es geht den Musikern um den Nachwuchs, für den sie ihre engagierte Musik machen. Sie singen auf dem neuen Album, *„Horizon“*, von Mastbetrieben und drohender Geflügelpest („Wolfs At The Door“) genauso wie über den Kampf um ihre Tiere, die der Staat bei drohenden Seuchen gekeult sehen will, selbst wenn sie kerngesund sind („Saving The Geese“). Es sind solche Themen, die in den Songs von Inspector Cluzo mit einer Wut verhandelt werden, die ein bisschen an Punk erinnert. Aber Lacrouts und Jourdain wollen auch darüber sprechen, damit sich etwas ändert. Sie haben ein Buch über eine agrarökologische Zeitenwende geschrieben. „Wir lernen langsam, dass wir irgendwann die Rechnung für all das bezahlen müssen, was wir der Natur vor allem mit Pestiziden angetan haben“, so Lacrouts. „Die Rechnung ist der Klimawandel. Und wir müssen jetzt anfangen, für eine neue Landwirtschaft zu sorgen, die die Menschen ernähren kann und die Natur schützt.“

> „Neil Young ist alt, scheint aber nie zu schlafen“

Dafür sehen sich beide als Vorbild. In nur einem Jahrzehnt könne es sein, dass selbst jeder Mensch, der noch nie Dreck unter seinen Fingernägeln gehabt habe, seine eigenen Hühner hält. Einfach weil es nicht mehr anders geht. Natürlich hat man bei solchen Worten immer auch Neil Young in den Ohren, wie er von ökologischem Touren spricht. Lacrouts und Jourdain bewundern den Folk-Enthusiasten, sie coverten „Hey Hey, My My“. „Seine Musik ist ein wenig die Grundlage für unsere Songs“, sagen beide. „Er ist alt, aber er scheint nie zu schlafen und hat so ein Feuer in sich.“

Auf die neue Platte hat es hingegen ein anderer Jugendheld geschafft: Iggy Pop ist bei „Rockophobia“ zu hören, einer wunderbaren Auseinandersetzung mit Rock’n’Roll in der heutigen Zeit. Die Musiker hatten Iggy Pops Agenten bei einem Punk-Festival in der Region kennengelernt, da waren sie von ihrem eigenen Rock-Traum noch weit entfernt. Iggy Pop war von dem Stück sofort hellauf begeistert.

„Horizon“ wurde in drei Wochen aufgenommen. Sonst reichen der Band sieben Tage, doch diesmal sollte etwas mehr Feinschliff her. Für den sorgte Produzent Vance Powell, der etwas von seiner Arbeit mit Chris Stapleton mitbrachte. Jeder Song erzählt eine Geschichte aus dem Leben von Inspector Cluzo, die ihren Namen an die „Pink Panther“-Filmfigur anlehnten, weil sie einst auf Tour mit Fishbone für ihr französisches Englisch ausgelacht wurden und den Tipp bekamen, dass in Amerika zwar niemand Zidane kenne, dafür aber jeder Jacques Clouseau. „Shenanigans“ dürfte der schönste, nostalgischste der Songs sein: Er erzählt von der Zeit, als das Duo in Nashville bei Bill Elder aufnahm und in seiner Bar einkehrte, nach der das Lied benannt ist.

Die Franzosen können von solchen Begegnungen schwärmen, weil sie immer auf Tour sind. Natürlich fragen Zyniker, wie all das Reisen ökologisch nachhaltig gelingen soll. Lacrouts und Jourdain sind überzeugt: „Wir sind sechs Menschen, wir brauchen keinen Tourbus und nehmen noch andere Musiker mit, wenn es zu Festivals geht. Alles sollte einfacher werden. Und man kann für jeden Flug ja auch einen Baum pflanzen.“

The Inspector Cluzo

FOTO: PHILIPPE SALVAT

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Vivienne Westwood

Niemand kann sagen, woher die Idee stammt oder wer die Verbindung aus karierten Hosen und Bondage-Lederschnallen tatsächlich erfunden hat. Doch Vivienne Westwood wird ewig mit diesem markanten Punk-Accessoire verbunden bleiben. Denn das Einkleiden und Ausstaffieren der von Westwoods damaligem Ehemann gemanagten Sex Pistols war ihr erster Eintrag in das Stylebook der Popkultur.

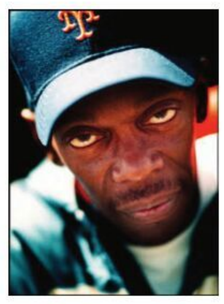
Vivienne Westwood war Grundschullehrerin, dann Boutiquenbesitzerin, dann Modedesignerin, dann Dame Commander of the Order of the British Empire. Sie erschien ohne Slip zur Ordensverleihung bei der Queen (sie trug übrigens auch den Titel einer Ehrensenatorin der Universität der Künste Berlin). Was nicht unbedingt absehbar war, als die Arbeitertochter ihr Kunst- und Modestudium an der Harrow Art School abbrach, um einen ordentlichen Beruf zu ergreifen und Geld zu verdienen. Ihr Leben änderte sich, als die damals 23-jährige Ehefrau eines Werkzeugmachers 1965 den fünf Jahre jüngeren Malcolm McLaren kennenlernte, sich scheiden ließ und zu schneidern begann. Der Rest ist (Pop-)Geschichte.

Westwoods zwischen Trödel und Taft changierender Radical Chic schaffte es von der Gosse bis in den Modeschöpfer-Olymp. Sie war Punk, bevor es Punk gab, erfand den Piratenlook für Adam Ant und die Fantasy-Kostüme der New Romantics, sie ließ sich zeit ihres Lebens von der Popkultur inspirieren und inspirierte sie. Sie engagierte sich für den Tierschutz, die Regenwälder und Julian Assange, und am Ende wurde sie alterskonservativ wie Julie Burchill oder Roger Daltrey. Den Tartan-Karos blieb Westwood treu, sie ziehen sich als roter Faden, oder besser, als immer mal wiederkehrendes Element durch ihre oft provokanten Kollektionen. Am 29. Dezember starb Dame Vivienne Westwood im Alter von 81 Jahren in London.

FOTOS: GETTY IMAGES (4), ULLSTEIN BILD

TERRY HALL

Schon als Sänger von The Specials war ihm ewiger Ruhm garantiert. Doch Terry Hall wollte mehr. Er gründete unter anderem die Fun Boy Three – und mit Dave Stewart das Duo Vegas. Er arbeitete mit Sinéad O'Connor, Tricky und Damon Albarn. Am 18. Dezember erlag Hall mit 63 Jahren einem Krebsleiden.



MAXI JAZZ

Nach einigen Projekten als DJ und Rapper gelang Maxi Jazz, eigentlich Maxwell Fraser, Mitte der Neunziger mit Faithless der Durchbruch. Das Erfolgsrezept der Band: eine Zeitgeistmischung aus Electro-Pop, TripHop und House. Am 24. Dezember starb Fraser mit 65 Jahren in London.

MARTIN DUFFY

Keyboarder Martin Duffy stieß 1985 zu Felt, er ist unter anderem auf der wundervollen Platte *„Forever Breathes The Lonely Word"* (1986) zu hören. Nach der Auflösung von Felt stieg er bei Primal Scream ein, wo er bis zuletzt spielte. Duffy starb am 18. Dezember 55-jährig infolge eines Sturzes.

MANUEL GÖTTSCHING

1970 gründete der Berliner Gitarrist Manuel Göttsching mit Hartmut Enke und Klaus Schulze Ash Ra Tempel, die Pioniertaten in der elektronischen Musik vollbrachten. Bekannt wurde er auch mit seinem in der Technoszene gefeierten Soloalbum *„E2–E4"*. Er starb am 4. Dezember mit 70 Jahren.

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Musikgeschichte abonnieren und dauerhaft sparen!

ABO +

Zusätzliche Vorteile. Nur für Abonnent*innen.

Die Playlist für Alle

CD exklusiv für Abonnent*innen

Heft-CD
ab sofort exklusiv für Abonnent*innen
+ monatliche Playlist für Alle

+ Preisvorteile
im RS-Shop:

rollingstone.de/shop

+ 8% Rabatt
auf jeden Einkauf bei jpc sichern – ob Vinyl, Bücher oder Filme!

+ 15 € Rabatt
auf das Festival-Ticket

rollingstone-beach.de

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Ihre individuelle Wunsch-Prämie im

1-Jahres-Abo

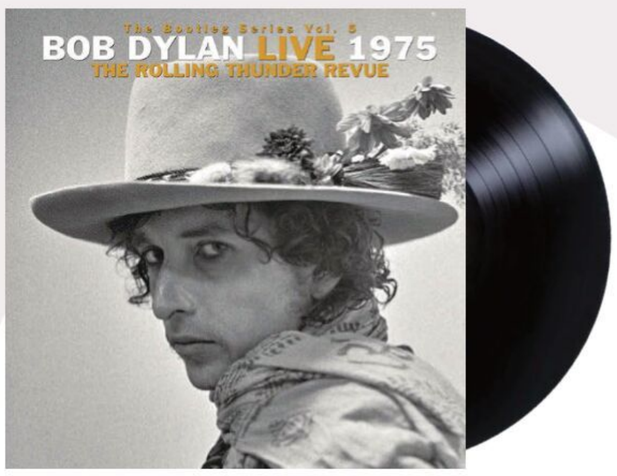
Jetzt nur
88 €*
12 Ausgaben + 1 Prämie

Robert Forster
The Candle And The Flame
(Limited Indie Edition)

Jetzt nur
176 €**
24 Ausgaben + 1 Prämie

Ihre individuelle Wunsch-Prämie im

2-Jahres-Abo



Bob Dylan
Live 1975, The Rolling Thunder Revue
(The Bootleg Series Vol.5)

EXKLUSIVE
CHARLIE WATTS-LITHOGRAPHIE VON CHRISTOPH BOUET
60 limitierte Originalgraphiken 30x30
Nummeriert und signiert

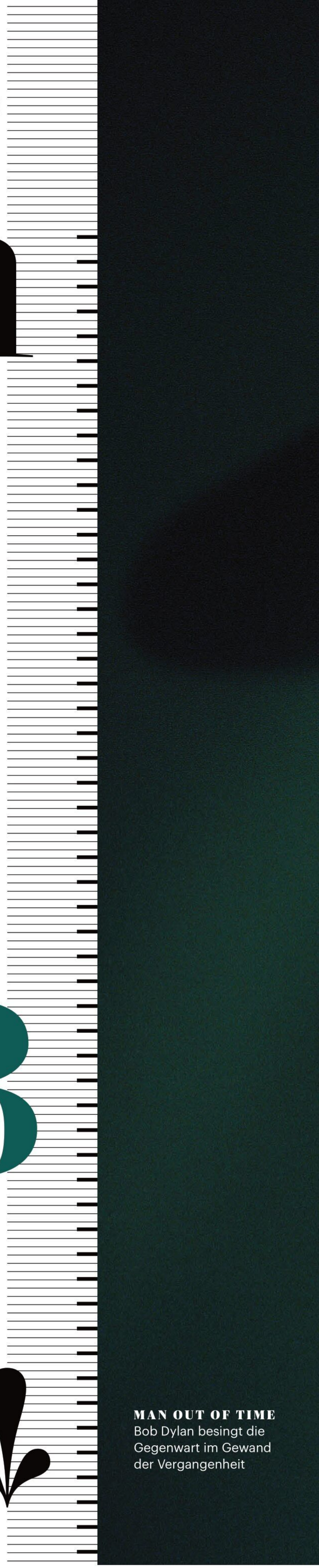
*Mindestlaufzeit 12 Monate, danach läuft Ihr Abo auf unbestimmte Zeit weiter. Kündigungsfrist: Erstmalig zum Ende der Mindestlaufzeit, danach jederzeit.
**Mindestlaufzeit 24 Monate, danach läuft Ihr Abo auf unbestimmte Zeit weiter. Kündigungsfrist: Erstmalig zum Ende der Mindestlaufzeit, danach jederzeit.

Jetzt bestellen: rollingstone.de/abo
oder 040 – 468 605 165

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Wie aus alten Liedern ein neuer BOB DYLAN wurde

VON MAIK BRÜGGEMEYER
FOTOS VON DANNY CLINCH



MAN OUT OF TIME
Bob Dylan besingt die Gegenwart im Gewand der Vergangenheit

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Eine neue Veröffentlichung gibt Einblick in die Aufnahmen zu Bob Dylans „Time Out Of Mind“, einem Album, mit dem der Songwriter das Bild, das wir heute von ihm haben, nachhaltig prägte

VOR DREI JAHREN FRAGTE MICH EIN ÖFFENTLICH-rechtlicher Radiosender, ob ich einen Nachruf auf Bob Dylan schreiben könnte. Man habe so was gern in der Schublade. Und der Mann gehe ja schließlich auf die achtzig zu. Ich war erst mal geschockt. Wer wollte an den Tag denken, an dem man „so was“ aus der Schublade holen musste? Mir schien eine Welt ohne Dylan unvorstellbar.

Als Ende Mai 1997 die Nachricht die Runde machte, Bob Dylan sei einen Tag nach seinem 56. Geburtstag mit einer lebensgefährlichen Herzbeutelinfektion in ein Krankenhaus eingeliefert worden, schien dieser Tag nicht so unvorstellbar. Einige Leute dürften sich sogar gewundert haben, dass er überhaupt noch am Leben war. Nicht etwa weil er sich aus der Öffentlichkeit zurückgezogen hatte. Er war nur einfach eine Figur der Vergangenheit und schien vor aller Augen hinter seiner eigenen Legende verschwunden zu sein. Er war dieser Typ aus den Sechzigern, der später einen Jesusfimmel gehabt und dann bei Live Aid völlig betrunken mit zweien von den Stones „Blowin’ In The Wind“ geklampft hatte. Die „New York Times“ erklärte ihren Lesern zur besseren Einordnung noch, dass es sich bei dem Hospitalisierten um den Vater des gerade irre erfolgreichen Sängers der Wallflowers, Jakob Dylan, handelte.

Bereits Bob Dylans 30. Jubiläum als Aufnahmekünstler, das im Oktober 1992 mit großem Staraufgebot im New Yorker Madison Square Garden gefeiert worden war, hatte wie ein Abschied gewirkt, auch wenn der Jubilar danach unermüdlich weitermachte, pro Jahr an die hundert Konzerte spielte, Alben mit seinen Interpretationen alter Folk-Songs veröffentlichte, die er in seiner Garage in Point Dume/Malibu aufgenommen hatte, und mit einem erstaunlich unexzentrischen Greatest-Hits-Programm bei „MTV Unplugged“ auftrat.

Viele Journalist:innen dürften sich Ende Mai 1997 für den Ernstfall schon mal an einem Nekrolog versucht haben. Sollte jemand im Jahr 2023 beim Aufräumen eines Schreibtischs ein paar vergilbte Blätter mit so einem Nachruf zu Lebzeiten finden, würde sie oder er sich vermutlich wundern. Denn das Bild, das man damals von Dylan hatte, scheint seltsam schief und unvollständig. Und vor allem fehlt ihm ein Rahmen. Denn den hat Bob Dylan erst im vergangenen Vierteljahrhundert gezimmert (er ist ja ein geborener Zimmerman): Die Alben, die er seitdem veröffentlicht hat, lassen sein gesamtes Werk in einem anderen Licht erscheinen. Heute sieht man in ihm nicht mehr nur die Sixties-Ikone, sondern diesen fahrenden Sänger, der die Blues- und Folktradition am Leben hält, indem er sich immer wieder aus ihrem reichen Schatz bedient und ihn zugleich durch neue Kombinationen und Einflüsse erweitert. Wie viele Musiker:innen fallen einem ein, die jenseits der fünfzig unser Bild von ihnen noch mal so nachhaltig verändert haben? 1997 markiert jedenfalls nicht das Ende der Dylan-Geschichte, sondern einen neuen Anfang.

„I really thought I’d be seeing Elvis soon“, erklärte der Songwriter in der Entwarnung, die die Plattenfirma nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus Anfang Juni herausgab. Im August ging er wieder auf Tour. Seit etwa einem Dreivierteljahr kleidete er sich bei seinen Auftritten wie ein Southern Gentleman mit altmodischem Anzug, Bolo Tie und Stetson. Ein man out of time.

Am 27. September spielte er beim Eucharistischen Kongress in Bologna vor 300.000 Katholik:innen „Knockin’ On Heaven’s Door“, „Forever Young“ und „A Hard Rain’s A-Gonna Fall“. Der Zuschauer mit dem bequemsten Sitzplatz war Papst Johannes Paul II., der anschließend in einer Predigt zwar zu wissen vorgab, der Wind aus Dylans berühmtestem Song sei der „Atem des Heiligen Geistes“, dem allerdings in den vielen Jahren seines irdischen Daseins niemand erklärt hatte, dass man rhetorische Fragen nicht beantworten muss: „Ihr habt mich gefragt: ‚Wie viele Straßen muss ein Mann gehen, bevor er ein Mensch wird?‘“, päpstelte er salbungsvoll. „Ich sage euch: Eine! Es gibt nur einen Weg für die Menschheit, und das ist Christus, der sagte: ‚Ich bin das Leben!‘“

Eine Lesart, die seinem ebenfalls anwesenden Nachfolger, Joseph Kardinal Ratzinger, übrigens nicht behagte. Der kürzlich Verstorbene hatte den Auftritt verhindern wollen, weil er Dylan für einen Nihilisten und falschen Propheten hielt. Das sah der so Charakterisierte natürlich anders. Er sei ein Feind des Verrats und des Streits, ein Feind des ungelebten und sinnlosen Lebens, aber er sei sicher kein falscher Prophet, sang er denn auch 23 Jahre später in einem

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

REISENDER
Dylan studiert die spanische Gratiszeitung „El Clasificado“

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Lied mit dem Titel „False Prophet“ – „I just know what I know/ I go where only the lonely can go.“ Dass das eine Entgegnung auf Ratzinger war, darf bezweifelt werden, aber es scheint mir doch die Lebensphilosophie eines Propheten zu sein, dem man durchaus mal eine Weile folgen kann.

Seinerzeit sagte Dylan über sein Gastspiel in Bologna, es sei einfach eine „großartige Show“ gewesen. Und wohl auch eine gute Reklame, denn die Bilder des Auftritts gingen um die Welt, und drei Tage später veröffentlichte er ein neues Album, *„Time Out Of Mind“*, das erste mit eigenen Songs seit sieben Jahren, seit dem seinerzeit wenig geliebten *„Under The Red Sky“* (1990). Die neuen Lieder handelten vom Ende der Liebe und dem Ende des Lebens, und Dylan klang wie ein (Heiliger?) Geist, der in einem Zwischenreich zwischen Dies- und Jenseits gefangen war. Die Musik wirkte unglaublich alt und doch gegenwärtig. Irgendwas hatte sie gemein mit dem am selben Tag erschienenen zweiten Album der britischen TripHop-Band Portishead oder dem in der Vorwoche veröffentlichten *„Homogenic“* der isländischen Sängerin Björk. Vielleicht war es dieser Hall auf den Stimmen, der aus den Tiefen der Zeit Beunruhigendes ankündigte. Diese Alben waren allesamt unheimliche Geisterbeschwörungen.

Der Geist, der auf *„Time Out Of Mind“* über allem schwebte, war der von Jerry Garcia. Der im August 1995 verstorbene Sänger und Gitarrist der Grateful Dead hatte Dylan ein paar Jahre zuvor gerettet und ihn auf jenen Weg gebracht, der ihn schließlich zu *„Time Out Of Mind“* führen sollte. Mitte der Achtziger befand Dylan sich in der größten Krise seiner Karriere. „Alles war zertrümmert“, schreibt er in seinen Memoiren „Chronicles. Volume One“. „Meine eigenen Songs waren mir fremd geworden … Es war nicht mehr mein Moment der Geschichte.“ Die gemeinsame Tour mit Grateful Dead im Sommer 1987 und Garcias Interpretationen einiger seiner Songs hätten ihn wieder mit dem eigenen Werk vertraut gemacht, ihm gezeigt, wie man sich diese alten Songs neu aneignen konnte. Diese Einsicht brachte die sogenannte Never Ending Tour in Gang, auf der Dylan von Juni 1988 bis Ende 2019 um die Welt reiste, um (seinen) alten Liedern neues Leben einzuhauchen. Ab den frühen Neunzigern spielte er bei Konzerten öfter mal Garcias „Friend Of The Devil“, in den Linernotes zu seinem Folk-Blues-Cover-Album *„World Gone Wrong“* (1993) taucht Garcia als wichtige Inspirationsquelle auf, und David Kemper, bis zu Garcias Tod Schlagzeuger der Jerry Garcia Band, ging ab 1996 mit Dylan auf Tour; der Grateful-Dead-Song „Alabama Getaway“ fand sich daraufhin öfter mal in der Setlist.

„Es gibt keine Möglichkeit, seine Größe oder sein Ausmaß als Mensch oder als Musiker zu messen“, sagte Dylan nach Garcias Tod. „Ich glaube nicht, dass eine Lobrede ihm gerecht werden kann. Er war so großartig – viel mehr als nur ein hervorragender Musiker mit einem unheimlichen Gehör und erstaunlicher Geschicklichkeit … Für mich war er nicht nur ein Musiker und ein Freund – er war eher wie ein großer Bruder, der mir mehr beigebracht und gezeigt hat, als er ahnen konnte. Zwischen der Carter Family, Buddy Holly und, sagen wir, Ornette Coleman gibt es eine Menge Zwischenräume und Fortschritte, eine Menge Universen, aber er füllte sie alle aus, ohne Mitglied einer Schule zu sein. Sein Spiel war launisch, fantastisch, raffiniert, hypnotisch und subtil. Es gibt keine Möglichkeit, den Verlust zu beschreiben. Er geht einfach sehr tief.“

AUF DER US-TOUR IM HERBST ging Dylan, wohl immer noch emotional bewegt vom Tod seines Freundes und Mentors, der Bibelvers „Work while the days last, because the night of death cometh when no man can work“ nicht mehr aus dem Kopf und löste nach langer kreativer Flaute einen Sturm aus. Dylan begann Zeilen zu neuen Songs zu notieren, aus denen schließlich im Winter auf seiner Farm am Crow River nordwestlich von Minneapolis, umgeben von der Landschaft und dem eisigen Klima seiner Kindheit, die Lieder von *„Time Out Of Mind“* entstanden, dem ersten Dylan-Album seit *„Slow Train Coming“* (1979), seinem Debüt als wiedergeborener Christ, das es wieder in die US-Top-Ten schaffen sollte. Ob der Heilige Vater (seit 1978 im Amt) da seine Finger im Spiel hatte?

„Dylan Lives“ titelte jedenfalls „Newsweek“ seinerzeit. „Bob Dylan hat sich sein Leben lang immer wieder neu erfunden. Jetzt ist er zurück – nach einer fast tödlichen Krankheit und einem fast endgültigen Karriereknick – mit seinem besten Album seit Jahren. Wie fühlt sich das an? Wir haben ihn gefragt“, begann David Gates seine Titelgeschichte. „Es ist eine unheimliche Platte“, sagte Dylan an gleicher Stelle, „weil ich mich selbst so fühle. Ich fühle mich mit nichts im Einklang … Ich glaube nicht, dass sie irgendetwas aus meiner früheren Zeit in den Schatten stellt. Aber ich denke, sie könnte schockierend sein in ihrer Direktheit. Es gibt keine Verschwendung. Es gibt keine Zeile, die da sein muss, um zu einer anderen Zeile zu gelangen. Niemand wird hier in überflüssige Spielchen verwickelt.“

Etwa zur gleichen Zeit wie *„Time Out Of Mind“* erschien ein Buch des amerikanischen Kulturkritikers Greil Marcus, „Invisible Republic“, das sich mit den Aufnahmen beschäftigte, die Dylan dreißig Jahre zuvor mit seiner Tourband (ab 1968 bekannt als The Band) nach einem – so die Legende – beinahe tödlichen Motorradunfall nahe seinem Haus in Upstate New York in den Hinterzimmern und Kellern von Holzhäusern in den Wäldern der Catskill Mountains gemacht hatte. Sie waren als „Basement Tapes“ zum Mythos geworden. Wenn man sich diese alten Tonbänder anhöre, so Marcus, könnten sie wie eine Landkarte klingen oder „wie ein instinktives Experiment … oder wie ein Laboratorium: ein Laboratorium, in dem ein paar Monate lang gewisse fundamentale Grundzüge der kulturellen Sprache Amerikas wiedergefunden und wiedererfunden wurden“.

Diese Beschreibung passte auch ziemlich genau auf *„Time Out Of Mind“* und beeinflusste ganz sicher seine Rezeption. Diese Aufnahmen wirkten ebenfalls wie ein Experiment, bei dem jemand versucht hat, die Idee von Amerika aus dem Gedächtnis zu rekonstruieren, sie aus erinnerten Songzeilen und musikalischen Fragmenten neu zusammenzusetzen. Und auch dieses Album klang wie eine Landkarte. Lief der Sänger doch durch New Orleans, Missouri und die Mesabi Iron Range, wo er einst aufgewachsen war – am Ende landete er vollkommen desolat in Boston, der Stadt, in der der amerikanische Kampf um Unabhängigkeit einst begann, und versuchte sich in einem Café umständlich dem Gespräch mit einer langbeinigen Kellnerin zu entziehen.

Greil Marcus zog später selbst die Analogie zwischen dem Dylan von 1967 und dem Dylan von 1997, als er in einer überarbeiteten Neuausgabe von „Invisible Republic“ mit dem Titel „The Old, Weird America“ über *„Time Out Of Mind“* schrieb: „Obwohl die Platte aus Fragmenten und Phrasen und Riffs besteht, weit älter als jeder lebende Mensch, aus Bruchstücken alter volkstümlicher Sprachen, die scherzen und grummeln, als

„Es ist eine unheimliche Platte, weil ich mich selbst so fühle. Ich fühle mich mit nichts im Einklang“

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

MODERN TIMES

Zehn Schlüsselsongs seit Bob Dylans Comeback mit „Time Out Of Mind“

„Love Sick“

1997

Der Eröffnungssong von *„Time Out Of Mind“*. Die Stimme verzerrt wie eine übersteuert aufgenommene Mundharmonika. Der Text direkt, ohne die Dylan'schen Spiegelspiele, der Gesang klar, keine Silbe wird vernuschelt. Die Themen des Albums stecken in den ersten Zeilen, die eigentlich eher klingen wie letzte Worte: „I'm walkin'/ Through streets that are dead/ Walkin'/ Walkin' with you in my head/ My feet are so tired/ My brain is so wired/ And the clouds are weepin'.“ Die erste Version des Songs, die Dylan am 14. Januar 1997 in den Criteria Studios in Miami aufnahm und die auf der dieser Ausgabe beiliegenden Single zu hören ist, ist in ihrer effektlosen Kargheit nicht weniger wirkungsvoll und trägt eine Sehnsucht in sich, die der unerbittlichen Albumversion fehlt.

„Tryin' To Get To Heaven“

1997

Der Silberstreif am ansonsten dunklen Himmel von *„Time Out Of Mind“*. Ein Song über Erlösung. Den Refrain borgte Dylan beim Gospel „The Old Ark's A-Movering“, im Text nennt er weitere Quellen, wenn er die Titel von Folksongs wie „Going Down The Road Feeling Bad“ und „I Been All Around This World“ zitiert. Am Ende des Songs gibt es dann auch eine musikalische Erlösung: Dylan greift zum ersten und einzigen Mal auf diesem Album zur Mundharmonika.

„Not Dark Yet“

1997

Der majestätische Höhepunkt von *„Time Out Of Mind“*. Was an Dylans nuanciertem und, ja, geradezu schönem Gesang liegt, der den Nihilismus des kunstvollen Textes aufzuheben scheint, aber auch an der Lanois'schen Soundmagie, die hier – anders als etwa auf dem *„Oh Mercy“*-Track „Most Of The Time“ – dem Song nicht im Weg steht, sondern ihn zu tragen scheint. „I was born here and I'll die here against my will“, singt Dylan, und es klingt zugleich wie eine Lebensbilanz und eine poetische Schilderung seiner existenziellen Krise Mitte der 80er-Jahre, die er in seinen Memoiren „Chronicles“ beschreibt. „I know it looks like I'm movin' but I'm standin' still/ Every nerve in my body is so naked and numb/ I can't even remember what it was I came here to get away from/ Don't even hear the murmur of a prayer/ It's not dark yet but it's gettin' there.“

„Mississippi“

1997 / 2001

Ein Schlüsselsong von *„Time Out Of Mind“*, der es dann am Ende nicht aufs Album schaffte. „Every step of the way we walk the line/ Your days are numbered, so are mine/ Time is piling' up, we struggle and we scrape/ We're all boxed in, nowhere to escape.“ Wie ein Gefangener, ein Sträfling blickt er auf die Zeit, die ihm noch bleibt. Im weiteren Verlauf zitiert er gleich zwei aus dem Hochsicherheitsgefängnis Mississippi State Penitentiary (auch bekannt als „Parchman Farm“) überlieferte Prison Hollers. Von „Mississippi“ nahm Dylan während der *„Time Out Of Mind“*-Sessions viele reizvolle Versionen auf (die schönste erschien auf der Bonus-Disc der „Deluxe Version“ der achten „Bootleg Series“-Folge, *„Tell Tale Signs“*, und ist nun auch auf einer der „Deluxe“-Version von *„Fragments“* beiliegenden Bonus-CD zu hören), doch dann gab er ihn an Sheryl Crow, die einen lausigen Job machte (zu hören auf *„The Globe Sessions“*). In letzter Minute nahm Dylan den Song in einer No-Studio-Bullshit-Neueinspielung mit seiner Tourband schließlich auf *„Love And Theft“*.

„Things Have Changed“

1999

Der erste neue Dylan-Song nach dem Erfolg von *„Time Out Of Mind“* erschien im Soundtrack von Curtis Hansons Film „Wonder Boys“ und brachte ihm schließlich einen Oscar, der seitdem bei allen Konzerten stolz auf der Bühne präsentiert wird. Der Song klingt selbstbewusst und vital, direkt und klar. Dylan brauchte keine Effekte mehr, produzierte nun selbst. Seine neue Tourband mit den Gitarristen Larry Campbell und Charlie Sexton, die beste, die er je hatte, liefert in ihrer flotten Interpretation von Marty Stuarts „The Observations Of A Crow“ den lässigen Groove, während der Sänger eine Art Comedy-Version des *„Time Out Of Mind“*-Existenzialismus gibt und so viele Wortspiele und Oneliner aus dem Stetson zaubert wie seit „Stuck Inside Of Mobile With The Memphis Blues Again“ nicht mehr.

„High Water (For Charley Patton)“

2001

Der Titel des Herzstücks von *„Love And Theft“* ist eine Anspielung auf Charley Pattons „High Water Everywhere“ über die große Mississippiflut von 1927, die 200.000 Afroamerikaner das Leben kostete. Doch die Flut, über die Dylan in diesem von einem Banjo geleiteten, neben Patton und Robert Johnson auch das Traditional „The Cuckoo“ zitierenden Folk-Song singt, ist eine noch viel verheerendere, man muss wohl sagen, biblische Flut. „They got Charles Darwin trapped out there on Highway 5/ Judge says to the High Sheriff:/ ‚I want him dead or alive/ Either one, I don't care.'/ High water everywhere.“ Die Bilderflut dieser Apokalypse in Songform ließ die Dylanologen jubilieren.

„'Cross The Green Mountain“

2003

Versteckt im Soundtrack von Ronald F. Maxwells epischem Bürgerkriegsdrama „Gods And Generals“, ist diese achtminütige, ohne einen Refrain auskommende Ballade eigentlich der bessere Film – wenn auch nur im Kopf. Dylan versetzt sich in die Lage eines sterbenden Soldaten und zitiert Lyrik aus der Bürgerkriegszeit von Henry Timrod, Julia Ward Howe, Nathaniel Graham Shepherd und Henry Lynden Flash: „I cross the green mountain/ I sit by the stream/ Heaven blazing in my head/ I dreamed a monstrous dream/ Something came up/ Out of the sea/ Swept through the land of/ The rich and the free.“ Dylans um Benmont Tench erweiterte Band liefert die erhabene Kulisse.

„Ain't Talkin'“

2006

Im epischen Schlussstück von *„Modern Times“* kombiniert Dylan den Bluegrass-Song „Highway Of Regret“ von Don Anthony und Ralph Stanley und das Traditional „Wayfaring Stranger“ mit Ovids Briefen aus dem Exil am Schwarzen Meer, der Bibel und der Odyssee. Der Sänger bricht aus dem Garten Eden in eine feindliche Welt auf: „Now I'm all worn down by weeping/ My eyes are filled with tears, my lips are dry/ If I catch my opponents ever sleeping/ I'll just slaughter 'em where they lie.“

„Pay In Blood“

2012

„Pay In Blood“ hört sich wie eine Fortsetzung des *„Modern Times“*-Epilogs „Ain't Talkin'“ an. Der unerbittliche Gotteskrieger aus dem besten Song des insgesamt ziemlich blutrünstigen *„Tempest“* droht damit, seinen Widersacher zu Tode zu steinigen, seine Augäpfel explodieren und ihn von Hunden in Stücke reißen zu lassen und ihm den Kopf einzuschlagen. Der Sänger scheint derweil die Zeit seines Lebens zu haben, raspelt sich durch die Mordfantasien und klingt wie eine besonders teuflische Figur aus einem Tarantino-Film.

„Key West (Philosopher Pirate)“

2020

Das Key West, über das Dylan hier singt, scheint ein sogenannter Liminal Space zu sein: ein Ort, wo sich die Realität anfühlt wie ein surrealer Traum. Geschichte und Fantasie sind untrennbar miteinander verwoben, die Zeit ist außer Kraft gesetzt. Donnie Herrons Akkordeon gibt dem Song seine magische flirrende Aura. Epische Songs über Orte wie diesen stehen auffallend oft am Ende großer Dylan-Alben (vgl. „Desolation Row“, „Sad Eyed Lady Of The Lowlands“, „Highlands“, „Ain't Talkin'“). (Das spricht dafür, den *„Rough And Rowdy Ways“* auf einem zweiten Tonträger beigegebenen Song „Murder Most Foul“ als vom Album getrenntes Stück zu begreifen.)

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

„Ich halte mich nicht an Rabbiner, Prediger, Evangelisten und all das. Ich habe mehr von Liedern gelernt“

wäre es das erste Mal, entsteht ein Bild von einem Land, das sich selbst aufgebraucht hat, und der eigenartige Reiz von ‚*Time Out Of Mind*‘ liegt in seiner Vollständigkeit, seiner absoluten Weigerung, an sich selbst zu zweifeln.“

Ebenso wie die *„Basement Tapes“* umgab *„Time Out Of Mind“* schon bei der Veröffentlichung eine geradezu mythische Aura. In beiden Fällen dürften die vermutete Todesnähe des Sängers und die gespenstische Klangästhetik – verrauschte Lo-Fi-Aufnahmen (1966/67) und verhallte Hi-Fi-Studioeffekte (1997) – eine Rolle gespielt haben. *„Time Out Of Mind“* hat seinen Sound wohl auch dem kanadischen Produzenten Daniel Lanois zu verdanken, der Dylan Ende der Achtziger in New Orleans bereits das als Comeback gefeierte *„Oh Mercy“* abgerungen hatte. Das hatte seinerzeit noch die Trademark-Ästhetik des Produzenten getragen: diesen polyrhythmischen, sumpfig-schwülen Klang, den man sofort wiedererkennt und der jedes von ihm produzierte Album immer gleich zu einem Lanois-Album macht.

Doch *„Time Out Of Mind“* sollte anders klingen. Als Dylan sich im Sommer 1996 in einem New Yorker Hotelzimmer mit Lanois traf, um ihm das Projekt vorzustellen, nannte er die Aufnahmen von Charley Patton, Little Walter, Little Willie John, Arthur Alexander und Link Wray als Referenzen für den Prä-Rock’n’Roll-Sound, der ihm vorschwebte. Dann las er ihm die Texte seiner neuen Songs vor. „Ich hatte keine einzige Note oder Melodie gehört, aber ein überwältigendes Gefühl überkam mich“, schrieb Lanois später in seinen Memoiren „Soul Mining. A Musical Life“. „Die Worte waren hart, tief, verzweifelt, stark und klangen, als stammten sie von jemandem, der eine Reihe von Leben gelebt hatte, und ich glaube, Bob hat das.“ Nachdem er seine Lyrics präsentiert hatte, fragte Dylan, ob Lanois glaube, dass sie eine Platte hätten. „Ja, Bob“, antwortete der, „ich glaube, wir haben eine Platte.“

Im August 1996 fuhr Dylan mit seinem Chevy-Pick-up von seiner Villa in Point Dume dreißig Kilometer die kalifornische Küste hoch nach Oxnard, um in einem alten von Lanois und Toningenieur Mark Howard zu einem Studio umfunktionierten Theater, dem Teatro, mit den Arbeiten am neuen Album zu beginnen. Der musikalische Leiter und Bassist seiner Band, Tony Garnier, war da. Und Lanois hatte den Schlagzeuger und Produzenten „Pretty“ Tony Mangurian aus New York eingeflogen, weil Dylan neben seinem Interesse an amerikanischer Tonaufnahme-Frühgeschichte auch erklärt hatte, er habe in letzter Zeit oft das gerade erschienene Beck-Album *„Odelay“* gehört und finde diese Drum-Loops spannend. Sie arbeiteten in den folgenden Tagen an den neuen Stücken „Can’t Wait“, „Dreamin’ Of You“, „Red River Shore“ und an einem Cover des Folksongs „The Water Is Wide“, den Dylan schon zwanzig Jahre zuvor auf seiner Rolling Thunder Tour gespielt hatte.

Schließlich beschloss Dylan aber, das Album nicht so nah vor seiner eigenen Haustür aufzunehmen, sondern stattdessen im Januar 1997 in die Criteria Studios in Miami umzuziehen. Er wollte mit seiner aktuellen Live-Band – Garnier, Kemper und dem Pedal-Steel-Gitarristen Bucky Baxter (der Lead-Gitarrist John Jackson hatte die Band gerade verlassen) – aufnehmen, aber Kemper musste nach einigen Tagen zurück nach Los Angeles. Lanois rief daraufhin den Jazzschlagzeuger Brian Blade an, Dylan konterte mit Jim Keltner. Ein erster Riss zwischen Produzent und Künstler zeichnete sich ab. Dylan holte noch den Organisten Augie Meyers vom Sir Douglas Quintet, den Keyboarder Jim Dickinson, die Gitarrist:innen Cindy Cashdollar, Bob Britt und Duke Robillard. Ganz zum Missvergnügen des Kontrollfreaks Lanois wurde es allmählich unübersichtlich im Studio; es half auch nicht, dass Dylan bei jedem der drei Takes, die die Musiker:innen von jedem Song einspielten, Tonart und Tempo wechselte und immer wieder neue Textzeilen auf einem Block notierte, den er mit sich herumtrug. Der Produzent wurde dünnhäutig, cholerisch.

Ihre Meinungsverschiedenheiten trugen Dylan und Lanois auf dem Parkplatz außer Hörweite der anderen aus. Vor allem um den Song „Mississippi“ entbrannte ein Streit. Dylan waren die Lyrics sehr wichtig und er präsentierte den Song in immer neuen Arrangements, aber der Produzent fand ihn nicht überzeugend. „Der Song war melodisch, textlich und strukturell ziemlich intakt, aber Lanois sah das nicht“, erklärte Dylan vier Jahre später David Fricke im ROLLING STONE, nachdem der Song schließlich in einer knochentrockenen, mit seiner aktuellen Tourband aufgenommenen Version auf dem Nachfolgealbum, *„Love And Theft“*, erschienen war. „Er dachte, er sei langweilig. Er schlug die Afro-Polyrhythmus-Route ein: Multirhythmus-Drumming und so weiter. Polyrhythmik hat ihren Platz, aber sie funktioniert nicht bei messerscharfen Texten, die Würde und Heldentum vermitteln sollen. Vielleicht hatten wir zu hart an anderen Dingen gearbeitet; ich kann mich nicht mehr erinnern. Aber Lanois kann leidenschaftlich werden, wenn es um das geht, was er für wahr hält. Er hat nichts dagegen, Gitarren zu zertrümmern. Ich habe mich nie darum gekümmert, es sei denn, es war eine von meinen. Einmal kam es auf dem Parkplatz zu einem Streit. Er versuchte mich davon zu überzeugen, dass der Song ‚sexy, sexy und noch mehr sexy‘ sein müsse. Ich weiß auch, was sexy ist. Er erinnerte mich an Sam Phillips, der einmal das Gleiche zu John Prine über einen Song gesagt hatte, aber die Umstände waren nicht die gleichen. Ich versuchte ihm zu erklären, dass der Song mehr mit der Unabhängigkeitserklärung, der Verfassung und der Bill of Rights zu tun hatte als mit Medizinmännern und dass man daraus kein ideologisches Voodoo-Ding machen konnte. Aber er hatte seine eigene Sicht der Dinge, und am Ende musste ich das zurückweisen, weil ich die ausdrucksstarke Bedeutung des Textes zu sehr schätzte, um sie in einem dampfenden Kessel der Drum Theory zu begraben.“

IRGENDWANN WURDE DER HEISSBLÜTIGE Lanois des Kontrollraums verwiesen, und er arbeitete wütend in einem Nebenstudio mit dem extra eingeflogenen Mangurian an einer HipHop-Version des Teatro-Tracks „Can’t Wait“. Als er Dylan das Ergebnis vorspielte, nahm der Lanois’ teure Martin-Akustikgitarre und schwang sie in Zeitlupe durch die Luft, bis er sie, kurz bevor sie das Gesicht des Produzenten treffen konnte, abbremste. (Mark Howard erinnert sich in seinem Buch „Listen Up!“, dass Dylan dabei weiße Golfhandschuhe trug.)

„Bob ist eine Art Jazzer“, schrieb Lanois später in „Soul Mining“. „Er arbeitet gern mit dem, was er gerade fühlt, und wer könnte ihm das verübeln? Aber ich habe ihn gebeten, nicht nur Charlie *(sic)* Patton zu studieren, sondern auch seine eigenen erfolgreichen Demos. Ich wollte sicherstellen, dass der Groove stimmt. Aufbauen und maximieren. Wenn ich mich an einigen der Hip-Hop-Größen orientieren könnte, würde ich sagen: Erst den Groove finden und dann den Song aufbauen. Bob hat sich nicht darauf eingelassen, und das war so ziemlich das Ende von Miami. Ich habe ihm nie einen Hit verschafft. Ich habe ihm einen Grammy verschafft (*„Time Out Of Mind“ wurde*

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

als Album des Jahres und Best Contemporary Folk Album ausgezeichnet), aber keinen Hit. ‚*Time Out Of Mind*‘ wird ein großer amerikanischer Klassiker bleiben, aber ich habe ihm keinen Hit verschafft, obwohl ich es gekonnt hätte.“

Nun, über 25 Jahre später, erscheint in der neuesten Folge der Raritätenreihe „The Bootleg Series“, *„Fragments - Time Out Of Mind Sessions (1996-1997)“*, ein Remix des Albums von Michael H. Brauer, auf dem (fast alle) Spuren von Lanois getilgt und die Songs auf ihre „nackte, spektrale Essenz“ (so heißt es in den Linernotes) reduziert wurden. Natürlich hört man die Handschrift des Produzenten immer noch in den fließenden, dichten Arrangements und in der einen oder anderen Gitarrennote, die ohne die Halleffekte nicht mehr ganz die erwünschte Wirkung erzielt.

Spannender noch als der Remix sind die *„Fragments“* beigegebenen Outtakes aus den Sessions, die zeigen, dass *„Time Out Of Mind“* eine ganz andere Platte hätte werden können. Nicht nur wegen fabelhafter Songs wie „Mississippi“ und „Red River Shore“, die es nicht aufs Album schafften, sondern auch weil Dylan auf einigen Takes kraftvoller und weitaus weniger jenseitig singt. Im dringlichen ersten Durchgang von „Not Dark Yet“ konfrontiert uns der Sänger nicht mit der eigenen Vergänglichkeit, sondern mit seinem gebrochenen Herzen („Just being in the same country as her is making me blue/ I got nothing left over from the love that we knew/ A love that I know that I never can share/ Lord, it’s not dark yet, but it’s getting there.“), und das elegische „Standing In The Doorway“ klingt als fast schon munterer Shuffle plötzlich weitaus weniger verzagt. Da hört man nicht die Stimme aus der Gruft, die sich mit der eigenen Sterblichkeit abgefunden zu haben scheint, sondern einen Sänger, der gegen das Vergessenwerden ansingt.

Leider liefert die *„Fragments“*-Box keine alternative Realität mit, an der man prüfen kann, wie das Album in einer anderen Version aufgenommen worden wäre. Aber letztlich dürfte die gedimmte Stimmung der veröffentlichten Version in Verbindung mit der vielen noch im Hinterkopf präsenten Meldung von Dylans schwerer Erkrankung zum Erfolg des Albums beigetragen haben. Seit Johnny Cashs von Rick Rubin inszenierten *„American Recordings“* (1994) galt es schließlich als cool, das eigene Alter und die eigene Hinfälligkeit auszustellen.

„Die Leute sagen, die Platte handle von der Sterblichkeit - meiner Sterblichkeit, warum auch immer“, wunderte sich Dylan 2001 im ROLLING STONE und lachte. „Nun, sie handelt nicht von meiner Sterblichkeit. Vielleicht geht es einfach um die Sterblichkeit im Allgemeinen. Das ist doch eine Sache, die wir alle gemeinsam haben, oder? Aber ich habe nicht gehört, dass ein Kritiker gesagt hätte: ‚Es geht um meine Sterblichkeit ...‘ Als ob er in irgendeiner Weise immun wäre - als ob derjenige, der über die Platte schreibt, ein ewiges Leben hat und der Sänger nicht. Ich habe diese herablassende Haltung gegenüber der Platte in der Presse ziemlich häufig gefunden, aber da kann man wohl nichts machen.“

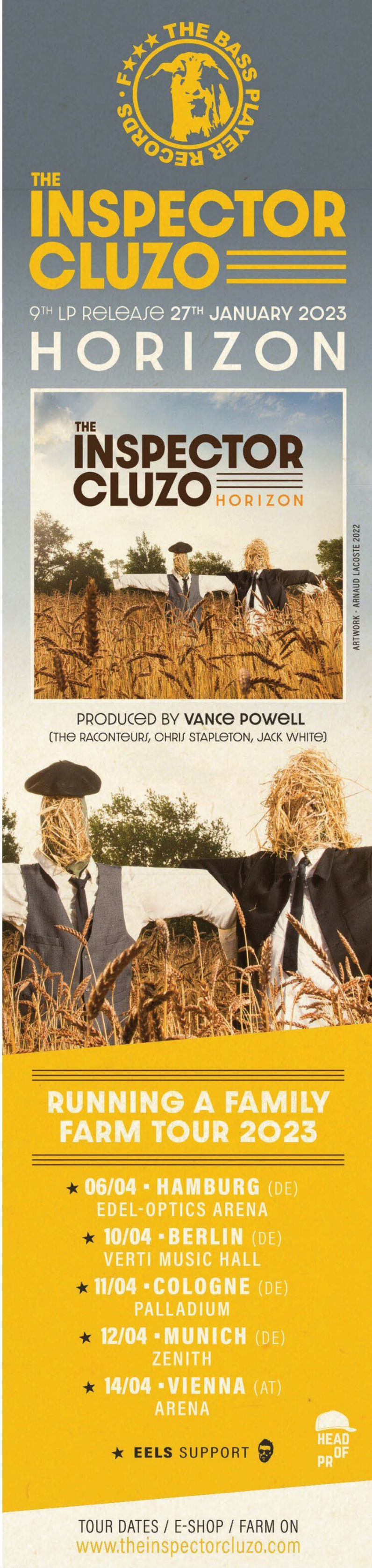
Tatsächlich hat Dylan ja auch schon über Sterblichkeit gesungen, als er noch pausbäckig mit Cordmütze vom Plattencover seines Debüts schaute. Auf diesem fast ausschließlich aus Interpretationen alter Traditionals und Standards bestehenden Album sang er 1962 im Alter von zwanzig Jahren mit einer Stimme, die nach vielen gelebten Leben klang, Songs mit Titeln wie „In My Time of Dyin’“, „Fixin’ To Die“ und „See That My Grave Is Kept Clean“.

Dreißig Jahre später kehrte er auf *„Good As I Been To You“* (1992) und *„World Gone Wrong“* (1993) in seine Rolle als Interpret alter Lieder zurück. Da schloss sich ein Kreis. Mit *„Time Out Of Mind“* begann etwas Neues. „Alle alten Lieder - von Dock Boggs’ ‚Danville Girl‘ bis zu Robert Burns’ ‚My Heart’s In The Highlands‘, mit Dutzenden von Anklängen dazwischen - haben sich in neue Lieder verwandelt“, schrieb Greil Marcus über das Album, „und nur ein Narr würde behaupten, dass die Vergangenheit einen größeren Anspruch auf die alten Lieder hat als die Gegenwart, die die alten Songs von Grund auf neu aufgebaut haben. Da sie aber aus altem Holz bestand, durchzogen von Wurmlöchern und Termiten, zerfiel die Gegenwart zu Staub; dann setzte die Musik wieder ein, und dieses Mal klang sie wirklich neu.“

Dieses Spiel mit den Zeiten, mit dem kulturhistorischen Unterbewusstsein, das schon im Titel von *„Time Out Of Mind“* anklingt, führte Dylan auf den folgenden, nach der Erfahrung mit Lanois selbst produzierten Alben fort. Eine lange, von Brüchen und Verwandlungen geprägte Karriere war plötzlich von Kontinuität geprägt.

Dylan hatte für das, was er gerade fühlte und dachte, immer wieder Traditionen und Ausdrucksformen gefunden, in die er sich fallen lassen, die er sich aneignen konnte. Als er nach einer musikalischen Identität suchte, adoptierte er Woody Guthrie als seinen Ersatzvater und fand in der Folkbewegung eine neue Familie, gegen die er schließlich auf der Suche nach Individualität mit einer Hinwendung zum Rock’n’Roll rebellierte. Als junger, auf dem Land lebender Vater wandte er sich dem Country zu, wurde dann zum Vagabunden und Gottessucher, der im Gospel eine Heimat fand, um dann doch wieder weiterzuziehen, umherzuirren, bis er seine Erfüllung in den Liedern fand, die ihn ursprünglich auf den Weg gebracht hatten. „Ich finde die Religiosität und Philosophie in der Musik“, sagte er 1997 im „Newsweek“-Interview. „Lieder wie ‚Let Me Rest On A Peaceful Mountain‘ oder ‚I Saw The Light‘ - das ist meine Religion. Ich halte mich nicht an Rabbiner, Prediger, Evangelisten und all das. Ich habe mehr von Liedern gelernt als von irgendwelchen Einrichtungen dieser Art. Die Lieder sind mein Lexikon. Ich glaube den Liedern.“

Die Vorlesung, die er halten musste, nachdem er den Literaturnobelpreis verliehen bekommen hatte, endete Dylan mit einer Szene aus der Odyssee. Er erzählte, wie Odysseus in die Unterwelt hinabsteigt und der gefallene Held Achilles ihm erklärt, er würde ein langes, friedvolles und genügsames Leben dem Heldentod vorziehen. Auch die Lieder zögen das Leben dem Tod vor, so Dylan. „Unsere Songs sind lebendig im Land der Lebenden.“ Das wäre auch ein gutes Zitat für einen Nachruf gewesen. ®



© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

VISA ROSHI

SPIELT IHR EIGENES SPIEL

FOTOS VON
JOSEFINA BIETTI

Mach alles neu! Wie der unkonventionellste Superstar der Popwelt sich selbst erschuf

VON CAT CARDENAS

© Alle Rechte vorbehalten (einsch). Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

J

TUNDEN NACH EINEM PLÖTZLICHEN REGENSCHAUER an einem Nachmittag im Herbst steht Rosalía am ruhigen Ufer des Bahia Beach in Puerto Rico und schaut sich um. Sie ist nur wenige Sekunden lang still, aber ihre Gedanken sind noch ganz beim Chaos der vergangenen Nacht.

„Dios mío, es war verrückt!“, sagt sie mit einem Anflug von fröhlichem Unglauben.

Zunächst einmal sollten wir es nicht als Konzert bezeichnen. Fast zwei Stunden lang spielte sie vor einem ausverkauften Haus im historischen Coliseo de Puerto Rico José Miguel Agrelot. Abgesehen von den Wellen schreiender Fans ähnelt das Spektakel, das Rosalía veranstaltete, eher der Performance-Kunst als einer traditionellen Stadionshow, und es hat in den vergangenen Monaten Städte und Social-Media-Seiten mit gleicher Wucht erobert. Es gibt keinen Vorspann, keine Kostümwechsel. Rosalía steht im Mittelpunkt, ihr Gesicht ist oft schweiß- und tränenverschmiert, und sie tut alles auf einmal: Sie klimpert auf einer tiefschwarzen Gitarre, schmatzt auf ihrem Kaugummi, schlägt auf ein verziertes Klavier und reißt sich das Herz auf. Während ihre „Motomami“-Welttournee im vergangenen Jahr den Globus umrundete, war dies ihr Leben. Und ihre Show in Puerto Rico ein einziger Tumult. Nummerierte Sitzplätze wurden bedeutungslos, als Sicherheitskräfte durch die Halle liefen und – vergeblich – versuchten, die Leute davon abzuhalten, in die Gänge zu stürmen. *(Wie ihr Konzert in Berlin war, lesen Sie auf Seite 88.)* Die Arena schien zusammenzubrechen, als Rosalía in die Menge rief: „Die Liebe meines Lebens ist hier!“, womit sie ihren Freund, den puerto-ricanischen Popstar Rauw Alejandro, meinte. Nachdem alles vorbei war, fand sie noch die Energie, mit Rauw eine After-Show-Party in einem Nachtclub in San Juan zu besuchen. Eine Heerschar von iPhone-Kameras hielt fest, wie sie bis spät in die Nacht zu verschiedenen Hits tanzten, darunter Rosalías eigener Song „Despechá“.

Als ROLLING STONE am nächsten Morgen in ihrer privaten Villa am Meer im St. Regis eintrifft, wo sich ein paar ihrer Freunde tummeln, ist sie trotz allem hellwach und trägt ein marineblaues Minikleid mit einem jugendlichen Peter-Pan-Kragen. Ich habe eine Million Fragen, aber Rosalía fängt sofort an, *mich* mit Fragen zu löchern, bevor ich die Gelegenheit dazu habe.

„Okay“, sagt sie eifrig, und ihre Augen leuchten vor echter Neugierde, „erzähl mir alles! Wie hast du dich gestern Abend gefühlt? Ihr habt zum ersten Mal eine Show von mir gesehen, ja? Wie hat es dir gefallen? Das will ich wissen!“

Ich erzähle ihr schnell, dass der einzige andere Auftritt von ihr, den ich gesehen habe, 2019 beim Festival Austin City Limits war. Damals hatte Rosalía gerade den Durchbruch mit *„El mal querer“* geschafft, dem komplexen Konzeptalbum, das sie 2018 veröffentlichte. Plötzlich verwandelte sich eine vielversprechende junge Absolventin der katalanischen Musikhochschule in Barcelona, die den größten Teil ihres Lebens der anstrengenden Kunst des Flamenco gewidmet hatte, in eine Grenzen sprengende Avant-Fusionistin, die für ihre enzyklopädische Bandbreite an kulturellen Referenzen bekannt war, die Justin Timberlake interpolierte, in Cante jondo, eine besonders ernste Form des Flamenco-Gesangs, explodierte und einen okzitanischen Roman über eine toxische Beziehung zitierte – und das alles im selben Projekt. (Besagter Roman, „The Story Of Flamenca“, inspirierte tatsächlich das gesamte Album, das zugleich ihre College-Arbeit war.)

Aber wenn die Zuhörer nach *„El mal querer“* mehr barockes Flamenco-Theater erwarteten, wich Rosalía aus und arbeitete in den nächsten Jahren mit Reggaeton- und HipHop-Künstlern wie J Balvin, Travis Scott und Ozuna zusammen. Einige waren von ihren chamäleonartigen Fähigkeiten fasziniert und sahen in ihrem weitreichenden Werdegang eine mutige und prophetische Vision einer Welt ohne Grenzen. Für andere war ihr Ansatz eine unverschämte, privilegierte Form der kulturellen Aneignung. Rosalía war aber auch seltsam und verspielt und schwer zu fassen: Sie war eine disziplinierte Musikerin, die ihre Liebe zur hohen Kunst und zu klassischen Einflüssen auslebte, sich auch im Internet gut auskannte und online viel Blödsinn machte, indem sie gelangweilte Insta-Baddie-Selfies postete, auf TikTok twerkte, Fotos vom Abhängen mit den Kardashians teilte und alberne Social-Media-Trends mitmachte.

Egal wie ihre Fans sich dabei fühlten – sie beobachteten sie und waren auf ihren nächsten Schritt fixiert. Sicher, sie hätte ein schnelles Nachfolgealbum herausbringen können, das ihren Schwung beibehalten und ihr Pop-Potenzial

„Ich höre gern Musik, bei der ich merke, dass es den Künstlern scheißegal ist, ob sie damit Erfolg in den Charts haben“

PRODUZIERT VON CLARA DORIA UND CELESTE SANTO DOMINGO. FOTOREGIE: EMMA REEVES. MODISCHE LEITUNG: ALEX BADIA. FRISUR VON JESUS GUERRERO VON DER WALL GROUP. MAKEUP VON RAISA FLOWERS FÜR E.D.M.A. MANIKÜRE VON ZAIRA VEGA. MARKTREDAKTEURIN EMILY MERCER. STYLING VON JOAQUIN DIAZ. SET DESIGN VON IGNACIO VAELLO UND LAURA ROLDÁN FÜR BUENDIA ESTUDIO. LICHTDESIGN VON CAMILO DIAZ SALAMANCA. RETUSCHE VON BRUNO REZENDE.

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

VORIGE DOPPELSEITE

T-SHIRT VON **COWBOYS OF HABIT**. SONNENBRILLE VON **DIOR**. ROCK VOM STYLISTEN. TANGA VON **VANEBON**.

DIESE SEITE

JACKE VON **RICK OWENS**.

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

JACKE UND HOSE VON **GERRIT JACOB**. SCHUHE VON **BALENCIAGA**. TANGA VON **VANEBON**.

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

erweitern würde. Aber Rosalía, die sich von Künstlerinnen wie Björk, Kate Bush und Lauryn Hill inspirieren ließ, stellte von Anfang an klar, dass ihr kreativer Prozess nicht von äußeren Einflüssen bestimmt sein sollte. „Ich wollte nie Platten mit einem Gefühl der Dringlichkeit herausbringen oder mit dem Druck: Oh, es ist schon x Jahre her!“, sagt sie. „Ich glaube nicht, dass ich je diese Art von Künstlerin sein werde. Ich denke, ich werde immer dann Musik machen, wenn ich das Gefühl habe, dass ich etwas zu sagen habe.“

Drei Jahre arbeitete sie an einem Album, das sich ständig weiterentwickelte. Es begann als eine Art Widerstand gegen die Erwartungen, die nach *„El mal querer“* an sie gerichtet worden waren, war aber auch eine Auseinandersetzung mit den verwirrenden Veränderungen in ihrem Privatleben: Monatelang war sie wegen der Pandemie einen Ozean von ihrer Familie in Barcelona entfernt, während sie in den USA Aufnahmen machte. Gleichzeitig musste sie sich mit ihrem Ruhm auseinandersetzen, nachdem sie sich von einer unabhängigen Künstlerin ohne Beziehungen zur Musikindustrie und ohne Kompass zu einem Star entwickelt hatte, der sich ständiger Aufmerksamkeit und verschärfter Kontrolle ausgesetzt sah. „Ich bin nicht so aufgewachsen“, sagt sie. „Das ist etwas Neues in meinem Leben, und ich glaube, weil ich das nicht gewohnt bin, habe ich mich gefragt: Wie fühle ich mich dabei?“

NZWISCHEN HAT SIE SICH VERLIEBT. Fans brachten sie und Rauw seit 2020 miteinander in Verbindung, analysierten jede Interaktion in den sozialen Medien und durchsuchten ihre Bilder nach winzigen Hinweisen: Vielleicht ein Parkplatz, auf dem sie beide fotografiert worden waren, ein Teil von Rauws Hand im Hintergrund eines Bildes. Das Paar tat sein Bestes, um die Beziehung geheim zu halten, trotz zunehmender Spekulationen und sogar Belästigungen. (Wie Rauw vor einem Jahr dem ROLLING STONE erzählte, gingen sie erst an die Öffentlichkeit, nachdem Paparazzi sie in einem Restaurant in die Enge getrieben hatten. „Sie sagte zu mir: ‚Weißt du was? Ich habe genug von dieser Scheiße!‘“)

Im März schließlich veröffentlichte Rosalía *„Motomami“*, eine Kollision von Stilen und Genres, die die ganze Aufregung um sie herum in ein mutiges, brillantes Statement verwandelte. Der Tumult, den sie spürte, zeigte sich im Exzess von „La combi Versace“, einem Song, der ein kritisches Bild von Reichtum über einem eindringlichen, spärlichen Dembow-Arrangement zeichnet, und in der unharmonischen Kombination von Jazz und Reggaeton in ihrem Tribute an die Rapper Daddy Yankee und Wisin in „Saoko“, wo sie über das Recht rappt, sich zu verwandeln und sich selbst zu widersprechen.

„Es ist eine chaotische Platte“, lacht sie. „Sie sollte sich wie eine emotionale Achterbahnfahrt anfühlen, so wie ich mich an diesem Punkt in meinem Leben fühlte. Ich wollte diese Dynamik, dieses ständige Gefühl von toma y daca, Geben und Nehmen.“

„Motomami“ war eine echte Pop-Überraschung. David Byrne, der in ihrem Eklektizismus vielleicht einen verwandten Weirdo sah, stellte eine ganze Playlist zusammen, die von ihrer Show in der New Yorker Radio City Music Hall inspiriert war. Lorde coverte die anzügliche Ballade „Hentai“ bei einem Konzert in New York. Cardi B, die zusammen mit Megan Thee Stallion einen Cameo-Auftritt in Rosalías „WAP“-Video hatte, schwärmte auf Twitter von der Platte („Soooo fireeee“, teilte sie ihren 22 Millionen Followern mit). Großes Lob von der Musikindustrie kam bei den Grammys: *„Motomami“* erhielt zwei Nominierungen und wurde bei den Latin Grammys im November zum Album des Jahres gekürt. Damit kristallisiert Rosalía sich als Königin des globalen Pop und hemmungslose Provokateurin heraus, die herrlich angstfrei zwischen Kitsch und sakrosankten Traditionen pendelt.

„Sie ist wie Wasser“, sagt Noah Goldstein, der grammyprämierte Produzent und Tontechniker, der mit ihr an *„Motomami“* gearbeitet hat. „Das ist es, was man sich von einem Künstler wünscht: dass er so anpassungsfähig wie möglich ist, dass er sich biegen kann, ohne zu brechen, und dass er sich fließend bewegt. Sie ist sehr praktisch veranlagt, und diese Geschmeidigkeit überträgt sich auf die Art, wie sie produziert.“

Sogar an einem Strand in Puerto Rico drehen sich die Zahnräder in Rosalías Kopf noch weiter. Im Gespräch wechselt sie zwischen Englisch und Spanisch hin und her und greift manchmal nach einem Wort in ihrer Muttersprache Katalanisch. Sie verweist auf lustige TikTok-Tänze, bevor sie die Gedanken eines französischen Dichters und Philosophen aus dem 17. Jahrhundert erwähnt, und bittet mich um Hilfe: ob ich mich wohl an seinen Namen erinnere (den ich nie erfahren werde).

Sie ist allen anderen um Lichtjahre voraus, ihr Kopf ist voll von Konzepten, die sie ausprobieren, und von Zielen, die sie erreichen möchte. Im Moment gibt es nur einen Ort, an den Rosalía gehen möchte: „Sollen wir runter zum Strand?“, fragt sie, nachdem sie gerade festgestellt hat, dass die Villa einen privaten Zugang zum Meer hat. Nach ein paar Sekunden übernimmt sie die Führung, und schon bald spült der Atlantik über ihre schwarzen Balenciaga-Crocs. Trotz allem, was ihr im Kopf herumschwirrt, fühlt sie sich im Moment tatsächlich geerdet, selbst wenn die nächste Show, die nächste Stadt, die nächste große Idee ansteht. „Ich fühle mich gut verankert, mehr als zu jeder anderen Zeit in meinem Leben“, sagt sie. „Ich versuche wirklich jeden Moment zu genießen, der gerade passiert.“

Jedes Mal wenn sie auf der Bühne steht, stürzt Rosalía sich in den Moment. Der Aufbau ihrer „Motomami“-Show ist minimalistisch, denn die meisten Choreografien finden vor einem weißen Hintergrund statt. Ein Kameramann auf der Bühne, ein Netzwerk von iPhones, die strategisch um die Bühne herum platziert sind, und sogar einige der Tänzer filmen verschiedene Winkel der Aktion, die auf riesige Leinwände auf beiden Seiten der Bühne projiziert werden. Die Kameras sind ganz nah dabei, wenn Rosalía sich das Make-up abwischt. Später fangen sie ein, wie sie sich eine Haarsträhne abschneidet und sie dem Publikum zuwirft, eine Geste, bei der sie buchstäblich ein Stück von sich preisgibt. Das Ergebnis geht einem nahe, trifft einen - und ist unheimlich, so als würde man mit ihr in einem Film spielen, statt einen zu sehen.

Gegen Ende des Konzerts liegt sie auf dem Bauch und tastet sich an den Bühnenrand heran, die iPhones so nah, dass man den Schweiß aus ihren Poren tropfen sehen kann. „An diesem Punkt der Show bin ich so fertig!“, sagt sie und lacht. Aber es ist ein Statement an das Publikum – ein Akt des Protests gegen die Vorstellung, dass Künstlerinnen sich auf eine bestimmte Weise präsentieren müssen. Das Entfernen ihres Make-ups, die abgeschnittene Haarlocke: Gesten, die ihr Publikum daran erinnern, dass es sich nicht nur um eine Performance handelt, sondern um etwas Reales. „Wenn jemand etwas auf die Bühne wirft, wenn jemand schreit, bedeutet das, dass in diesem Moment etwas passiert, und es ist deine Entscheidung, etwas damit zu machen“, sagt sie. „Man muss sich gehen lassen können.“

Manchmal wird es ein bisschen *zu* real. Als sie bei einem frühen Konzert der Tournee eine ihrer geflochtenen Extensions abschneiden wollte, schnitt sie versehentlich einen Teil ihres echten Haars ab. Sie fährt sich mit den Fingern über die Kopfhaut, ordnet ihr Haar neu und lacht über sich selbst, während sie versucht, mir die stumpf abgeschnittenen Strähnen zu zeigen. „Ich war ein biss-

„Es ist eine chaotische Platte. Ich wollte, dass sie sich wie eine emotionale Achterbahnfahrt anfühlt, so wie ich mich an diesem Punkt in meinem Leben fühlte“

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

KLEID: EIGENTUM DES STYLISTEN. STIEFEL VON **LEST SKELETON**.

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

chen besorgt, wie ich am Ende der Tour aussehen würde“, scherzt sie. „Aber ich werde weiter improvisieren. Ich werde weiter versuchen, die Show lebendig wirken zu lassen, auch wenn das manchmal mit ein paar Konsequenzen verbunden ist.“

Für Rosalía ist das Konzept alles. Die Lieder dürfen keine Einzelstücke, sondern müssen Teil einer größeren Geschichte sein. Als sie *„Motomami“* ins Leben rief, war der Titel eines der ersten Elemente, die ihr einfielen, ein Kofferwort, das von der Motorradkultur inspiriert war, mit der sie in ihrer kleinen Heimatstadt Sant Esteve Sesrovires unweit von Barcelona aufwuchs, die für die Chupa-Chups-Lutscherfabrik bekannt ist. Ihre Mutter, die ein Metallunternehmen leitete, fuhr Motorräder, und sie wollte die Stärke vermitteln, die sie bei ihr und anderen Frauen in ihrer Familie erlebt hatte, darunter ihre ältere Schwester, Pili, die heute Rosalías Stylistin und Kreativdirektorin ist.

Es gab etwas, das sie wollte: „Absolute Freiheit“, sagt Rosalía. „Als Künstlerin ist es mein größter Wunsch, so frei wie möglich zu sein.“ Und genau darum sei es bei *„Motomami“* gegangen. „Wie weit kann ich gehen, um in vielerlei Hinsicht so viel Freiheit wie möglich zu erlangen, in den Themen, im Klang, in der Ästhetik – in allem?“

Sie wollte aus den Annahmen und Erwartungen ausbrechen, die sie umgaben, und aus den Zwängen der Pop-Maschine, die sie zuvor aus erster Hand miterlebt hatte.

„Um mich herum erlebe ich ständig, dass Frauen und ihr Talent in vorgegebene Kategorien eingeteilt werden: die Sexgöttin, die Verrückte, die Herrische, die Diva“, sagt Rosalía. „Das überrascht mich immer wieder. Aber diese Kategorien führen nirgendwohin, sie schränken nur ein.“ Genauso denkt sie über Musikgenres: „Ich möchte dieser Kategorisierung entkommen, weil sie einem überhaupt nicht hilft. Es hilft der Kreativität nicht. Es ist einfach etwas, das einen einschränkt, also interessiert es mich nicht.“

Doch die Freiheit, die sie suchte, war nicht leicht zu haben, vor allem nicht in einer der einschränkendsten Zeiten der jüngeren Menschheitsgeschichte. Als die Pandemie ausbrach, blieb Rosalía in den USA und arbeitete von Studios in New York, Los Angeles und Miami aus, während ihre Familie in Spanien saß, das einen strengen Lockdown verhängt hatte. „Das war eine der schwierigsten Zeiten in meinem Leben“, erzählt die Künstlerin. „Ich wollte unbedingt nach Hause zurück, aber ich wusste, dass ich das Projekt gefährdet hätte, wenn ich zurückgegangen wäre. Es war sehr wahrscheinlich, dass ich es dann nicht hätte zu Ende bringen können.“

Also blieb sie am Ball, leitete eine Gruppe von Produzenten, die sie bewunderte, darunter Pharrell Williams, Noah Goldstein und Michael Uzowuru, und verbrachte viele Stunden mit der mitunter zermürbenden Feinabstimmung jedes einzelnen Details. Das Label rief gelegentlich an, um sie an die Veröffentlichungstermine zu erinnern und zu mahnen, dass sie diese wohl ein weiteres Mal verschieben müssten. „Stimmt, ich würde meinen Termin im Zweifel nie einhalten“, gibt Rosalía zu. „Aber das liegt daran, dass ich selbst am besten weiß, wann die Musik fertig ist.“

Auf dem Weg dorthin geschahen kleine Wunder: Auf halber Strecke erhielt Rosalía eine gigantische Bibliothek mit Reggaeton-Sounds der alten Schule von Luis Jonuel González Maldonado, dem puerto-ricanischen Produzenten, der als Mr. NaisGai bekannt ist, einem Freund von Rauw seit der Grundschule und einem engen Mitarbeiter, der an seinem Platin-Hit „Todo de ti“ mitgearbeitet hatte. „Er erklärte mir, dass der Song von Generation zu Generation weitergegeben wurde, und ich hatte wirklich das Gefühl, dass es sich um ganz besonderes Material handelte“, sagt Rosalía. „Es gab in der Produktion ein Vorher und ein Nachher, nachdem ich dieses Material bekommen hatte. Ich konnte endlich anfangen, bestimmte Songs fertigzustellen.“

Pharrell hat ihre Arbeit von Anfang an beobachtet. „Sie denkt ohne Grenzen“, sagt er und beschreibt *„Motomami“* als „Songs mit Zähnen“, als Musik, die einen beißen und Spuren hinterlassen kann. „Ihre Höhen und Tiefen zu beobachten, ihre Emotionen, die Art und Weise, wie sie sich mit diesem Album auf so brillante Weise selbst die Therapie gab, die sie brauchte, war kopfgesteuert, hymnisch und energiegeladen.“

Einer der von ihm mit produzierten Songs ist „Hentai“, in dem Rosalía zu einer von Disney inspirierten Klaviermelodie (Uzowuru hatte sie ermutigt, selbst zu spielen) über die Freuden von gutem Sex singt. Das Schlagzeug fand sie in Mr. NaisGais Bibliothek, und sie baute es zu einem Höhepunkt auf, eine Doppeldeutigkeit, die in den Kern des Tracks eingebettet ist: „I whipped it until it got stiff/ Second place is fucking you/ First place is God“, singt Rosalía – der spielerischste, erotischste und befreiteste Moment des Albums.

„Ich glaube, dass es bei bestimmten Themen zu viele Tabus gibt und dass Tabus die Freiheit einschränken“, sagt sie. „Weibliche Energie, Weiblichkeit überhaupt besitzt eine erotische Überlegenheit. Warum nicht von dort aus schreiben? Warum nicht aus dieser Position heraus einen Song schreiben, in dem man seine Begierden artikuliert?“

Natürlich lassen solche Texte die Köpfe der Leute heiß laufen, insbesondere nachdem Rosalía Anfang vergangenen Jahres einen kurzen Ausschnitt des dazugehörigen Videos auf TikTok gepostet hatte. Das Eindeutige des Textes schockierte die Leute, die an die feierlichen Bilder ihrer früheren Alben gewöhnt waren. Aber mit „Hentai“ entwickelt sich Rosalía weiter, sie findet neue Reife und Kühnheit in ihren Beziehungen und vor allem in ihrer künstlerischen Entschlossenheit. „Ich glaube, bei meinen anderen Projekten, vor allem bei *‚Los Ángeles‘ (Rosalías erstem Album)*, habe ich Spiritualität oder Erotik nicht wirklich als Teil des Projekts zugelassen, weil es in meinem Leben zu der Zeit keinen großen Platz einnahm“, sagt sie. „Ich versuche einfach offen zu sein mit dem, was wirklich passiert. Ich denke, das ist die ehrlichste Art, eine Platte zu machen.“

„Motomami“ kommt dem umfangreichen Zettelkasten von Klängen in ihrem Kopf am nächsten. Nachdem sie als Kind einen Kirchenchor gehört hatte, überredete Rosalía ihre Eltern, sie Musik machen zu lassen. Mit dreizehn begann sie mit einer Flamenco-Ausbildung, und schließlich studierte sie bei José Miguel Vizcaya in Barcelona. Als der Musikprofessor später an einem privaten College unterrichtete, das pro Jahr nur einen einzigen Flamenco-Studenten aufnimmt, folgte sie ihm und nahm alles mit, was die Schule anbot, von klassischen Kompositionen bis hin zu Jazz-Standards. In ihrer Freizeit schmetterte sie mit ihren Freunden Reggaeton, aber oft verbarrikadierte sie sich auch allein in Übungsräumen und brütete über Lehrbüchern. Nachts trat sie in kleinen Bars in Barcelona auf und ging dann nach Hause, wo ihre Mutter gern mal David Bowie auflegte.

Rosalía erinnert sich, wie ihr ein Künstler in Barcelona einmal sagte, dass mehr Studium, mehr Wissen, mehr Einflüsse ihre Kreativität ersticken würden. „Doch das ist Blödsinn!“, sagt sie. „Ich habe das gehört, als ich neunzehn war, und wusste schon damals, dass das Blödsinn ist. Wenn man malen will, braucht man Farben, Pinsel und eine Leinwand. Je mehr Farben man hat, desto genauer kann man ausdrücken, was man ausdrücken will.

„Frauen werden ständig in Kategorien eingeteilt: die Sexgöttin, die Verrückte, die Herrische, die Diva. Aber diese Kategorien führen nirgendwohin, sie schränken nur ein“

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Wissen ist nie eine Bedrohung für die Kreativität – ganz im Gegenteil!“

Aber Wissenshunger und Lernbegierde, grenzenlose Kreativität und freies Denken werfen auch schwierige Fragen auf, die sich noch schwerer anfühlen, wenn wir in Puerto Rico sitzen, der Wiege des Reggaeton und des Salsa, zweier Genres, die ihre Wurzeln in afrokaribischen Gemeinschaften haben. *„Motomami“* wurde mit Lob überschüttet, aber Rosalías Ausflüge in fremde Kulturen riefen auch Kritik hervor. In einem Artikel über den Bachata-Song „La fama“ (ein Duett mit The Weeknd) wurde beispielsweise darauf hingewiesen, dass Bachata ein schwarzes, dominikanisches Genre ist, das nicht die Anerkennung erhält, die es verdient, und dass Rosalías Interpretation „das Problem der Weißwaschung schwarzer Latinx-Musik verdeutlicht“.

Doch auf *„Motomami“* singt sie Referenzen wie eine Bibliografie für eine Doktorarbeit. Sie wolle die Einflüsse in ihrer Musik auf die Menschen zurückführen, die sie geschaffen haben, erklärt sie. „Ich hoffe, dass andere Menschen durch meine Musik die erstaunlichen Künstler finden können, die mich wirklich begeistern“, sagt sie. „*(Manolo)* Caracol ist ein fantastischer Flamenco-Sänger, *(ebenso wie)* Camarón *(de la Isla)*, aber genauso nenne ich *(den Salsa-Künstler)* Willie Colón, oder Omega. Ich lasse mich von so vielen verschiedenen Orten und Stilen inspirieren. Das ist schön, und ich bin glücklich, wenn ich sagen kann, woher meine Referenzen kommen!“

Aber auch wenn Rosalía gern ihre Quellen nennt – was bedeutet es, dass eine Europäerin einige der größten Bachata- und Merengue-Hits des Jahres hatte? Behandelt die Branche die Urheber ihrer Klänge mit dem nötigen Respekt? Die Debatte wird dadurch erschwert, dass Rosalía mit unerbittlicher Präzision und Strenge arbeitet, aber sobald sie ihre Lieder beendet hat, überlässt sie die Interpretation ihrem Publikum.

Als sie im Juli „Despechá“ veröffentlichte, war es das erfolgreichste Streamingdebüt eines spanischsprachigen Songs einer Künstlerin auf Spotify. Aber kommerzieller Erfolg war nie das Ziel. „Ich kann die Charts nicht kontrollieren, also konzentriere ich mich nicht darauf“, sagt sie. „Ich sehe viele, die ihren Fokus darauf legen. Aber ich höre gern Musik, bei der ich merke, dass es den Künstlern scheißegal ist.“

Sechs Wochen nachdem wir uns in Puerto Rico getroffen haben, sehe ich Rosalía wieder, bevor sie bei einem kleinen Privatkonzert im Palladium am Times Square auftritt. Ich weiß sofort, dass ich an der richtigen Adresse bin: Eine lange Schlange von Motomamis und Motopapis in Netz- und Lederkleidung und mit Klettergurten windet sich um den Eingang, ein Zeichen dafür, wie stark der *„Motomami“*-Kult geworden ist.

Drinnen steht Rosalía in einem schlichten weißen Button-up und einer schwarzen Hose auf der Bühne, ihr Gesicht ist zu einem intensiven Blick verzogen. Während die Ton- und Lichttechniker um sie herumschwirren und letzte Einstellungen vornehmen, ist sie ganz konzentriert und justiert den Mix in ihren In-Ear-Monitoren, bis er genau richtig ist. Dies ist ohne Zweifel der kleinste Veranstaltungsort, an dem sie in diesem Jahr aufgetreten ist. Es ist wahrscheinlich der kleinste, an dem sie seit dem Showcase aufgetreten ist, bei dem sie zum ersten Mal unter Vertrag genommen wurde. Etwas wie die „Motomami“-Welttournee in einen Raum zu übertragen, der nur ein Achtel so groß ist wie eine durchschnittliche Arena, ist eine gewaltige Aufgabe, die ihr sichtlich zu schaffen macht.

Nach dem Soundcheck treffen wir uns im Backstageraum, und ich erwarte, dass sie weniger nervös ist. Doch das ist sie nicht. „Ich veranstalte diese Shows und gebe alles. Aber vorher muss ich mich vorbereiten, ich muss sicherstellen, dass alles reibungslos abläuft. Ich muss Fragen beantworten und solche Sachen machen“, sagt sie und bezieht sich dabei auf unser Interview. Die Andeutung ist klar: Sie hat im Moment eine Menge anderer Prioritäten. Sie nimmt mir dieses Gespräch nicht wirklich übel – sie ist genauso herzlich und aufmerksam wie bei unseren letzten Treffen –, aber ich merke, dass sie mit ihren Gedanken ganz woanders ist.

Rosalía steckt alles in ihre Arbeit, und die Wahrheit ist, dass sie sich mit *„Motomami“* gequält hat. Das erklärt, warum sie in dem Moment, als der argentinische Rockstar Fito Páez *„Motomami“* bei den Latin Grammys im November 2022 zum Album des Jahres kürte, in Tränen ausbrach – was nicht geschah, als *„El mal querer“* 2019 gewann. „Als ich Fito *‚Motomami‘* sagen hörte, spürte ich das Gewicht, das auf mir lastete, als ich dieses Projekt umgesetzt habe“, sagt sie. „Ich fühlte es so schnell, so stark, ich fühlte es durch meinen ganzen Körper, als ob die Summe der letzten drei Jahre mich getroffen hätte und mich dazu brachte, aufzustehen und die Tränen laufen zu lassen.“

Sofort umarmte sie Rauw, der rechts von ihr, und Pili, die links von ihr standen. „Ich umarmte die beiden Menschen, die ich in diesem Leben am meisten liebe, weil sie wissen, wie sehr ich kämpfen musste, um dieses Album fertigzustellen. Ein Album anzufangen ist keine große Herausforderung, wenn man davon träumt. Aber es zu beenden – das ist was anderes!“

Dass ihre Kollegen für das Album gestimmt haben, bedeute ihr sehr viel. Aber: „Ich mache nicht Musik, um Geld zu verdienen, ich mache nicht Musik, um Auszeichnungen zu bekommen, obwohl ich es zu schätzen weiß, wenn ich so was bekomme“, sagt sie. „Ich mache es, weil ich weiß, dass Musik der Grund ist, warum ich hier bin.“

Und das große, schwierige, wunderbare Album war am Ende das, was sie brauchte. „Ich habe das Gefühl, dass ich auf *‚Motomami‘* genau das getan und gesagt habe, was ich sagen und tun wollte, zu meinen eigenen Bedingungen“, sagt sie. „Danach gibt es nun kein Zurück mehr.“

Im Palladium findet Rosalía heraus, wie sie *„Motomami“* verkleinern kann, ohne die Energie der Show zu opfern. Das Publikum folgt ihr, wenn sie auf dem Hartholzboden des Veranstaltungsorts tanzt. Eine Handvoll Fans gesellt sich zu ihr auf die Bühne, während der Rest sie anfeuert. Es ist eine weitere wilde Party, gestartet von ihr und ihrer Musik, und wenn die Show vorbei ist, geht es hinaus in den strömenden Regen. Die Leute tanzen bis spät in die Nacht. Aber da ist Rosalía schon ganz woanders: Sie lebt bereits in der Zukunft. ®

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Eine Republik aus Rhythmus

Vor 50 Jahren erschien das bahnbrechende Album „Afrodisiac“. Wie **FELA KUTI** den Afrobeat erfand und eine musikalische Revolution ausrief. *Von* **Jürgen Ziemer**

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining ges. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

FOTO: BERNARD MATUSSIÈRE

VISIONÄR UND FREIHEITSKÄMPFER
Fela Anikulapo Kuti
(1938–1997)

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

DER KOLONIALISMUS PRÄGTE DEN GRÖSSTEN UND kontroversesten afrikanischen Popstar schon vor seiner Geburt. Seine Eltern waren gut vernetzte evangelische Pfarrer, die Ende der 30er-Jahre zur oberen nigerianischen Mittelschicht gehörten. Um einem deutschen Missionar eine Freude zu machen, baten sie ihn um einen Namen für ihr nächstes Kind. Das würde man heute sicher nicht mehr machen – für Fela Kuti war es ein pränataler Affront: „Weißt du, wie dieser deutsche Motherfucker mich nennen wollte?“, tobt er in Carlos Moores autorisierter Biografie „Fela. This Bitch Of A Life“. „Hildegart! Mich, der ich dazu bestimmt war, später über Blackism und Africanism zu reden, über die Notlage meines Volkes. Mich, der ich versuchen würde, daran etwas zu ändern! Für mich war dieser Name wie eine Wunde.“ Mal abgesehen davon, dass die Orishas, die Götter der Yoruba, ihm diese Schande ersparten und der Missionar offensichtlich nicht das Geschlecht des zu taufenden Kindes kannte: Ist es nicht eine amüsante Ironie, dass ausgerechnet der hypermaskuline Polygamist Fela Kuti um ein Haar einen alten deutschen Frauennamen getragen hätte?

Der am 15. Oktober 1938 in Abeokuta in der Nähe von Lagos geborene Musiker und Komponist gilt als Erfinder des Afrobeat. Brian Eno etwa zählt das 1973 erschienene Album *„Afrodisiac“* zu seinen ewigen Lieblingsplatten. Neben den hochkomplexen Polyrhythmen begeistert den Produzenten vor allem die unbändige Kraft der Bläser: „Ich stelle mir dazu riesige Trucks vor, die über den Trans-African Highway rollen, mit gewaltigen Druckluft-Hupen. Felas Bläser hatten nicht diesen soften, schmusigen jazzy Sound, sie machten eine unmissverständliche Ansage: Get out of my fucking way!“ Als Eno sich 1978 in London mit den Talking Heads trifft, deren drei nächste Alben er produzieren wird, spielt er den New Yorkern zuerst *„Afrodisiac“* vor, mit den Worten: „Das ist die Zukunft der Musik.“ Eine in jeder Beziehung treffende Aussage, vor allem wenn man sich das zwei Jahre später veröffentlichte Talking-Heads-Album *„Remain In Light“* anhört. „Das Album ist so sehr von *‚Afrodisiac‘* beeinflusst! Es ist eigentlich beschämend.“ Man muss ihm zustimmen. Das beste Talking-Heads-Album aller Zeiten ist ein klarer Fall von kultureller Aneignung.

Paul McCartney bekam schon 1973 von Fela Kuti zu hören, er sei nur nach Lagos gekommen um die Musik der Schwarzen zu stehlen. Der Ex-Beatle wollte damals einige Musiker von Felas Africa ’70 – „die beste Band, die ich je live gesehen habe“ – für sein Album *„Band On The Run“* ausleihen. „Ich dachte, mein Besuch würde ihnen helfen, weil er die Aufmerksamkeit auf Lagos lenken und man mich fragen würde: Wie ist die Musik da unten?, und ich würde antworten: Sie ist unglaublich!“, erklärte McCartney später dem „Guardian“. Als Fela davon Wind bekam, erschien er unangemeldet im Studio und stellte den Ex-Beatle zur Rede. Das Ungleichgewicht zwischen Nord und Süd war McCartney damals in seiner Begeisterung sicherlich entfallen.

Dieser Vorfall ist nur ein Beispiel für Kutis Unerschrockenheit, wenn es um seine Musik und die Vision eines vereinten postkolonialen Afrikas ging. Wenn Fela auf der Bühne stand, vor Dutzenden präzise und druckvoll aufspielender Musiker und Tänzerinnen, war er der Inbegriff eines Aufrührers. Eines, der die langen Schatten der weißen Missionare und Kolonialisten ebenso bekämpfte wie die korrupten Diktatoren in ihren Fantasieuniformen, die ihnen folgten. „Er war ein Vorbild für mich, aber er hatte auch eine riesige Aura um sich“, erzählt Felas ältester Sohn, Femi, bei einem Telefonat nach Lagos. „Sobald er auf der Bühne stand, änderte sich alles. Er hatte dann die komplette Kontrolle. Über jeden Einzelnen. Über jede Melodie und jeden Rhythmus – weil sie ihm gehörten! Er war der Mann am Steuer, der Dirigent, der von jedem das Beste verlangte. Man kann aber auch sagen: Er war ein Zuchtmeister. Als sein Sohn habe ich damals keine Sonderbehandlung erfahren, aber ich war jung und wollte ein guter Saxofonist werden.“ Und das ist ihm ebenso gelungen wie seinem Bruder Seun Kuti. Beide sind heute mit ihren Bands würdige Erben.

Doch wie wurde aus einem braven Pastorensohn, der seine feministische Mutter über alles liebte und seinen Vater mit „Sir“ ansprach, ein radikaler panafrikanischer Popstar?

1958 schicken seine Eltern ihren in der Schule äußerst beliebten Sonnenschein nach London, damit er dort Medizin studiert. Doch Fela schreibt sich lieber am Trinity College of Music ein, Schwerpunkt Trompete, Klavier und Saxofon. Zusammen mit seinem Freund Jimo Kombi Braimah gründet er die Band Koola Lobitos, die eine Mischung aus Highlife und Jazz spielt und überwiegend vor nigerianischen Studenten auftritt. Nach der Rückkehr aus England formieren sich die Koola Lobitos neu, bleiben aber weiter das Vehikel für die musikalischen Ambitionen des jungen Nigerianers. Sehr weit bringt er es mit seinem jazzy Highlife-Sound allerdings nicht. „Fang an, Musik zu spielen, die deine Leute verstehen!“, rät ihm seine weltgewandte Mutter, die als afrikanische Frauenrechtlerin sogar mal den Großen Vorsitzenden Mao getroffen hat. Die Jahre vergehen, doch Fela tritt auf der Stelle. In London hat er die Musik Georg Friedrich Händels kennen- und schätzen gelernt. Doch das bringt ihn jetzt nicht weiter.

Erst die Show eines Mannes aus Sierra Leone, der sich Geraldo Pino nennt, inspiriert ihn zu neuen musikalischen Ideen. Pino und seine Band plündern in der zweiten Hälfte der Sechziger die Songs von James Brown auf der Suche nach Verwertbarem. Das Ergebnis ist ein schweißtreibender Funk-Zirkus, der Fela sofort begeistert. Die Zukunft der nigerianischen Musik, davon ist er jetzt überzeugt, wird wie James Brown klingen. Aber nicht als billige Kopie, wie die vielen herumtingelnden lokalen Soul-Bands – es müsste durch und durch afrikanische Musik sein. Deshalb notiert er sich schon mal den Begriff „Afrobeat“. Fehlt nur noch die entsprechende Musik.

Zu der verhilft Fela ein zehn Monate langer Aufenthalt in Los Angeles, wohin er 1969 mit sieben Musikern und einer Tänzerin reist. Auch der geniale Schlagzeuger Tony Allen ist damals schon dabei. Es ist eine Wette auf die Zukunft. In den USA soll – nein, muss alles besser werden. Doch das Land schüchtert die Afrikaner ein. Sie bekommen kaum Auftritte, leben von der Hand in den Mund, alles scheint zu scheitern. Bis Fela die schwarze Bürgerrechtsaktivistin und Musikerin Sandra Smith (später Izsadore) kennenlernt: „Sie war diejenige, die mir die Augen öffnete. Sie war auch diejenige, die mir von Afrika erzählte. Alles, was sie wusste, gab sie an mich weiter. Für mich war das ein guter Anfang.“ Sandra spielt ihm die Last Poets vor, durch sie lernt er die Black Panthers und Angela Davis kennen, auch die Autobiografie von Malcolm X gibt sie ihm zu lesen – das erste Buch in das Fela sich seit seinem Studium ernsthaft vertieft. Er träumt davon, selbst ein Malcolm X zu werden. Und langsam wird ihm klar, dass er die ganze Zeit nur herumgespielt hat. Was er und seine Musiker bisher auf der Bühne und im Studio geboten haben, war alles, nur keine afrikanische Musik.

IN EINEM HERUNTERGEKOMmenen Club auf dem Sunset Boulevard erhalten Fela und seine Musiker eine letzte Chance. Ihre Visa sind längst abgelaufen, aber eine Arbeitserlaubnis brauchen sie hier nicht – der Club hat selbst keine Lizenz. 300 Dollar die Woche zahlt der Besitzer der gesamten Band, die schäbige Unterkunft hat nicht einmal eine Heizung. Sandra, mit der Fela inzwischen eine Beziehung hat, ist frustriert. Fünf Monate ist die Band jetzt schon in den USA unterwegs, aber nichts ist passiert, es geht einfach nicht voran. Zudem liegt Fela ihr mit seinen vielen Telefonaten nach Lagos auf der Tasche. „I’m frustrated. I’m a lady frustrated“, sagt sie zu ihm. Darüber solle er einen Song schreiben. Und das tut er: „My Lady Frustration“ wird Felas erstes echtes Afrobeat-Stück. Als die Band den Song zum ersten Mal live spielt, tobt in L.A. der ganze Club und die Leute fangen an zu tanzen.

1970 folgt Sandra Fela nach Nigeria mit dem Vorsatz, Babylon zu verlassen und ins Motherland zurückzukehren. Doch dort ist die Amerikanerin mit einer „polygamen Situation“ konfrontiert: „Wie jede andere Frau, die afrikanische Frauen nicht versteht, war ich eifersüchtig“, erzählt sie dem kubanischen Autor Carlos Moore im Interview. „Sie waren eifersüchtig auf mich, ich war eifersüchtig auf sie, wir alle waren eifersüchtig aufeinander.“

Nach sechs Monaten verlässt Felas wichtigste Muse Nigeria wieder. 1976 kommt sie noch einmal zurück, für die Aufnahmen des sehr tollen Albums *„Upside Down“*, das mit dem Untertitel „Sandra Sings With Fela & Africa 70“ erscheint.

Der früher fast etwas schüchtern wirkende Fela entwickelt sich im Eiltempo zu einem durchsetzungsfähigen Bandleader. Ein radikaler Panafrikanist in hautengen Glitzeranzügen, der nun in Lagos eine Kommune gründet, wo er Freunde, Familie, Musiker und Tänzerinnen um sich versammelt. Die Kalakuta Republic sollte ein Ort werden, der allen offensteht, wo „mein“ und „dein“ ebenso verpönt ist wie „andere individualistische Scheiße“. Dem jungen Rainer Langhans hätte es dort vermutlich gut gefallen. Es ist ein Gegenentwurf zu der von

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

den Briten gegründeten Bundesrepublik Nigeria, ein afrikanisches Christiania. Das Zentrum des Anwesens bildet der legendäre Club Afrika Shrine, wo regelmäßig spektakulär ausufernde Konzerte stattfinden. Die fast immer über zehn Minuten langen Stücke, die nun wie am Fließband unter der Bezeichnung „Afrobeat“ entstehen, entwickeln parallel dazu eine Dynamik, die so unaufhaltsam und infektiös ist wie Denguefieber. Die Single „Jeun K'oku (Chop & Quench)“ wird 1971 der erste Hit, ein Jahr später folgt *„Shakara“*. Die Checker in den Metropolen spitzen die Ohren, mit jeder weiteren Veröffentlichung der Band, die sich nun Africa '70 nennt, nimmt der Erfolg zu.

Die Frage, wer denn nun tatsächlich den Afrobeat erfunden hat: Fela oder doch eher der Schlagzeuger Tony Allen, spielte damals noch keine Rolle. Beide haben definitiv ihren Teil beigetragen, Afrobeat ist weit mehr als nur Rhythmus. Im Laufe der Jahrzehnte änderte sich die Einschätzung etwas – was Femi Kuti ziemlich empört: „Dass andere, zum Beispiel Tony Allen, ihm die Rhythmen vorgegeben hätten, das ist eine himmelschreiende Lüge! Ich weiß nicht, warum Allen und sein Management diese Lüge auftischen. Warum haben sie das nicht gesagt, als Fela noch gelebt hat?“ Wie auch immer, inzwischen sind beide tot. Doch die Musik ist so lebendig wie eh und je.

Je weiter die Siebziger fortschreiten, desto mehr radikalisiert Fela sich. Er tauscht seinen „Sklavennamen“ Ransome gegen Anikulapo und provoziert die Regierung des neuen Staatspräsidenten Olusegun Obasanjo, wann immer es geht. Er entwickelte nie die Poesie eines postkolonialen Protestsängers wie Bob Marley, lieber verspottete er das Militär als ferngesteuerte Zombies. Gründe gibt es genug. Doch am 18. Februar 1977 schlägt das Imperium zurück. Über tausend Soldaten umstellen die Kalakuta Republic, werfen Tränengas und hacken sich mit Äxten durch den mehr als drei Meter hohen Stacheldrahtzaun, den Fela nach einem Überfall der Polizei errichten ließ. In „This Bitch Of A Life“ beschreibt er die Attacke: „Dann schnappten sie sich meine Mutter. Und was haben sie dieser 77-jährigen Frau angetan? Sie warfen sie aus dem Fenster. Und ich? Oh Mann! Ich konnte hören, wie meine eigenen Knochen unter den Schlägen brachen. Danach ging die gesamte Kalakuta Republic in Flammen auf.“ Felas Mutter, Funmilayo Ransome-Kuti, erlag wenige Wochen später ihren schweren Verletzungen.

Es ist das Ende der ersten und kreativsten Phase von Fela Kuti und Africa '70. Was folgt – die Hochzeit mit 27 Frauen aus seiner Entourage oder der fehlgeschlagene Versuch, selbst Präsident von Nigeria zu werden –, wird zunehmend erratischer und rätselhafter. Aber können „wir aus dem Norden“ überhaupt verstehen, was im „Globalen Süden“ vor sich geht? Mit „Afrobeat“ wird heute so ziemlich alles etikettiert, was schwarz klingt, aber nicht eindeutig HipHop, Funk, R&B oder Soul ist. Aus Felas Suche nach einer postkolonialen afrikanischen Musik und Identität ist ein kaum präzise einzugrenzender Musikstil geworden. Vergleichbares kennen wir vom Krautrock. 2009 feierte das Musical „Fela!“ am Broadway erfolgreich Premiere. Dem Künstler hätte es sicher nicht gefallen, doch er konnte sich nicht mehr wehren: Fela Anikulapo Kuti starb 1997 an den Folgen einer Aids-Erkrankung. Über eine Million Trauernde zogen damals durch die Straßen von Lagos. Ⓡ

King of Afrobeat

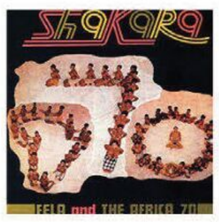
Die essenziellen Alben von Fela Kuti

Fela Fela Fela
1969

Das schwer erhältliche Debütalbum wurde 1993 als *„The '69 Los Angeles Sessions“* wieder veröffentlicht. Neben dem ersten echten Afrobeat-Stück, „My Lady Frustration“, sind hier leider auch ein paar müde Trockenübungen zu hören, wie das erschreckend banale „Viva Nigeria“. Immerhin: Am Schlagzeug sitzt bereits Tony Allen.

Live! (with Ginger Baker)
1971

Auf eine Begegnung 1960 in London folgte Anfang der Siebziger eine rege Zusammenarbeit mit dem ehemaligen Cream- und Blind-Faith-Schlagzeuger. Das enorm vitale Album zeigt, dass Afrobeat am besten auf der Bühne funktioniert. Ein Bonus-Track eines Reissues des Albums dokumentiert eine furiose Trommelschlacht, die Allen und Baker sich 1978 auf dem Berliner Jazz Festival lieferten.



Shakara
1972

Das Cover ist ein ziemlicher Hingucker und bringt Felas polygames Liebesleben humorvoll auf den Punkt. Der Call-and-Response-Gesang von *„Shakara“* ist ebenso unwiderstehlich wie der grandios rollende Beat. Die aktuelle Wiederveröffentlichung enthält zusätzlich eine 7-Inch mit Remixen des Ezra Collective.

Roforofo Fight
1972

Hier ist das Vorbild James Brown vielleicht am deutlichsten zu hören. Die quengelnden Gitarren, die explodierenden Bläsersätze, der an Arroganz grenzende Gesang, dem immer wieder ein unerschrockener Frauenchor antwortet. *„Roforofo Fight“* ist die Musik der westafrikanischen „Sufferheads“ – und ein ideales Album für Einsteiger.

Afrodisiac
1973

Das Album besteht aus in den Abbey Road Studios neu eingespielten Songs, die sich vorher als Singles bewährt hatten. Mit dabei: der erste große Hit „Jeun K'oku“, der sich in Nigeria über 200.000 Mal verkauft hat. Brian Eno benutzte *„Afrodisiac“* als Anleitung für das Talking-Heads-Album *„Remain In Light“* (1980).

Gentleman
1973

Im Titelsong amüsiert Kuti sich über afrikanische Männer, die alles tun, um möglichst genau den Stil der Europäer zu kopieren: Sie zwängen sich in Anzüge, Krawatten und Schuhe – wie echte Gentleman eben – und fangen dann in der Hitze an zu stinken. Der langsame Groove von „Fefe Naa Efe“ erinnert fast ein wenig an Can.

Upside Down
1976

Felas Muse, die amerikanische Black-Power-Aktivistin Sandra Smith, ist hier als Sängerin zu hören. Sie war es, die ihn in Los Angeles für Miles Davis und die Last Poets begeisterte. Während der Arbeit an *„Upside Down“* tauschten Fela und seine Mutter, Funmilayo, den „Sklavennamen“ Ransome gegen Anikulapo.

Zombie
1977

Das Album ist wahrscheinlich Felas effektivste Fusion von Funk und Politik. Der Titelsong beschreibt Soldaten als ferngesteuerte Zombies und wurde deshalb auch im vom Militär regierten Ghana ein großer Hit. Wie ein Feldwebel führt Lekan Animashauns Baritonsaxofon die wütender denn je aufspielenden Befreiungstruppe Africa '70 zu neuen Attacken.

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Eigentlich wollte unser Autor nur ein Konzert der ukrainischen Band Luna in einem Berliner Indie-Club besuchen – doch dann landete er in einer Kampfzone des Ukraine-Kriegs am Schwarzen Meer

MIT DEM BANDBUS IN DEN KRIEG

GEGENÜBERLIEGENDE SEITE:
KAMPF UND KUNST
Ein ukrainischer Soldat backstage bei Luna-Sängerin Kristina nach dem Konzert in Kyiv

Von Ralf Niemczyk

FOTOS VON VADIM KUDOLIY UND TASHA DUDKA

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizensierung

FOTO: VADIM KHUDOLIY

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

SAMSTAG ABEND KURZ NACH 21 UHR …

… herrscht Gedränge vor dem Hauptbahnhof in Kyiv. Es ist frostig und düster, die städtische Beleuchtung auf ein Mindestmaß reduziert. Stromknappheit wie überall in der Ukraine, seit die russische Armee gezielt die Energieversorgung zerstört. Nur die Baracken neben dem Haupteingang, wo es Wurstbrote, Wodka und Bierbüchsen gibt, leuchten neonhell. Fahrzeuge schieben sich knäuelweise vor die Ausstiegszone. Für Betrieb sorgen vor allem die Nachtzüge, die in dichter Frequenz in alle erreichbaren Regionen fahren. Sie sind Menschenverteiler zwischen Hauptstadt, Familie und Front. Eine Soldatin wuchtet sich ihren Seesack auf die Schultern. Freundinnen und Ehefrauen fallen Männern in Kampfdress um den Hals. Kleinere Truppenverbände betreten gemeinsam die Eingangshalle, wo ihr Gepäck durchleuchtet wird. Eine Massenszene in Sepiatönen, als würden hier Dreharbeiten stattfinden für eine Netflix-Serie über irgendeinen Krieg. Aber niemand schreit: „Alles auf Position uuund Action!“ Denn alles ist echt. Ein echter Samstag. Kyiv, der 10. Dezember.

Ich warte neben den wuchtigen Bahnhofstüren auf das Orga-Team der NGO Music Saves UA, genauer gesagt, auf Vladyslav „Vlad“ Yaremchuk. Mit seinen 26 Jahren hat Vlad bislang das Atlas Weekend Festival in Kyiv organisiert, das zuletzt mit 600.000 Fans eines der größten in ganz Mittel- und Osteuropa war. Der Ex-DJ und Booker hatte mir bei einem Gespräch über die Lage der Popszene unter Drohnenbeschuss einen erstaunlichen Vorschlag gemacht: ob ich nicht mitkommen wolle auf eine organisierte Rundtour entlang der Kampfzonen am Schwarzen Meer.

Da seit dem Kriegsbeginn am 24. Februar 2022 kaum Tourneen und erst recht keine Festivals mit internationalen Bands in der Ukraine mehr möglich sind, hatte der Veranstalterverband UAME kurzerhand eine Hilfsorganisation für Zivilisten ins Leben gerufen. Man wollte nicht tatenlos herumsitzen. Eine Alternative auch zum freiwilligen Einrücken in die Armee. Nun helfen Musikschaffende unter dem „Music Saves UA“-Signum nicht nur beim Spendensammeln. So wurde und wird bei der Evakuierung aus besetzten Gebieten in den Regionen Donezk und Charkiw angepackt, eine Anlaufstelle namens Bakota Hub ist für Vertriebene in der Region Khmelnytskyi eingerichtet. Dazu das Hilfsgüter-Hauptquartier in Dnipro. Es hilft, eine Grundversorgung für Menschen aus zerschossenen Städten zu organisieren. Roadies im Sanitätsdienst. Equipmentlaster transportieren Hilfsgüter statt Bühnentechnik. Überhaupt sind es im ganzen Land viele junge Menschen, die sich als Volunteers in pragmatischen Hilfstrupps organisieren.

Per Zug und Kleinbus soll eine kleine Gruppe internationaler Unterstützer – vom Nachtbürgermeister aus Montreal bis zu den Gründern des Technoclubs Bassiani in Tbilissi/Georgien – direkte Einblicke in die Lage bekommen. Ilze Jankovska ist aus Riga dabei. Sie erzählt, dass sie sich im Vorfeld mit dem Veto ihrer Frau auseinandersetzen musste: Ist das nicht viel zu gefährlich? Darf man auf einen Pop-Trip gehen, wo täglich Menschen sterben? Am Ende ist sie doch nach Kyiv gekommen – Ängste werden ausgeblendet. Schließlich will sie ihrer lettischen Community berichten, was sie gesehen hat. Eine Route, die vom rückeroberten Cherson über Odessa nach Lwiw in der Westukraine führt. Für mich ist diese Reise eine zufällige Fügung des Lebens. Gleich die zweite bei dieser musikalischen Klassenfahrt Richtung Krieg.

Bei ihrem Konzert im Berliner Indie-Club Gretchen hatte ich nämlich die Band Luna aus Kyiv um die Sängerin Kristina Voloshchuk kennengelernt. Mit Anfang zwanzig als Model, Fotografin und Videomacherin gestartet, begann die 32-jährige Ukrainerin im Zuge der Maidan-Revolution mit der Produktion eigener Songs. Komplett in DIY gefertigt, gingen diese auf der Newcomerplattform Bandcamp viral, und bereits im August 2016 hieß es im Modemagazin „Vogue“: „Das unwahrscheinlichste Gesicht, das je eine musikalische Revolution angeführt hat.“

Kristina sagt über sich selbst, dass sie bei Social Media durchaus suchtgefährdet sei. Auf Instagram folgen ihr knapp 190.000 Fans. So ziemlich jeder Schlenker in ihrer rasanten Karriere lässt sich im Internet verfolgen. Eine klassische Plattenfirma haben Luna aber bislang dennoch nicht. Am Day Off nach dem Berliner Konzert schaute ich mit Kristina und dem Bassisten ihrer Band und seit 2020 auch Ehemann, Oleksandr Voloshchuk, das Fußball-WM-Spiel der Deutschen gegen Spanien. Beim Bier wurde die Idee geboren, dass ich mir einmal mit den Augen des Kulturbeobachters anschaue, ob und wie Popmusik unter extremen Bedingungen überhaupt funktionieren kann. Sie luden mich ein, einfach in die Ukraine mitzukommen.

ROCK’N’ROLL UND ALL DIE NACHFOLgenden Jugendkulturen sind in der zivilen Ära nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden, zumeist im pazifistischen Duktus von „Love, Peace & Understanding“. Und nun Pop, todbringende Raketen und offensiv herausgestellter Patriotismus? Nicht nur bei ihren internationalen Konzerten schwenken Luna die blau-gelbe Flagge. Die anfängliche Skepsis von wegen „cheap thrills on other people’s misery?“ erweist sich vor Ort als unbegründet. „In Zeiten von Krieg und Besatzung ist auch der direkte Kulturaustausch wichtig. Erzählen Sie zu Hause, was Sie gesehen haben“, sagt etwa der Oberbürgermeister von Lwiw bei einem unprätentiösen Empfang mit heißer Schokolade im dortigen Rathaus.

Ein zweiter Ansatz war die Ukraine selbst. Jenes riesige Land zwischen Galizien und dem Asowschen Meer, das offenbar erst durch die Tragik

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

PUNK IM ABENDKLEID
Kristina Voloshchuk
auf der Bühne

FOTO: VADIM KHUDOLIY

der russischen Invasion zu einer popkulturellen Identität gefunden hat. Nach den Gesetzen des Medienmarkts bekommen nun so unterschiedliche Künstler:innen wie die Rapperin Alyona Alyona, der Pop-Crooner Ivan Dorn, die Riot-Grrrl-Band Death Pill aus Kyiv, ESC-Nominee Alina Pash („Shadows Of Forgotten Ancestors“) oder die percussionlastige Frauenband DakhaBrakha, die seit Längerem in Westeuropa tourt, individuelle Konturen, die über die Kategorie „Irgendwie Weltmusik“ hinausgehen. Der Sieg des Kalush Orchestras beim Eurovision Song Contest 2022 mit dem Powersong „Stefania“ ist einigen ukrainischen Kollegen fast schon ein wenig peinlich. „Rapper in Folklore-Kostümen“ gehört noch zu den harmloseren Kommentaren.

Mein Entschluss, tatsächlich mit dem Bandbus in die Ukraine zu fahren, fällt nach einem furiosen Auftritt von Luna in einem Kellerclub in Prag. Ein nahezu ausverkauftes New-Wave-Feuerwerk mit ukrainischen und russischen Exilanten und Sängerin Kristina Voloshchuk in einem schwarzen Bond-Girl-Einteiler. Am nächsten Morgen startet der Tourbus unweit des Wenzelsplatzes. Von dort geht es in rasantem Tempo über ausgebaute EU-Autobahnen in Tschechien und Südostpolen durch die Nacht nach Lwiw und von dort weiter per Zug in die Hauptstadt Kyiv.

WINTERKRIEG UND HELDENSAGEN

Eine Woche später, zum Ende meines Kyiv-Aufenthalts, lässt die NGO-Crew auf sich warten. Mir spukt angesichts der Situation vor dem Bahnhofsgebäude das Diktum der russischen Friedensnobelpreisträgerin Oleksandra Matwijtschuk durch den Kopf: „Die Deutschen sind nur Konsumenten demokratischer Werte.“ Showphilosophen wie Richard David Precht oder Svenja Flaßpöhler hatten im Talkshowsessel „Waffenstillstand jetzt!“ gefordert – in einer offenen Sommerdepesche an Kanzler Scholz. Als ob der auch nur ansatzweise zuständig gewesen wäre für ein Ende von Putins von Imperialismus und quasireligiösem Wahn getriggerter Invasion. Nirgendwo in Osteuropa außer vielleicht in Orbáns Ungarn bringt man Verständnis für diese deutschen Schlaumeierpirouetten auf. Die Wirklichkeit ist grauer, stromloser und brutaler.

Zwei Stunden vor der Abfahrt in Richtung Schwarzes Meer beginnt das Konzert von Luna in der Mehrzweckhalle Stereo Plaza am Rande eines Industriegebiets in den Outskirts der ukrainischen Hauptstadt. Früh am Abend, ab 22 Uhr, beginnt in Kyiv die Sperrstunde, das während meiner Woche dort relative Ruhe erlebt hat: Mit geöffneten Restaurants, Geschäften und einer aufgekratzten Hochzeitsgesellschaft in meinem Hotel. Luna spielen ein Benefizkonzert zum Abschluss ihrer kleinen Europatour: Warschau, Berlin, Tel Aviv, Prag und als Finale die Heimatstadt Kyiv. Der Ticketerlös kommt lokalen Hilfsorganisationen zugute. Der Eintritt kostet 600 Hrywnja, etwa 15 Euro. Soldaten mit Wehrpass zahlen nichts.

Die 5000er-Halle ist nicht geheizt. Zur Versorgungssicherheit knattern im Hof Generatoren. In der Halle erscheint alles stocknormal: ein schmucklos-moderner Eventpalast, der auch in Iserlohn stehen könnte. Bier vom Ambev-Konzern: US-Budweiser, Leffe aus Belgien. Die Gastronomie ist nach dem Ibiza-Prinzip organisiert: Auf der Empore kann oligarchenmäßig im abgesperrten Bereich flaschenweise Wodka oder Rotwein am Tisch gesüffelt werden. Backstage herrscht Heimspielatmosphäre. Der männliche Teil der Band lädt zu Talisker-Whisky aus dem Catering. Soundmixer Kostantin Kostenko erzählt, dass er seine Eltern aus dem ostukrainischen Charkow evakuiert hat. Er bringt den oft erzählten Gag von den „vier Sashas“ („Sasha“ ist die Kurzform von „Aleksandr/Oleksandr“). Neben Bandleader Oleksandr Voloshchuk (Bass) sind da noch Aleksandr

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

ANTONOW AN-225
Das größte Frachtflugzeug der Welt als Wrack-Mahnmal

STREET-ART-RAKETE
Von Banksy inspirierte Aktionskunst im Umland von Kyiv

FOTOS: TASHA DUDKA, GETTY IMAGES

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

WOCHENRATION
Notversorgung für die Menschen im zurückeroberten Cherson durch das World Food Programme

INTERAKTIVE GEDENKSTÄTTE
Viel Blau-Gelb am Platz der Freiheit in Cherson

FOTOS: TASHA DUDKA (2)

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Poliyarov (Schlagzeug), Oleksandr Protsenko (Saxofon) und Oleksandr Kariev (Gitarre). Die Luna-Chefin samt Styling-Crew hat ihren eigenen Rückzugsraum. Der elfjährige Sohn aus Kristinas erster Ehe mit dem Produzenten Yury Bardash turnt mit einem Freund herum. Ein Familientreff zum Tourabschluss.

KRISTINA TRÄGT HEUTE EIN LANGES rotes Abendkleid, Doc Martens, einen glitzernden Kopfputz sowie eine weiße Vintage-Schneeleopardenjacke. Spätestens bei den ravelastigen Tracks von Lunas 2020er-EP „Fata Morgana“ geht das Publikum komplett steil. Sich küssende, offensichtlich angeschickerte Mädchen plumpsen tanzend in die Menge und werden wieder aufgehoben. Der Krieg scheint für gut neunzig Minuten ganz weit weg. Und ähnlich wie im sporadisch unter Stromausfallbedingungen geöffneten Kyiver Technotempel Closer sagen Freunde der Band unisono so was wie: „Man muss ja weiterleben.“ Und dazu gehören eben auch Konzerte und Clubs. Aus der Distanz wirkt ein Auftritt von Luna, als würde Helene Fischer bei, sagen wir, Slayer singen. Einmal wälzt Kristina ihren langen, feingliedrigen Körper expressiv auf dem Bühnenboden herum. Dann wieder gibt sie routiniert die Kate Bush, da kommt ihr bei den armrudernden Tanzbewegungen ihre Ballettausbildung als Teenager zugute. Der Titel ihres Albums von 2018, *„Zakoldovannye sny“* („Verzauberte Träume“), ist so etwas wie ein Leitmotiv.

Luna vermischt ukrainische Volksweisen, die sie mit ihrem Großvater sang, mit Retropop-Entwürfen der 90er-Jahre. Im Interview zählt sie Portishead, Radiohead oder auch die Power-Raver von Underworld zu ihren Favoriten. Mit diesem Mash-up überbrückt die Band die Kluft im ukrainischen Showbiz zwischen dem „Oligarchenpop“ nach dem Großproduzentenprinzip à la Frank Farian und der zersplitterten Indie-Szene. Voloshchuks Tracks und besonders die Videos erinnern an die großen bonbonfarbenen Inszenierungen der MTV-Achtziger und der Wille zur Inszenierung an die frühe Madonna. Live klingt die Band weitaus rauer, als ihre Aufnahmen vermuten lassen – dunkle Vibes und Elektronik. Kristina Voloshchuk ist eine Art ukrainischer Lana Del Rey mit deutlich mehr Wumms.

Zum Beispiel ihr Song „Sl’ozi iljut’ divchata“ („Mädchen vergießen ihre Tränen“). Er hat ein typisches Popthema, verwoben mit ukrainischen Volksweisen: Frau verliebt sich und ist am Anfang glücklich. Für andere Menschen bleibt keine Zeit mehr. Letztlich ist er der Falsche, man trauert mit den Freunden dieser Liebe nach. Eine Story in folkloristisch-mythologischen Bildern vom Fluss und der Weide. Oben am Flusslauf vergießen Mädchen Tränen der unerwiderten Liebe, und unter der Weide singen sie Lieder von denen, die glücklich ihre wahre Liebe gefunden haben. Eine sphärische Ballade, in der Kristina ihren „traurigen Tanz“ aufführt.

„In Kriegszeiten werden Beziehungen noch wertvoller, und einsame Menschen sind noch mehr darauf bedacht, ihre Liebe zu finden. Jeder Tag ist wie ein Kräftemessen, bei dem sich die Seelen der Menschen gegenseitig auf die Probe stellen. Also sei zuerst dankbar für dein Leben, respektiere dich selbst, liebe dich selbst, und erst dann verliebe dich und liebe“, sagt Kristina Voloshchuk mit betontem Pathos. Zusammen mit ihrem Mann und Soundpartner betreibt sie als Gegenentwurf zu Luna auch das zackige Electro-Projekt Der Diktatur. Der falsche deutsche Artikel ist hier Motto, er klingt ein wenig nach Rammstein. Harter Sound in Zeiten der Drohnen und Raketen.

INNER CITY PROPAGANDA WAR

In den Kellerräumen des Global-Runner-Hostels ist die Cafébar Lypa untergebracht. Aufgrund seiner Kellerlage fungierte das Lypa während der ersten Kriegswochen als Luftschutzraum mit Barbetrieb. Wie auch in der Metro wurde hier gesungen und sich gegenseitig Mut gemacht. Eine Bar für flüssige Ablenkung stand ja bereit. Inzwischen ist normaler Schank- und Küchenbetrieb möglich, zumindest bis 22 Uhr. Eine junge Frau spielt mit ihren Freunden Billard. Sie trägt einen Kapuzenpullover, der vom Design her die Mainstream-Marke Stone Island kopiert. „Stolen Island“ lautet bei dieser Fake-Kreation der Frontslogan. Die Erläuterung dazu erfolgt kommentarlos durch Zahlen auf der Rückenpartie: „1783“, „1944“ und „2014“. Historische Daten von russischen oder sowjetischen Zugriffen auf die Krim. Wie Mariupol eine nationale Wunde.

Vor dem monumentalen Kyiver Haus der Stadtverwaltung auf der zentralen Meile Chreschtschatyk ist ein rostiger Stahlkäfig aufgestellt, mit einem Spiegel als rückseitige Wand. Man blickt durch Gitterstäbe auf sich selbst. Eine künstlerische Arbeit mit der Botschaft: „Wir alle sind eingekerkert.“ In Käfigen wie diesem hat die russische Justiz die gefangenen Kämpfer aus dem eingekesselten Asow-Stahlwerk in einem Schauprozess präsentiert. An der Fassade des Gebäudes hängt ein martialisches Megabanner mit englischer Aufschrift: „Free the Azovstal Defenders“. Die Mariupol-Tragödie als Heldenepos. Diese Plakate, die auch anderswo in der Stadt vor kommunalen Fassaden hängen, erinnern an Werbung für martialische Computerspiele. Ein paar Chreschtschatyk-Meter weiter ein figürlicher

SHOW MIT NACHDRUCK
Als Live-Band sind Luna ein expressives, New-Wave-inspiriertes Spektakel

FOTO: VADIM KHUDOLIY

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

FOTO: VADIM KHUDOLIY

FRIEDHOF DER TOTEN PANZER
Luna-Sängerin Kristina Voloshchuk im Zentrum von Kyiv, wo erbeutetes Kriegsgerät der Russen in rostigen Reihen präsentiert wird

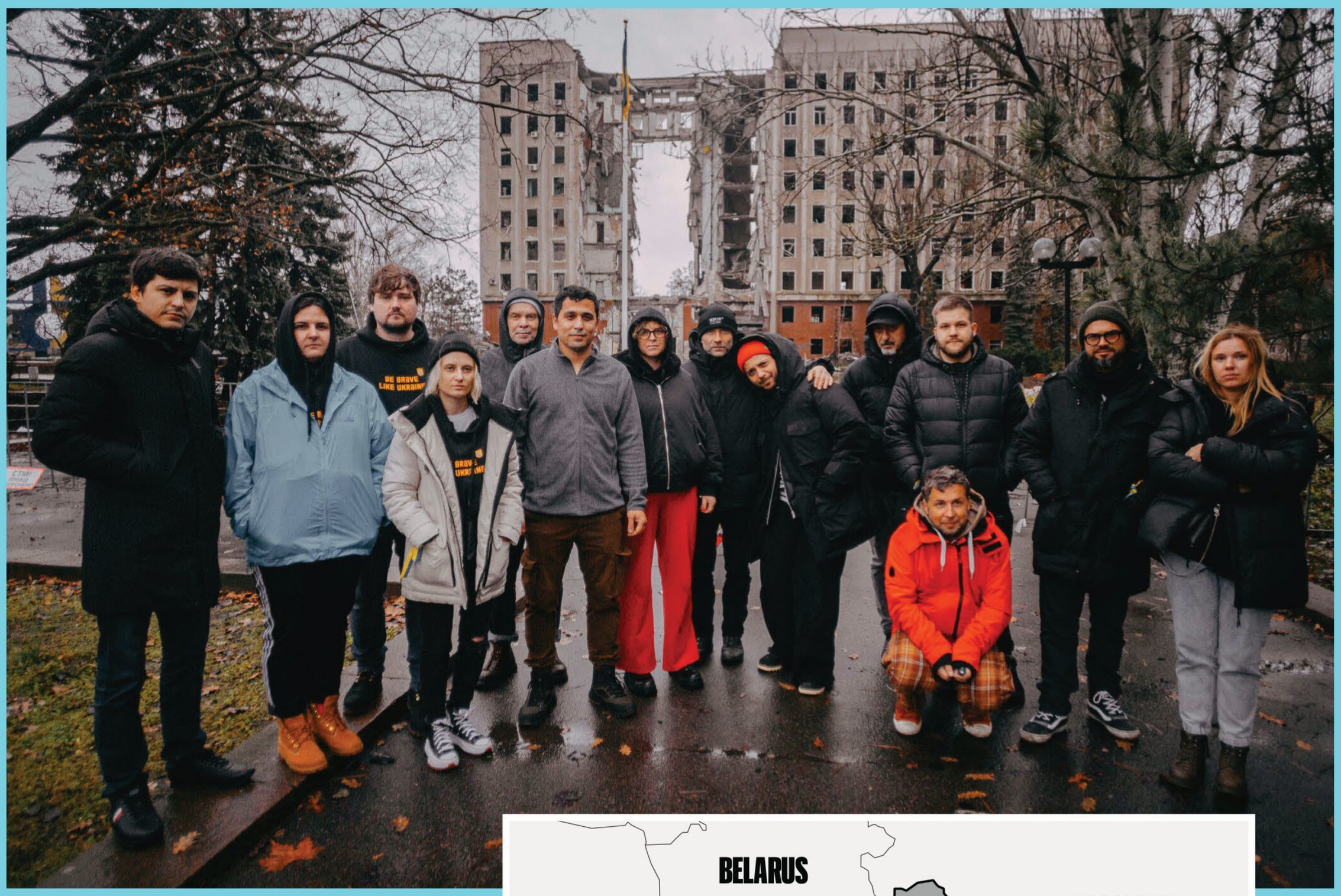
Ölschinken der explodierenden Brücke auf die Krim. Es sind noch frische Nationalerzählungen, die seit dem Kriegsbeginn im kollektiven Bewusstsein der ukrainischen Bevölkerung leben.

Aber es gibt auch differenziertere Ansichten. „Wir Ukrainer sind gut darin, gegen etwas zusammenzuhalten“, sagt Luna-Bassist Sasha Voloshchuk. „Schwieriger wird es dann, *für* etwas zu sein. Da zerfällt die Einigkeit schnell in zwei, drei gegensätzliche Lager.“

Von Prag per Bandbus kommend, hatten wir wegen der langen Kontrollen an der polnisch-ukrainischen Grenze den ersten Nachtzug von Lwiw nach Kyiv verpasst. Kein Problem – drei Stunden später fuhr der nächste. Im erhabenen Wartesaal des Zentralbahnhofs von Lwiw lassen sich trotz Sperrstunde noch Stullen und (eigentlich verbotenes) Bier ergattern. In dem Zug aus sowjetischer Zeit gibt es auf den Gängen Geschichten aus naher Vergangenheit: Die Luna-Crew erzählt von einer Episode bei einem Konzert in Sankt Petersburg – vor dem Krieg. Sie waren normale Grenzgänger, die in Warschau wegen fehlender Corona-Bescheinigungen festgehalten und schließlich von einem einflussreichen Funktionär, den man per Telefon in einer Sauna erreicht hatte, erlöst wurden. Anekdoten aus einer anderen Zeit.

Einer Zeit, die für Kristina Voloshchuk noch sehr lebendig ist. Sie wurde als Tochter eines Armeeangehörigen in Karl-Marx-Stadt geboren, dem heutigen Chemnitz. Die Umwälzungen in der DDR erlebte sie nicht mehr mit, die Rote Armee zog 1994 ab. Kindheit und Schulzeit verbrachte sie bereits in Kyiv. Sie ist ein postsowjetisches Wendekind, das in ihren Songs Jugenderinnerungen an die chaotischen Freiheiten der Neunziger und Nullerjahre verarbeitet. Ein „unschuldiges“ Pop-Tableau, das bei Luna allein schon deshalb politisch aufgeladen ist, weil freigekommene Asow-Stahlwerk-Kämpfer der Band berichteten, dass sie ihre Songs in von der russischen Armee eingekesselten Kellerräumen gehört haben. Zum ukrainischen Boulevardstück gar gerät Kristinas Trennung von ihrem Ex-Mann Yuri Bardash. In einer „Brisant“-artigen Sendung mit VIP-Moderatorin Ksenia Sobchak geht es um Sex und

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung



DER WEG IN DEN KRIEG

Vom friedlichen Europa in die ukrainische Kampfzone sind es mit dem Zug nur wenige Stunden

OBEN:
STÄTTE DER ZERSTÖRUNG
Das Team von Music Saves UA und der Autor in Mykolajiw

Zu lesen, dass in unserer europäischen Nachbarschaft ein Krieg tobt, ist das eine. Zu erleben, wie man in wenigen Stunden dorthin reisen kann, macht es noch viel eindrücklicher. Unser Reporter fuhr von Prag mit dem Tourbus der Band Luna etwa 850 Kilometer Richtung Osten ins westukrainische Lwiw. Eine Stadt, über die der unweit von dort geborene österreichische Autor Joseph Roth 1924 schrieb: „Es ist die Stadt der verwischten Grenzen. Der östlichste Ausläufer der alten kaiserlich und königlichen Welt. Hinter Lemberg beginnt Russland, eine andere Welt.“ Von Lwiw ging es mit dem Nachtzug noch mal sieben Stunden Richtung Osten nach Kyiv, wo Luna ein Konzert spielten, dann mit dem Nachtzug zehn Stunden Richtung Süden in die Seehafenstadt Cherson am Beginn des Mündungsdeltas des Dnepr, die Anfang März 2022 von russischen Truppen besetzt und im Herbst durch eine ukrainische Gegenoffensive befreit wurde. Von dort wiederum mit dem Kleinbus 200 Kilometer am Schwarzen Meer entlang über Mykolajiw, das während der russischen Invasion mit Streubomben beschossen wurde, in die heute vor allem für den Getreidehandel bedeutende Hafenstadt Odessa, von dort zurück mit dem Zug nach Lwiw und mit dem FlixBus nach Krakau. **MB**

FOTO: TASHA DUDKA

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Landesverrat: Der erfolgreiche Mainstream-Produzent hatte sich über Georgien nach Moskau abgesetzt und lobt nun in staatsnahen Medien seine neue Heimat über den grünen Klee. In Kyiv wiederum erzählt man sich, dass der russische Geheimdienst FSB ihm in einer üblen Schuldenangelegenheit ausgeholfen habe - und nun propagandistische Gegenleistungen erwarte. Der russische Überfall hat für Zerwürfnisse nicht nur in ukrainisch-russischen Familien gesorgt. Auch im Showbiz gibt es keine neutralen Positionen. Es tobt ein Kulturkrieg. „Landesverrat“ oder unbedingte Solidarität. Nach dem Konzert von Luna in Kyiv schauen einige ehemaligen Asow-Stahl-Kämpfer aus Mariupol in der Garderobe vorbei.

EIN STADTTHEATER ALS VERTEILSTATION DES WORLD FOOD PROGRAMME

Die Nachtfahrt nach Cherson verläuft ruhig. Als es langsam hell wird, zeigt das digitale Waggonthermometer elf Grad Celsius. Aus dem winterkalten Kyiv ins mediterrane Klima rings ums Schwarze Meer. Bereits am Bahnhof in Cherson wird der Unterschied zur Hauptstadt deutlich, wo die Spuren des Angriffs aus dem Frühjahr weitgehend beseitigt sind.

Cherson war von den Russen besetzt, doch ab dem 9. November erfolgte ihr „glatter Rückzug“ aus der 290.000-Einwohner-Stadt. „Das Naziregime in der Ukraine rührt sich noch, aber unsere Methode, das Land im Dunkeln zu lassen, funktioniert. Die Zeit spielt für uns“, hieß es damals im gewohnt zynischen Tonfall in der russischen TV-Sendung „Westi Nedeli“ („Nachrichten der Woche“). Nun liegen hohe Sandsackstapel vor den Bahnhofsfenstern, schwer bewaffnete Patrouillen in Kampfkluft stehen in der Halle. Per Kleinbus geht es direkt zum Mykola-Kulisch-Musiktheater, während der Besatzungszeit ein Hort des kulturellen Widerstands. Aktuell wird der große Saal als Lager für das World Food Programme der UN genutzt, um in Pappkisten verpackte Standardrationen aus Nudeln, Konserven und Speiseöl an die Menschen zu verteilen, die an diesem Morgen in einer langen Schlange vor der Uni nahe des Theaters warten.

Im Nieselregen ist dumpfes Artilleriegewummer von der anderen Seite des Dnepr zu hören. Seit die Stadt wieder in ukrainischer Hand ist, ist sie auch wieder Ziel regelmäßiger russischer Raketenangriffe. Theaterleiter und Schauspieler Oleksandr Knyha empfängt zu einem Rundgang durch sein Haus, das neben der humanitären Hilfe zumindest wieder einen eingeschränkten Spielbetrieb aufnehmen will. „Die Menschen in Cherson haben uns gesagt, wie wichtig ihnen das Theater ist“, sagt Knyha, der im März von den russischen Besatzern verhaftet worden war. „Eine Mischung aus Einschüchterung und dem Versuch, mich zur Kooperation zu bewegen. Wir waren zuvor in den sozialen Netzwerken sehr aktiv und wurden von diversen europäischen TV-Sendern interviewt. Wir haben an Kundgebungen in der Nachbargemeinde Oleshky teilgenommen. Es war klar, dass sie irgendwann kommen würden.“ Über verschlungene Wege gelang ihm damals die Flucht nach Lwiw.

Jetzt versucht er Zuversicht auszustrahlen. Kulturbetrieb unter Extrembedingungen, zumal die Raketenangriffe auf Cherson Ende Dezember auch wieder zivile Opfer fordern.

Die Fahrt durch die Oblast Cherson führt zu Orten des Krieges. Etwa an ein sowjetisches Mahnmal auf einer Anhöhe vor der Stadt zum Gedenken an den Zweiten Weltkrieg, als man noch gemeinsam gegen die Deutschen kämpfte. Jetzt hat die Ukraine in dieser strategisch wichtigen Zone einige Feldschlachten gewonnen. Soldaten in Privatfahrzeugen stoppen vor der Kiefernallee, um Erinnerungsfotos zu schießen.

In der sechzig Kilometer entfernten Hafenstadt Mykolajiw stehen auf einem Baumarktparkplatz ein großes Wärmezelt und eine stromgeneratorgetriebene Feldbäckerei, die die Menschen mit Brot versorgt. Im komplett zerstörten Behördenhaus war ein Schiffsgeschoss eingeschlagen und hatte mindestens 23 Mitarbeiter der Stadtverwaltung getötet. Als eine nachfolgende Invasion in der Uferzone aufgerieben wurde, führte der ukrainische Befehlshaber die gefangenen russischen Offiziere zum Ehrenmal der Sowjetarmee auf den Platz vor dem bizarr zerstörten Mykolajiwer Stadthaus. „Sie sollten sehen, dass die Denkmäler aus der Zeit des Kommunismus noch stehen. So viel zu Putins Erzählung vom faschistischen Regime in der Ukraine. Keine Ahnung, ob jemand von denen darüber mal nachgedacht hat“, erzählt der lokale Guide mit einer Mischung aus Fatalismus und Zuversicht. Bei unserem Imbiss in einem nahe gelegenen Restaurant fällt wiederholt der Strom aus. Das wird von den Gästen stoisch ausgesessen - der Betrieb geht weiter. An einer improvisierten Gedenkstädte mit Teddybären und selbst gebastelten Plakaten treffen wir echte Kriegsreporter mit Schutzwesten und Helmen. „Hilft auch nichts, wenn eine Rakete einschlägt“, murmelt einer unserer Begleiter. Ein kerniger Sanitätssoldat mit kanadischer Flagge auf dem Uniformpullover erzählt bei einem kurzen Schwatz, dass er schon seit Monaten in der Region ist. Offiziell darf er gar nicht hier sein. Aber er will helfen, wo er kann. Eine Art Ein-Mann-Sanitätsbataillon.

Diese Randzonen des Kriegs bilden die traurige Realität hinter dem Selbstbehauptungswillen der Pop- und Kulturschaffenden. In Kyiv und erst recht im neunzig Kilometer von der polnischen Grenze entfernt liegenden Lwiw, ehemals die alte k. u. k. Metropole Lemberg, kann man Kaffee trinken oder schick ins Restaurant gehen. Eine Lage allerdings, die sich jederzeit ändern kann. Doch als wir am Abend in den Nachtzug gen Westen steigen, kommt mir der Weyes-Blood-Song „The Worst Is Done“ in den Sinn. Das Artilleriegedonner von der anderen Seite des Flusses lassen wir hinter uns zurück, ebenso die Menschen, die hier leben.

„RUSSIA IS A TERRORIST STATE“

Mit seinen barocken Gebäuden und Kirchen ist Lwiw der Rückzugsraum für bislang fünf Millionen Binnenflüchtlinge, die von hier aus in „ruhige“ Regionen des Landes oder ins europäische Ausland verteilt worden sind. Jetzt gibt der Oberbürgermeister einen kleinen Empfang. Zur Begrüßung wird heißer Kakao ausgeschenkt. In der Stadt der Schokoladenmacher ist man sichtlich stolz auf den neuen Krankenhauskomplex, der, lange vor dem Krieg geplant, nun eine wichtige Rolle bei der Versorgung von Verletzten und Ausgebombten aus dem ganzen Land spielt. Noch aus Zeiten des Zweiten Weltkriegs existiert ein ausgedehntes Netzwerk an Luftschutzbunkern, das seit Kriegsbeginn von jungen Volunteer-Gruppen koordiniert und betreut wird. Der OB trägt ein gelbes „Unbroken“-Armband mit blauer Schrift. Seine lange vom Tourismus geprägte Stadt musste sich neu erfinden. Botschaften wie „We together as one great family“ beschreiben die neue Rolle als Standort für Vertriebene und internationale Medien.

Die Aufarbeitung wird wiederum von der Kultur übernommen. Eine Fotoausstellung im städtischen Art Center, einer alten, in Eigenregie von örtlichen Künstlern renovierten Villa, zeigt schwarz-weiße Porträtfotos von etwa 75 im Krieg getöteten Spitzensportlern. Freiwillige zumeist. „Wir verlieren unsere besten Leute! Wofür? Für nichts!?“, murmelt ein Mann, der die internationale Besuchergruppe anführt, auf Englisch. Nebenan eine Ausstellung von Künstlern und Künstlerinnen aus der besetzten Ostukraine.

Als gegen Abend ein lockeres Abschiedstreffen in der Bar des inoffiziellen Nachtbürgermeisters von Lwiw steigt, ist die Stimmung fast schon entspannt. Im People’s Place am zentralen Kathedralenplatz findet eine Vernissage der Illustratorin und Künstlerin Marta Leshak statt. Ihre Arbeiten sind doppelbödige Interpretationen ukrainischer Folk-Motive. Auf einer weinroten teppichartigen Struktur ist der Schriftzug „Russia is a terrorist state“ zu lesen. Auch das von der russischen Luftwaffe zerstörte Mega-Frachtflugzeug Antonow An-225 wird bei Leshak zum Agitprop-Piktogramm. Die international aktive Designerin, die mit ihrem Team auch das auf Englisch übersetzte „Travelbook Ukraine“ mit 30 Landkarten und rund 1200 Einzelmotiven gestaltete, verstand sich vor dem Einmarsch der Russen nie als politische Künstlerin. Ähnlich wie bei der Band Luna hat sich das schlagartig geändert. Am Rande ihrer Ausstellung sagt sie, es gehe einerseits darum, „während der russischen Invasion ein möglichst normales Leben zu führen. Wir sind schließlich normale Menschen. Andererseits ist eine eskapistische oder gar neutrale Position nicht mehr möglich.“ Also versucht sie die heikle Balance zwischen Patriotismus und künstlerischer Selbstbestimmung.

Als wir unsere Mäntel von den Garderobenhaken nehmen, sagt der Oberbürgermeister: „Ich hoffe auf ein baldiges Wiedersehen in besseren Zeiten! Erzählen Sie zu Hause, was Sie hier gesehen haben. Das hier ist kein Krieg zwischen Russland und der Ukraine. Es ist ein Kampf zwischen einem totalitären System und einer Demokratie.“

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Vater einer Band

In schweren Zeiten wurde das gemeinsame Musikmachen für die Familie des australischen Songwriters Robert Forster ein wichtiges Ritual. Daraus entstand ein intimes und bewegendes neues Album

INTERVIEW VON MAIK BRÜGGEMEYER

Foto von STEPHEN BOOTH

LIEBE FREUNDE, HOLT EUCH MAL EINEN STUHL RAN, DENN DIES IST EIN SCHWIERIGER UND langer Beitrag“, begann Robert Forster Mitte Oktober 2022 auf Facebook die Ankündigung seiner neuen Single „She’s A Fighter“. Es ging um mehr als das erste musikalische Lebenszeichen des ehemaligen Go-Betweens-Sängers seit seinem letzten Album, *„Inferno“*, vor mehr als drei Jahren. Denn die Kämpferin, um die es in diesem Song geht, ist Forsters Frau, Karin Bäumler, bei der Anfang Juli 2021 ein schwerer Fall von Eierstockkrebs diagnostiziert worden war. „Es war eine Zeit des Schocks und der Trauer“, schrieb Forster, „und noch im selben Monat begann sie mit einer Chemotherapie.“

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

SONGWRITER UND BEIFAHRER

Robert Forster

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/ilsenhierung

„Diese Lieder zu spielen war, als würden wir all die anderen Sachen: die Krankenhäuser, die Arztbesuche und das, was die Medikamente mit Karins Körper anstellten, hinter uns lassen“

In dieser schweren Zeit rückte Forsters Familie eng zusammen. Sohn Louis, der gerade mit seiner Band The Goon Sax ein viel beachtetes drittes Album, *„Mirror II“*, veröffentlicht hatte, schaute oft in der Wohnung seiner Eltern in einem Vorort von Brisbane vorbei: zum Essen, zum Plaudern und zum gemeinsamen Musikmachen. Seine jüngere Schwester, Loretta, sang und spielte ebenfalls ab und zu mit. Auch Adele Pickvance, die ehemalige Go-Betweens-Bassistin, die mittlerweile als Krankenschwester arbeitet und zu einer Gruppe von Freunden gehörte, die die Familie mit warmen Mahlzeiten versorgte, wurde zur Hausmusik eingeladen. Bis alle schließlich in ein Studio in Brisbane umzogen, um Forsters neues Album, *„The Candle And The Flame“*, aufzunehmen, eine bewegende Liebeserklärung an seine Frau und an das Leben.

Warum habt ihr euch dafür entschieden, mit Karins Diagnose an die Öffentlichkeit zu gehen?
Wir haben nach dem Ende der Chemotherapie darüber nachgedacht, wie wir es machen könnten. Mir war einfach klar, dass ich mich nicht durch die Interviews zum Album bluffen können würde. Was soll ich sagen, wenn man mich fragt: Warum klingt das alles so reduziert? Warum habt ihr immer nur einen Tag pro Monat im Studio verbracht? Warum spielt Karin nicht Geige, warum singt sie nur? Warum ist Louis so präsent? Die einzige andere Möglichkeit wäre gewesen, keine Interviews zu geben und das Album für sich sprechen zu lassen. Aber wir wollten unsere Version der Geschichte erzählen, bevor irgendwelche Halbwahrheiten verbreitet würden. Und wir haben alles vorab mit den Kindern - Louis und Loretta - besprochen.

War die Arbeit am Album also eine Art Therapie für die Familie?
Eher Therapie als Album. Denn wir dachten anfangs nicht daran, eine Platte zu machen. Karin und ich haben einfach im August, ein paar Wochen nach ihrer ersten Chemotherapie, angefangen, zu Hause Musik zu machen. Das machen wir schon unser gesamtes gemeinsames Leben lang immer mal wieder. Schon als wir uns in den späten Achtzigern zum ersten Mal trafen, haben wir Musik zusammen gemacht. Wir haben das lange Zeit nicht öffentlich gemacht, auch wenn wir immer mal darüber nachgedacht haben. Aber dann kamen die Kinder, dann kam das Leben dazwischen. Also hat sie weiter zu Hause auf ihrer Geige gespielt, wir haben in der Küche gesungen, uns neue Lieder ausgedacht. Wir machen das schon seit dreißig Jahren so.

Ich hatte immer das Gefühl, dass deine Songs wärmer und intimer wurden, als du begonnen hast, mit Karin Musik zu machen. Es ist ein bisschen wie bei Paul McCartney, als er Linda kennenlernte, da bekam seine Musik auch diese Wärme.
Ich weiß, was du meinst. Das hat in unserem Fall sicher auch damit zu tun, dass ich die Songs von *„Danger In The Past“ (Forsters Solodebüt von 1990)* in einem Bauernhaus in Alteglofsheim *(einem kleinen Dorf südlich von Regensburg)* schrieb, wo Karin damals lebte. Ich saß oben und schrieb, und unten in der Küche probten Baby You Know *(eine Alt-Country-Band, in der Bäumler Geige spielte)*. Dadurch wurde die Musik in gewisser Weise häuslicher als bei den Go-Betweens, wo die Songs meist im Proberaum oder im Studio entstanden. Wobei auch Grant *(McLennan, Forster Co-Songwriter bei den Go-Betweens)* und ich uns die Songs erst mal gegenseitig vorgespielt haben. Aber da kamen die Band und der Produzent halt sehr schnell dazu und haben noch mal einiges verändert. Daher denke ich, dass diese Intimität wirklich in Alteglofsheim mit den Songs für *„Danger In The Past“* begann.

In den vergangenen Jahren haben Karin und du dann öfter gemeinsam auf der Bühne gestanden. Und ich habe das Gefühl, auf den letzten drei Alben ist sie auch öffentlich zu deiner wichtigsten musikalischen Partnerin geworden.
Da hast du recht. Aber nach der Diagnose und der Therapie war es noch mal ein ganz anderes Gefühl, diese Lieder zusammen zu spielen. Es war, als würden wir all die anderen Sachen: die Krankenhäuser, Arztbesuche und das, was die Medikamente mit Karins Körper anstellten, hinter uns lassen und an einen anderen Ort gehen. Und dann kam Louis rüber und fing an, mitzuspielen.

Den Song „She’s A Fighter” gab es da schon?
Die Musik hatte ich bereits seit Juni 2021. Aber als dann die Diagnose kam, habe ich überhaupt nicht mehr an Songwriting gedacht. Doch dann sprachen wir darüber, wie Karin die Chemo angehen würde und wie sie sich fühlte, und sie sprach davon, dass sie kämpfen werde. Mein Songwriting-Gehirn konnte nicht abschalten, und so dachte ich einfach: She’s a fighter - das passt zu dieser Melodie. Und ich habe den Song dann immer ganz leise in meinem Zimmer gespielt. „She’s a fighter, fighting for good.“ Das ist der ganze Text. Irgendwann habe ich ihn ihr vorgespielt.

Habt ihr dann schon darüber nachgedacht, das Lied gemeinsam aufzunehmen?
Ich dachte damals nicht daran, ins Studio zu gehen. Denn als Karin die Diagnose erhielt, wussten wir nicht, ob sie Weihnachten noch erleben würde. Aber dann fing die Chemo an, gute Dinge zu tun. Im Oktober hatte Karin eine große Operation, und wir beschlossen, kurz bevor sie operiert wurde, diese Songs einfach nur für uns aufzunehmen. Damit wir sie festhalten konnten, egal was danach passiert. Karin war die treibende Kraft. Also haben wir an einem Tag sieben Stunden im Studio verbracht und zehn Songs aufgenommen. Genau so, wie wir im Wohnzimmer gespielt haben. Adele, Louis, Karin und ich im Kreis - keine Kopfhörer, Mikrofone vor uns. Zwei der Songs, „I Don’t Do Drugs I Do Time“ und „It’s Only Poison“, sind in diesen Versionen vom ersten Aufnahmetag auf dem fertigen Album gelandet. Ohne Overdubs. Dann kam die Operation. Es ging alles gut, aber Karin war danach sehr schwach. Wir haben uns zusammen die Aufnahmen angehört. Da war uns klar: So könnten wir ein Album machen. Ganz einfach, ohne große Produktion. Karins Werte sanken, es ging ihr besser, und wir konnten weitermachen. Immer nur ein, zwei Tage im Studio, wenn sie die Kraft dazu hatte.

Songs wie „Tender Years“, in dem du eure Beziehung rekapitulierst, „There’s A Reason To Live“ oder Zeilen wie „You’re far from over and you can heal yourself“ aus „It’s Only Poison“ wirken, als würden sie sich unmittelbar auf diese Situation beziehen.
„She’s A Fighter“ ist tatsächlich der einzige Song, der unmittelbar mit der Situation zu tun hat. Deswegen wollte ich auch, dass wir den als Familie spielen und niemand sonst dabei ist. Louis spielt Bass und Gitarre, Loretta spielt ebenfalls Gitarre, Karin singt und spielt Xylofon. Das sind wir, wie wir mit der Situation umgehen und uns gegenseitig stützen. Natürlich haben wir auch gemerkt, dass die anderen Lieder, die davor entstanden sind, durch Karins Krankheit in einem anderen Licht standen. Das machte es manchmal schwierig, den Text zu singen, weil wir alle irgendwie wussten, dass das alles jetzt eine andere Bedeutung hat. Wir haben viel darüber gesprochen.

Es gibt noch einen Song, bei dem die ganze Familie spielt: „Go Free“.
Stimmt. Den habe ich über unsere Kinder geschrieben, die sehr viel mehr unter den Corona-Lockdowns gelitten haben als wir. Louis hatte viele Pläne mit The Goon Sax, aber die Umstände haben es verhindert. Schließlich hat die Band ihren Schwung verloren, und jetzt gibt es sie nicht mehr. Und Loretta hatte die Schule beendet und wollte endlich raus aus Brisbane. Sie war in einer Phase, in der sie ein wenig verloren wirkte. Ich glaube, es hat die jungen Leute, die die Schule beendet haben, wirklich hart getroffen. Ich kann in meinen Sechzigern für zwei Jahre verschwinden. Das ist schon in Ordnung. Aber wenn mir jemand zwei Jahre meiner Zeit genommen hätte, als ich 21, 22 war, hätte das die Dinge entgleisen

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

lassen und einen massiven Effekt gehabt. Das konnte ich jetzt an Louis und Loretta sehen.

In dem Song, der auf dem Album auf „Go Free" folgt, „When I Was A Young Man", singst du über deine eigene Jugend. Da geht es auch um deine Anfänge als Songwriter. Ist dir bewusst, wie sich dein Songwriting von Album zu Album verändert hat und dass du jetzt Sachen schreiben kannst, die du damals oder auch vor zwanzig Jahren noch nicht hättest schreiben können?

Ich bin erstaunt, wie es sich entwickelt und verändert hat. Ich hätte mir früher nicht träumen lassen, dass ich mal einen Song wie „Darlinghurst Nights" würde schreiben können, in dem ich eine bestimmte Zeit, einen bestimmten Ort und eine bestimmte Stimmung einfange, oder Rocksongs wie „Here Comes A City", „Learn To Burn", „Inferno" oder auch „She's A Fighter" - solche Sachen gab es davor nicht. Auch ein Song wie „It's Only Poison" - in meinem Kopf ist das ein samtig brummender Stones-Song. Da habe ich was geschafft, das ich in der Vergangenheit nicht konnte. Das überrascht mich. Ich dachte wirklich, dass ich mich irgendwann mit Ende vierzig leer geschrieben haben würde.

Gab es einen Zeitpunkt, wo du dachtest, du hättest dich leer geschrieben?

Das ist zweimal passiert. Es passierte so 1980/81, nachdem ich Songs wie „Lee Remick", „Karen", „People Say" und „I Need Two Heads" geschrieben hatte und Post-Punk mich irgendwie gestoppt hat - all diese großartigen Platten von 1979, 1980 haben mich einfach überwältigt. Und dann fing Grant an, tolle Sachen zu schreiben. Es hat etwas gedauert, bis ich mich aus dieser Kriese rausschreiben konnte. Und von Ende 1992 bis etwa Ende 1994 habe ich zwei Jahre lang nichts geschrieben, was mir gefallen hat. Da dachte ich, es ist vorbei, weil ich da schon Mitte dreißig war. Ich dachte, ich hätte in den vergangenen fünfzehn Jahren einfach alles rausgeholt, was ich als passabler Rhythmusgitarrist eben spielen konnte. Dabei sind gute Songs entstanden. Aber wenn ich weitermachen wollte, musste ich mich verändern, vielleicht lernen, Klavier zu spielen, andere Musik hören, neue Einflüsse zulassen. Und dann kam tatsächlich ein neuer Schub, vielleicht bis zum Ende von *„Oceans Apart" (dem letzten Go-Betweens-Album der Comeback-Phase von 2005)*. Die letzten drei Alben sind dann für mich wieder etwas völlig anderes. Aber ich bin überrascht, dass es weiterging, denn ich hätte nicht gedacht, dass ich all diese Lieder auf der Gitarre finden konnte.

Mir schien es, als hättest du dich in dieser Zeit von deinen ursprünglichen Einflüssen – Bob Dylan, Tom Verlaine, Patti Smith ... – wegbewegt, hin zu Songwritern wie Guy Clark, die eher einen erzählerischen Ansatz haben.

Ja, ich habe Guy Clark und Townes Van Zandt 1988 während einer Promo-Tour für *„16 Lovers Lane" (das letzte Go-Betweens-Album der ersten Bandphase)* in Los Angeles gesehen. Vor vielleicht zwanzig Leuten *(in McCabe's Guitar Shop)*. Guy stand vielleicht drei, vier Meter von mir entfernt und spielte diese umwerfenden Songs, und zwischendurch stimmte er seine Gitarre. Das zu sehen, so nah dran zu sein, das war ein großer Moment für mich. Ich sah da eine neue Richtung, in die ich gehen konnte. Rückblickend könnte das auch ein Grund dafür gewesen sein, dass Go-Betweens sich kurz darauf aufgelöst haben. Sicher nicht bewusst. Aber Guy hat mir einen Ausweg gezeigt.

Mein liebster Song auf dem neuen Album, „The Roads", hat mich sehr an Guy Clark erinnert. Das ist für mich der Höhepunkt der Entwicklung deines Songwritings, die mit *„Danger In The Past"* begann.

Das Lied habe ich im Januar 2020 in Geiselhöring *(in Niederbayern, wo Bäumlers Familie lebt)* geschrieben. Ich hatte die Musik dort geschrieben und wollte daher, dass auch der Text dort spielt. Wenn wir in Deutschland und mit dem Auto unterwegs sind, fährt eigentlich immer Karin. Ich bin in den vergangenen dreißig Jahren bestimmt an die tausend Mal als Beifahrer nach München gefahren. Und ich schaue jedes Mal hinaus und sehe im Grunde nur Felder und Straßen. Und es gibt Straßen, die zu Häusern führen und an Häusern enden. Es gibt Straßen, die durch Dörfer führen, und Straßen, die in Wälder führen, und ich schaue mir einfach diese Straßen an. Der Song ist wie eine Autofahrt durch Niederbayern. Ich habe angefangen, über das Wunder der Straßen zu meditieren. Ich hatte vorher nie wirklich darüber nachgedacht, wie sie einen irgendwo hinbringen und einem Dinge zeigen. Und ich denke, das kommt von der Erfahrung als Beifahrer. Wenn man fährt, hat man ein Ziel vor Augen. Die Straße ist einfach etwas, das man bewältigen muss. Aber wenn man daneben sitzt und aus dem Fenster schaut und die kleinen Dörfer mit den Kirchen und all das sieht, dann ist das einfach wunderschön. Ich habe zu schätzen gelernt, was Straßen für uns tun, was sie uns zeigen.

Das scheint mir auch ein Bild für die letzten Monate zu sein. Karin musste diese Krankheit bekämpfen, und du konntest nur ihr Beifahrer sein, sie unterstützen und die Momente festhalten. 2023 werden dich die Straßen wieder nach Europa führen: Du gehst auf Tour. Dieses Mal allein?

Nein, Louis wird dabei sein. Es fühlt sich wie eine Fortführung der Aufnahmen an, bei denen er als Mitproduzent und Musiker eine große Rolle gespielt hat. Wir haben viel über die Lieder gesprochen, er hatte viele Ideen. Es scheint mir richtig, die Lieder zusammen mit ihm zu präsentieren. Es fühlt sich an wie der nächste Schritt.

IT'S A FAMILY AFFAIR

Bild aus dem Video zu „She's A Fighter": Karin Bäumler, Loretta, Robert und Louis Forster. „Das sind wir, wie wir mit der Situation umgehen und uns gegenseitig stützen."

FOTO: DENNY RYAN

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

EURYTHMICS

DAS COMEBACK DES JAHRES?

HOTLIST 2023: DIE BESTEN NEWCOMER DES JAHRES

JOHN CALE: EXKLUSIVES INTERVIEW MIT DER LEGENDE VON VELVET UNDERGROUND

+ IGGY POP, LITTLE SIMZ, SHAME, BILLY NOMATES

Jetzt flexible Abo-Modelle ab 9,95€ testen

MUSIKEXPRESS.DE/ABO

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Reviews

SCHWARZE ROMANTIK

Das zweite Album von Anna B Savage erfüllt die schönsten Erwartungen

Von ARNE WILLANDER

Anna B Savage

In | Flux

CITY SLANG

★★★★☆

Man kann aus Liebesleid, Zurückweisung und Verlust eine eigene Kunst machen. Man kann es mystisch verbrämen oder poetisch, man kann in Metaphern sprechen und in Zungen. Anna B Savage singt einfach: „I hope I never fall in love again/ I want to live on my own, but I can't afford the rent." Sie lese jetzt mehr Bücher denn je. Man sieht ihren schlichten Auftritt bei dem Heimvideoformat „Tiny Desk Concerts" im letzten Jahr: Savage ist an die Westküste von Irland gezogen. Sie steht in schwarzem Kostüm mit ihrer Gitarre zwischen Felsen und Gras, im Hintergrund sieht man die See. Zwischen den Songs hört man das Meeresrauschen.

Anna B Savages Debütalbum, *„A Common Turn"*, erschien 2021 in einem ungünstigen Moment. Die Platte ist voll expressiver Songs von einer Wucht, wie man sie von PJ Harvey und Anna Calvi kennt (und früher von Sinéad O'Connor), immer an der Grenze zur schmerzhaften Intensität. Der Exorzismus kann jederzeit in Exhibitionismus umschlagen. „One" ist darauf, eines ihrer frühen Stücke, und „Chelsea Hotel #3", eine Masturbations-Variation von Leonard Cohens „Chelsea Hotel #2". Es gab im letzten Jahr keine Tournee.

Es gibt jetzt *„In | Flux"*. Schon im letzten Jahr erschien der Song „The Ghost", eine fast gotische Beschwörung des früheren Liebhabers: „Stop haunting me, please." Die Erzählerin hat sich ein Grab geschaufelt, sie schreit seit sechs Jahren aus der Grube. Der Mann, der nicht verschwinden sollte, verschwindet nicht. Dieser Song ist so unabweisbar wie ein Stück von Joni Mitchell.

Aber die Lieder von Anna B Savage wurzeln in tiefen Schichten der Romantik und der Folklore, des Ritus und des Gospels. Man denkt an Sandy Denny und die flehentlich gesprochenen Gedichte von Anne Clark, an Kate Bush sowieso. Savage ist eine versierte Gitarristin und eine noch viel bessere Sängerin (ihre Mutter ist Opernsängerin), sie kann die Songs allein tragen. Auf *„In | Flux"* kommen tief tönende Streicher und Bläser hinzu und ein wenig Elektronik; die Songs sind atemnehmend, unheimlich und manchmal etwas überkandidelt. Eine Geisterbeschwörung, eine Gespensterplatte, erhebend auf die Weise, in der Nick Caves Musik erhebend ist. Oder erhaben.

ILLUSTRATION: LUISA JUNG

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Little Simz
No Thank You
★★★★½

Rückbesinnung auf den Kern: Unwiderstehlicher Rap

Das überraschend und ohne Promo-Rummel gedroppte Album kam für unsere Januar-Ausgabe zu spät. Die Absicht der Künstlerin ist erkennbar: Ihr „No Thank You" richtet sich an das Musikbusiness. Es ist eine Absage an die Regeln des Geschäfts, der Industrie, der Medien. Es ist ein Ja zur Freiheit des (künstlerischen) Ausdrucks.

Ein paar Tage später legte Simz mit einem zehnminütigen Video nach, das *„No Thank You"* zusammenfasst. Die Songs ineinandergemischt, alle Bilder schwarz auf schwarz. Wie die Bilder der afroamerikanischen Künstlerin Zanele Muholi. Nur der Chor trägt Weiß. Die Bettwäsche ist weiß, ein Joint ist weiß, und am Ende trägt Little Simz ein weißes Seidenkleid. Sie sagt: „You have the opportunity every day to choose."

„No Thank You" ist bereits ihre fünfte Platte. Doch erst 2021 gelang der Durchbruch mit dem fulminanten Doppelalbum *„Sometimes I Might Be Introvert"*, bei dem HipHop-Beats auf großes Orchester trafen, Soul auf Rap und Gospel auf Tribal Beats. *„No Thank You"* knüpft hier an - und rüstet ein wenig ab. Die Überwältigungsgeste weicht einer Rückbesinnung auf den Kern: HipHop, Soul, Gospel. Simz rappt straight über Streicher, Glockenspiel, Choräle, Soul-Gesang, Breaks und Drums, als würde sie die Wörter an einer Schnur durch den unwiderstehlichen Flow ziehen. Der geheimnisvolle Inflo hat erneut produziert, und der Sault-Flavour, das rurale, direkte und analoge Moment, grundiert ihr Album, doch Simz ist eine starke Künstlerpersönlichkeit, ihre Haltung zu selbstbewusst, um sich in Inflos Kosmos einzufügen.

Sie ist für den britischen HipHop, was Kendrick Lamar für den amerikanischen ist: eine Ausnahmefigur, die eine große Stilklaviatur bedienen kann. Und bei aller Liebe zu ihrer Musik (die Zärtlichkeit von „Broken"! der Bassgroove von „Gorilla"!) - sie ist auch eine große Dichterin: „Land of the free, enslaved by the false pretence/ You wanna give us the Bible and have us given the land." Und wenn Simz „No merci" sagt, klingt es wie „No mercy". Sie meint beides. *(Forever Living Originals)* **SEBASTIAN ZABEL**

KICKS

FAVORITEN AUF 33 – VON WOLFGANG DOEBELING

Dawn Riding

Dawn Riding *You're Still Here* ★★★★½

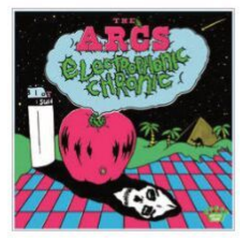
Ein spätes Highlight des letzten Jahres beleuchtet das zerfurchte Leben von Sarah Rose Janko aka Dawn Riding, wirft Schatten auf Erinnerungen und Fiktionen, weiß von Insassen und anderen Lebensuntüchtigen, der Sorte, der man in den Songs von Merle Haggard auf Schritt und Tritt begegnet. „He got his first tattoo sitting in the pen/ The day his mama died/ With some ballpoint ink and the scratching of a pin/ A heart saying ‚Mama tried'." In „The Difference" wird Polizeigewalt besungen, „Change In Tide" dreht sich um die Tücken des Prinzips Hoffnung, in „Hold On" schlüpft Janko in die Melodie von Leonard Cohens „Hey, That's No Way To Say Goodbye", ihr Gesang wie aus der Ferne verhallt. Aufgenommen wurde das Album in San Francisco auf einem Otari-Bandgerät, Halbzoll-Tapes, acht Spuren, analog, produziert von Alicia Vanden Heuvel. Intime Sessions, in die sich Gitarren, Orgel, Violine, Trompete, Harmonica und Pedal-Steel homogen einfügen. Und dabei großzügig Raum bieten für das tragende Instrument, die wunderbar wandelbare Stimme der Autorin dieser „portraits of American life", wie sie selbst ihre Lieder verstanden wissen möchte. Außerdem legt die Künstlerin gesteigerten Wert auf die Feststellung, dass ihre LP auf Labels erscheint, die sich im Besitz von Frauen befinden. Ein Politikum offenbar. *(The Long Road Society/Speakeasy Studio SF)*

Sarah Lee Langford & Will Stewart
Bad Luck & Love ★★★★☆

Birmingham/Alabama spricht aus dem Drawl des Duos, nicht jenes, über das Randy Newman einst den Stab brach, nicht den Fluch von Rednecks und Rassisten betreffend, vielmehr den täglichen Überlebenskampf nebst nächtlicher Backporch-Romantik. Sarahs weicher, zerdehnter Akzent klingt süß und schwer, indes Will Stewart ein wenig von John Prines Lakonie aus seinem Gesang sprechen lässt, was den Harmonies der beiden eine gewisse Spannung verleiht. Auch die Backing-Musiker sind lokaler Herkunft, am besten auf „Gunpowder" mit voluminösem Twang und stürmischer Steel-Guitar: Rockin' Country statt Country-Rock. Schade nur, dass die Covergestaltung nicht die Möglichkeiten nutzt, die das LP-Format bietet. Außen rudimentäre Informationen nur, weder Insert noch bedrucktes Inner Sleeve. Dürftig. *(Cornelius Chapel)*

Robyn Hitchcock *Shufflemania!* ★★★★☆

Seine besten Platten machte Robyn Hitchcock mit den superben Soft Boys, die ja alles andere als soft waren, doch auch seine Solo-Werke vermochten seither oft zu faszinieren, trotz aller ostentativen Exzentrik und poetischen Verspieltheit, seit gut vierzig Jahren immerhin schon. *„Shufflemania!"* ist einmal mehr musikalisch süffig und lyrisch listig verrätselt. Mit bemerkenswert jugendlicher Stimme und melodisch entwaffnendem Schwung besingt der ewige Sympath den Philosophen Sokrates, dem die Luft inmitten mediokrer Geister zu dünn wurde, einen „Feathery Serpent God" sowie andere höchst eigenbrötlerische, eminent befremdliche Existenzen. Das Vinyl ist schwarz, für Farbfetischisten gibt es zudem je 1000 Exemplare in Blau und Orange. *(Tiny Ghost)*



The Arcs
Electrophonic Chronic
★★★★☆

Ein virtuoses Garage-Soul-Album zum Abschied

Mit ihrem Debüt, *„Yours, Dreamily,"* von 2015, hatte Dan Auerbach sich in einer Pause der Black Keys ein Outlet für seinen immensen kreativen Output verschafft. Mit den Freunden und Studiokollegen Leon Michels, Richard Swift, Nick Movshon und Homer Steinweiss schrieb er ein Repertoire, das wohl an sein Hauptwerk erinnerte, aber mehr Soul in den Garage-Fuzz mischte. Das Album war umwerfend, weil man die überbordende Kraft im Nachstellen der alten Sounds kaum glauben konnte, und weil The Arcs vortrefflich spielten.

In der Zeit nach der Veröffentlichung traf sich die Band an beiden Küsten der USA und nahm in diversen Studios laut eigenen Angaben achtzig bis hundert Tracks auf. Doch das zweite Album erschien nicht, zunächst weil alle zu beschäftigt waren. Als dann Richard Swift 2018 starb, schien das Ende der Band besiegelt. Doch nun haben Auerbach und Michels die zum größten Teil mit Swift aufgenommenen Songs gesichtet und zu einem Album verdichtet. Es sei ein Abschied, sagt Auerbach.

Vielleicht ist es das, was man in dem feierlich-traurigen Soul etwa von „Heaven Is A Place" hört. Mehr noch ist aber wohl das gesamte Werk als Labor of Love zu verstehen. The Arcs illuminieren den Soul, Garage-Rock und psychedelischen Seventies-Pop wieder mit frappierender Virtuosität. Schon im Auftakt klingen die Drums auf eine großartige Weise verdreht, der trippige Soul ist alter Wein in neuen Schläuchen, das Arrangement hätte auch von Conor O'Brien (Villagers) stammen können. Das folgende „Eyez" bereitet die alten Klänge höchst modern auf. „Sunshine" ist smoother Blue-Eyed Freak-Soul mit einem HipHop-Beat, bis das Lied in der Mitte in einen leicht irren Sha-la-la-Chor kippt.

Auerbach und Michels haben aus den hundert Liedern ein vintagewarm gemischtes Soul-Set destilliert, das auf Fuzz und lauten Angriff weitestgehend verzichtet. Es ist vielleicht der Melancholie wegen, dass man den verstorbenen Freund hier noch mal spielen hört. *(Easy Eye Sound/ Universal)* **JÖRN SCHLÜTER**

FOTO: ANNIE FLANAGAN

★★★★★ inkommensurabel | ★★★★ formidabel | ★★★ delektabel | ★★ akzeptabel | ★ miserabel

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Samia
Honey
★★★½☆

Die Kalifornierin will zu viel – und das ist sympathisch

Die aus Los Angeles stammende Sängerin und Songschreiberin Samia Najimy Finnerty hat von den Besten gelernt - denkt man zumindest, wenn man „Kill Her Freak Out“ von ihrem zweiten Album hört, eine rachsüchtige Eifersuchtsballade, für die Mitski, St. Vincent und Schneewittchen Patin stehen. „Pink Balloon“ verklingt so zärtlich wie ein Stück von Regina Spektor, „Charm You“ scheint inspiriert von Taylor Swifts *„Folklore“*-Ausflügen. Langweilig wird Samia dagegen im überproduzierten „Mad At Me“ - von dieser Indie-Pop-Rock-R&B-Mischform gibt es einfach schon zu viel. Mit dem esoterisch umflorten Electro-Rausch „Sea Lions“, dem schmerzlich entgrenzten „Breathing Song“ und dem im besten Sinn gefälligen „Honey“ ist sie besser beraten. *(Grand Jury/Fat Possum)* **MAX GÖSCHE**

The Golden Dregs
On Grace & Dignity
★★★½☆

Souverän und klug instrumentierter Blick aufs Leben

Endlich wieder eine zum ursprünglichen Kolorit des Labels 4AD passende Platte! Das dritte Album des Briten Benjamin Woods dürfte dem zurückgezogen lebenden Labelgründer Ivo Watts-Russell gefallen. Woods zeichnet ein morbides Bild seiner gentrifizierten Heimat Cornwall, unterlegt das aber mit positiv stimmenden Klangfarben, basierend auf Piano, Saxofon und Percussion. Und über dem wohlig-satten Sound schwebt sein Bariton, zwischen Leonard Cohen, Matt Berninger und Kurt Wagner - diesmal ohne den persönlichen Schmerz des Vorgängers, *„Hope Is For The Hopeless“*. Und ganz vorsichtig, auf Zehenspitzen schleichen die Backing Vocals herbei, um einen von hinten zu packen. Irgendwo in Santa Fe sitzt Ivo, legt dieses Album auf und lächelt. *(4AD/Beggars)* **FRANK LÄHNEMANN**

Kovacs
Child Of Sin
★★★☆☆

Große Stimme, Pop-Opulenz – und Till Lindemann

Plötzlich sind wir mittendrin im Finale eines bombastischen Musicals, in einem düsterromantischen Duett, das entweder vom Ende einer tragischen Lovestory oder eine Missbrauchsgeschichte erzählt. Den einen Part übernimmt Sharon Kovacs, den anderen Rammstein-Sänger Till Lindemann. Das Lied heißt „Child Of Sin“ und ist das Herzstück dieses Albums, auf dem sich Kovacs wieder überzeugend als die niederländische Antwort auf Shirley Bassey, Nina Simone und Amy Winehouse verdingt. Ihre dunkel-betörende Stimme trifft auf opulent orchestrierte Songs, die wie Klassiker aus den Sixties klingen, „Bang Bang“ flirtet mit dem Tango, und Stücke wie „Fragile“ oder „Love Parasite“ könnten auch für den nächsten „James Bond“ geschrieben sein. *(H'Art)* **GUNTHER REINHARDT**

Joe Henry
All The Eye Can See
★★★★½

Geisterbeschwörungen und Kirchenlieder

Joe Henrys Alben sind mit der Zeit immer langsamer, dichter, tiefer geworden, man muss sich auf sie einlassen wie auf ein Buch. Sie brauchen Zeit, sich zu entwickeln. Das erhabene *„All The Eye Can See“* ist ohne Zweifel ein Höhepunkt seines Schaffens, eine Geisterbeschwörung, ein Gottesdienst. Diese zwölf in Zeiten des abnehmenden Lichts spielenden, vom Gewicht der Welt erzählenden, feierlich mit verhalltem Klavier, verhaltenen Bläsern, sachter Perkussion, Akkordeon, Fiddle, Laute und knarzenden akustischen Gitarren orchestrierten Songs, die langsam ihre Wirkung und ihre melodiöse Pracht entfalten, haben etwas Kirchenliedhaftes, gar Mystisches an sich, klingen wie die musikalische Entsprechung einer flackernden Kerze. American Gothic. *(earMUSIC)* **MAIK BRÜGGEMEYER**

SHORT CUTS

KURZKRITIKEN – VON MARC VETTER

Laura Cox
Head Above Water
★★★☆☆

Laura Cox ist der Beweis, dass man mit in den eigenen vier Wänden eingespielten Coverversionen von Blues- und Rocksongs zum Star aufsteigen kann. In Frankreich erarbeitete sie sich über YouTube ein großes Publikum. Nun, mit ihrem dritten Studioalbum, wird das Material geschliffener und die Songwriterin dahinter ist präsenter. Das liegt auch an der schnörkellosen Produktion. Mit „Head Above Water“ gelingt gleich der süffige Classic-Rock-Einstieg, „So Long“ umarmt Blues, Country und Pub-Rock, und neben zahlreichen Americana- und Southern-Rock-Variationen nehmen die kernige Ballade „Seaside“ und das zurückhaltend gedachte „Old Soul“ für sich ein. *(Verycords/earMUSIC)*

Circa Waves
Never Going Under
★★★☆☆

Die Verbindungen zwischen Vater und Sohn, Gegenwart und Zukunft sowie zwischen Angst und Zuversicht stehen im Zentrum der neuen Indie-Pop-Songs der Liverpooler, die den Überschwang explizit suchen („Hell On Earth“), aber Bedächtigkeit geschickt meiden. *(Lower Third/PIAS)*

Lisa O'Neill
All Of This Is Chance
★★★½☆

Die Songpoetin steht auf den Schultern irischer Literaturgenies; gleich der von anschwellendem Orchestergezirp begleitete erste Song zitiert Patrick Kavanagh. Mit ähnlicher Inbrunst wie Kae Tempest singt O'Neill von der Großen Hungersnot in Irland. *(Beggars)*

July Talk
Remember Never Before
★★½☆☆

Während sich das Gitarrenhandwerk des Sextetts aus Toronto etwas schnell in Monotonie einrichtet und die Melodien mühsam zusammengeklaubt wirken, beeindruckt der energische, einander ansteckende Gesang von Leah Fay Goldstein und Peter Dreimanis. *(Six Shooter)*

The Go! Team
Get Up Sequences, Part Two
★★★★☆

Auch das siebte Album der Formation aus Brighton platzt vor Frohsinn und setzt auf eine eklektische Mischung aus Funk, HipHop, Weltmusik-Rhythmen und tollen Gästen, hier vor allem der Rapper Nitty Scott und die Star Feminine Band aus Benin. *(Memphis Industries)*

Somebody's Child
Somebody's Child
★★★½☆

Cian Godfreys stimmungsvolles Debüt ist eine Liebeserklärung an Irland und zugleich die Offenbarung einer Jugend in Dublin. Der Musiker nahm sich Zeit, Songwriting und Live-Skills zu entwickeln, was Arcade-Fire-Produzent Mikko Gordon gut herauszustellen weiß. *(Frenchkiss)*

Rhodes
Friends Like These
★★★½☆

Trotz harter Themen wie Depression und Alkoholismus ist die neue Platte des Briten, der nach einem Hit-Duett mit Birdy keine Songs mehr auf die Kette bekam, intim und optimistisch, mit befreienden Pop-Momenten irgendwo zwischen Hozier und Elbow. *(Nettwerk)*

ZSK
HassLiebe
★★★☆☆

Die letzte LP hieß „Das Ende der Welt“, nun singen die Berliner davon, wie die Hauptstadt im Angesicht der Klimakatastrophe absäuft. Zu hören gibt es aber auch unterhaltsame Punk-Pop-Zoten („Scheißtyp“) und Party-Riffs („Ich liebe dieses Leben“). *(Hamburg/Soulfood)*

Fucked Up
One Day
★★★½☆

Die kanadischen Hardcore-Veteranen, für obskure Experimente bekannt, haben ihre neuen Songs jeweils innerhalb eines Tages aufgenommen. Trotz kerosingesättigter Gitarrenhärte gibt es verspielte Melodien, die sich auch mal Richtung Pop strecken. *(Merge/Cargo)*

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Ellie Goulding
Higher Than Heaven
★★☆☆☆

08/15-Durchschnittsware für den Dancefloor

Wir können an dieser Stelle ohnehin schreiben, was wir wollen – auch dieses fünfte Album wird wie drei seiner Vorgänger in Großbritannien an die Spitze schnellen. Ein Innovationspreis jedoch wird Elena Jane in diesem Leben nicht mehr überreicht werden. Immerhin menschelt es diesmal, die Sounds gebärden sich nicht so arg klinisch. Ellie hat sich hier um ernsthafteres Songwritertum bemüht. Die großen Melodien, die euphorisierenden Refrains, die charmanten Texte – die allerdings gehen diesem Dance-Pop-Werk leider ab. Alles bleibt im Durchschnitt. Danke, Greg Kurstin! Hast du doch schon Liam Gallagher in die Mittelmäßigkeit geführt … Ach, könnte man für Ellie Goulding doch noch mal die Hitfabrik Stock Aitken Waterman reaktivieren! *(Universal)* **FRANK LÄHNEMANN**

Inger Nordvik
Hibernation
★★★☆☆

Musikalisches Eisbaden mit einer Norwegerin

Auf dem Cover steht die Sängerin dick eingepackt im Schnee und blickt ins Weite. Das passt zu den Bedingungen, unter denen Inger Nordviks zweites Album, *„Hibernation“*, entstand: in der „Stille der eisigen, verschneiten und einsamen norwegischen Landschaft“, wie es im Info heißt. Morgens sei sie eisbaden gegangen, danach komponierte die Künstlerin in einer Hütte am Meer und schrieb Songs, die sie in einer nahe gelegenen Kirche am Flügel weiter ausarbeitete – „wenn draußen nicht gerade ein Wintersturm tobte“. Entsprechend muckelig aufgehübscht klingen die handwerklich gekonnten Songs. Denken Sie an Kate Bush ohne die überschießende Energie, an Joni Mitchell mit weniger Mut zum Jazz. Insgesamt etwas zu glatt und poliert. *(Asta)* **JÜRGEN ZIEMER**

Wild und trotzig

Portlands Indie-Rock-Institution meldet sich zurück Von GUNTHER REINHARDT

Quasi
Breaking The Balls Of History
SUB POP/CARGO
★★★★☆

Hier die hysterischen Tanzeinlagen der Teenie-TikTok-Stars und die Kids, die sich zu Hause in virtuellen Schulklassen die Hintern platt sitzen, dort Impfverweigerer, Klimawandelleugner, Verschwörungstheoretiker: Zu einem störrischen Drum-Beat, einer knurrigen Fuzz-Gitarre, einem psychedelischen Orgel-Groove und einem knuffigen Alt-Rock-Chorus wagen sich Sam Coomes und die Sleater-Kinney-Drummerin Janet Weiss an die Stellen, an denen die nervös-ängstliche Gesellschaft auseinanderzubrechen droht, schauen Brombeerkuchen essend und Kaffee trinkend dem unaufhaltbaren Niedergang zu.

Das Album *„Breaking The Balls Of History“* und Songs wie „Doomscrollers“ sind die Antwort der etwas in Vergessenheit geratenen Indie-Rock-Institution Quasi auf das Durcheinander des Corona-Zeitalters. Die Pandemie haben Coomes und Weiss die meiste Zeit in einem winzigen Übungsraum in einem Keller in Portland verbracht, und zehn Jahre nach *„Mole City“* kehrt das Duo nun zurück mit einem tollen Album, das clever, witzig, wild, räudig und trotzig die Gegenwart analysiert, melodie- und harmoniesüchtig und doch sperrig, spröde und sehr finster in die Zukunft blickend.

Zwischen dem mit einer bösartigen Gitarre verzierten Abzählreim „Last Long Laugh“, der zur Eröffnung des Werks mit einem bitteren Lachen den Tod verhöhnt, bis zu „The Losers Win“, einem atheistischen Choral, der die Platte beendet, finden sich lauter kleine und große mürrische Kostbarkeiten. Hinter der sperrigen Verpackung von „Queen Of Ears“ zum Beispiel lauert ein irrer Smash-Hit. „Shitty Is Pretty“ klingt wie ein pervertiertes Kinderlied, das zugleich eine Metakritik am Musikgeschäft sein könnte. „Riots & Jokes“ kommt mit quengelnder Orgel wie ein wild gewordener Elvis-Costello-Song aus den 80er-Jahren daher. „Rotten Wrock“ ist ein fieser Psychobilly-Boogie.

Und in der sarkastischen Ballade „Gravity“ machen Quasi einem klar, dass, was immer man auch tut, am Ende der Schwerkraft alles egal ist. Missgelauntsein für Fortgeschrittene.

Belle And Sebastian
Late Developers
★★★½☆

Die Schotten lassen sich zu Schlagern hinreißen

Klatschen auf dem Backbeat, Ah-ha-ha-Gesänge, verspielte E-Gitarren-Figuren: Belle And Sebastian erwachen aus dem Winterschlaf, befreien sich von der Pandemie-Apathie und gehen tanzen. Ihr euphorischer Swinging-Sixties-Pop mit kraftvoll geschlagenen Durakkorden, schmutzigen Orgeln, Bläsern, Flöten und Kinderreim-Melodien ist vertraut und willkommen. So gut gelaunt (und gitarrenlastig) klangen sie lange nicht mehr, vielleicht ist *„The Life Pursuit“* von 2006 der beste Referenzpunkt für dieses zwölfte Album der schottischen Indie-Ikonen. Stuart Murdoch fliegen die Melodien immer noch zu – die Texte nicht mehr ganz so sehr, zitierfähig sind diese braven Reime kaum, und seine Lebensberatungs-Lyrics klingen ein wenig, als hätte er zwei, drei Glückskekse zu viel genascht.

Wenn man glaubt das Album verstanden zu haben und es für eine energetische Retro-Pop-Platte hält, zu gleichen Anteilen Brill Building, Motown und Glasgow-Indie, kommt mit „I Don’t Know What You See in Me“ die Zäsur. Das Lied ist ein Schlager, ein Gassenhauer, ein unerbittlicher Ü-50-Partytrack, der seine Beknacktheit so ungerührt in die Welt la-ba-di-bat, dass man das Lied gar nicht schlecht (oder gut) finden kann – es ist einfach da, existiert jenseits ästhetischer Kategorien.

So wie Belle And Sebastian mittlerweile auch jenseits aller Kategorien existieren: Die Kritikerplatten haben sie gemacht, ihren Geschmack haben sie ein ums andere Mal bewiesen, jetzt kommen die Spaßplatten, die selbstbewussten Platten des mittleren Alters, die nicht mehr so gut sind wie die alten, aber wohl einem gesünderen, weiseren – auch selbstironischeren – Geist entsprungen. Uncool zu sein ist keine Angst, die diese Band noch kennt.

„Late Developers“ – ein ironischer Albumtitel, denn wenn Belle And Sebastian eines nicht sind, dann Spätzünder – ist ihr zweites Album innerhalb eines Jahres. Man hört ihre Spielfreude, ihre Harmonie. Man hat das Gefühl, man hört lieben Menschen zu. *(Matador/Beggars)* **JAN JEKAL**

FOTO: JOHN CLARK

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

King Tuff
Smalltown Stardust
★★★½☆

Bluesiger Wurzelsepp-Rock fürs grüne Sommerfest

Auf seinem Insta-Account präsentiert sich US-Gitarrist Kyle Thomas als Wald-und-Wiesen-Styler. Dort scharren Hühner, es gibt Berge und Seen, gelebte Urigkeit. Im Video zu „Portrait Of God“ beweist er Witz und Schmiss: ein Elfenjäger, der im Bluesrock-Modus nach Marc Bolan klingt. Früher arbeitete er mit Garagen-Rocker Ty Segall. Thomas’ *„Smalltown Stardust“* scheppert durch die Gassen wie ein vertonter Halloweenkürbis mit Grinsegesicht. Laut eigener Auskunft will der Maestro „mit der Natur auf einer spirituellen Ebene kommunizieren“. Das gelingt auf eine sympathisch spinnerte Art, die sich nie in Albernheiten verliert. Die Grünen sollten ihn fürs nächste Sommerfest buchen! *(Sub Pop/Cargo)* **RALF NIEMCZYK**

We Are Scientists
Lobes
★★★½☆

Souveräne und gedämpfte Electro-Pop-Ohrwürmer

Ach, die gibt’s noch!, denkt man bei der Ankündigung eines neuen Albums der New Yorker - und erinnert sich dann nur daran, dass Andy Burrows mal Mitglied war. Schade eigentlich, liefern Chris Cain und Keith Murray doch immer noch mitreißenden Indie-Dancefloor ab. Die neuen Stücke sind zeitgleich mit dem rockigen Vorgänger, *„Huffy“*, entstanden, aber elektronischer produziert. Das Duo versprüht jede Menge Euphorie und geizt nicht mit Hooks, wirkt dabei aber so abgeklärt, als würden sich hier die Erziehungsberechtigten von Two Door Cinema Club und den Wombats zu Wort melden. Kein neues Kapitel Musikgeschichte - aber Spaß haben, das geht auch nicht mit jedem. *(Grönland)* **FRANK LÄHNEMANN**

Inhaler
Cuts & Bruises
★★★½☆

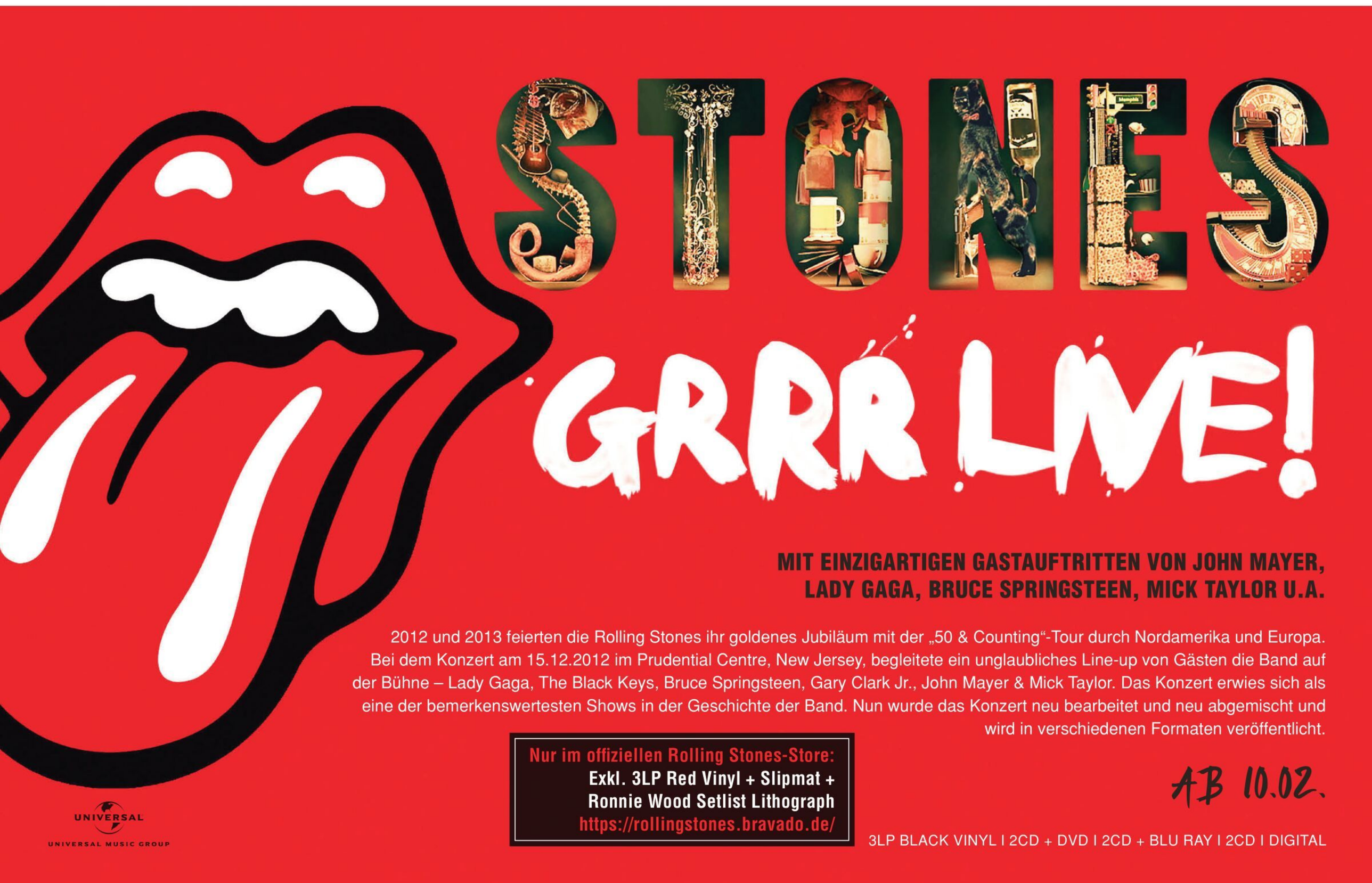
Das Dubliner Quartett mit klassischem Indie-Rock

Dank einiger starker Singles hatte es schon gut angefangen mit diesem Quartett aus Dublin - bis die Pandemie dazwischenkam. Inhaler spielen Indie-Rock, dem man den Sturm und Drang der frühen Jahre anhört und der (wegen Sänger Eli Hewson) angenehm an die frühen U2 erinnert. Das zweite Album hat toll arrangierte Gitarren, riesengroße Hymnen und ein genaues Gespür dafür, wie man traditionelle Musik mit moderner Pop-Energie spielt, etwa beim juchzenden „These Are The Days“. Bei „If You’re Gonna Break My Heart“ bricht das Herz keineswegs - es jubiliert! Man wünscht Inhaler viel Glück, weil die Lust an der alten Idee, eine Band zu sein, hier so schön leuchtet. *(Universal)* **JÖRN SCHLÜTER**

Me And My Friends
Before I Saw The Sea
★★★½☆

Entspannt zwischen José González und Sade

„Everybody’s Talkin’“ ist schon in Harry Nilssons Version von 1968 eine sich entspannt zurücklehnende Nummer. Wenn sich nun aber Nick Rasle in der Fassung des britischen Quintetts Me And My Friends an einen sonnigen Ort sehnt, wo das Wetter zu seiner Garderobe passt, klingt das, als ob der Entdeckung der Gemächlichkeit mit etwas Ritalin nachgeholfen wurde. Das vierte Album der Band aus Leeds ist voll sehnsüchtiger, bittersüßer Laid-back-Songs, bei denen sich Klarinette und Bass gern dezent in den Vordergrund spielen und sanft Groovendes wie „Witness“ oder „Border In Twilight“ einen glauben lässt, dass hier José González und Sade gemeinsame Sache gemacht hätten. *(Split Shift)* **GUNTHER REINHARDT**



© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Joel Sarakula
Island Time
★★★☆☆
Der Australier träumt sich in die soften Siebziger

Das musikalische Outfit von Joel Sarakula sitzt so perfekt wie John Travoltas Schlaghosen: ein Seventies-Geflecht aus Softrock, Blue-Eyed Soul, Disco und Bossa nova. Der in Sydney geborene Songschreiber wohnt mittlerweile auf den Kanaren und zelebriert das unbeschwerte Lebensgefühl. Island Time! Und Sarakula baut seinen Vorbildern ganz ungeniert Denkmäler. „Sun Goes Down" etwa surft die Steely-Dan-Welle, circa *„The Royal Scam"*. Anderswo wird das melodische Vermächtnis von Daryl Hall und John Oates beschworen oder der Hochglanz-Funk der Bee Gees reanimiert. „Give It Up For Nature" findet seinen Groove zwischen Rupert Holmes und Ambrosia. Yacht-Rock-Nostalgiker kommen voll auf ihre Kosten. *(Legere/Broken Silence)* **MAX GÖSCHE**

The Murder Capital
Gigi's Recovery
★★★★☆
Willkommen beim neuen Post-Punk-Existenzialismus!

Wo kommen wir her? Wo gehen wir hin? Was heißt es, zu leben, zu lieben, zu existieren? The Murder Capital aus Dublin arbeiten sich auf dem Post-Punk-Konzeptalbum *„Gigi's Recovery"* an philosophischen Fragen ab. „We die to keep our souls as features/ We hang them from our walls", singt James McGovern im wunderbar spröden Song „The Stars Will Leave Their Stage". Immer wieder schaut er fragend aufs Meer oder in den Himmel, ohne wirklich Antworten zu bekommen. Und immer wieder steigern sich Stücke wie „Return My Head", „Only Good Things" oder „Gigi's Recovery" in einen wilden Taumel aus verquerer Gesangsmelodie, aufgeregten Gitarren und störrischem Beat. Ein wunderbar verstörender, hypnotischer Ausflug in den Existenzialismus. *(Human Season)* **GUNTHER REINHARDT**

MEHR ALS MATERIELLES

Ist Paul Weller ein Spießer, weil er schon so lange an seinen Werten festhält? Oder wusste er einfach sehr früh, was er will?

BIRGIT FUSS
FRAGT SICH DURCH

Neulich musste ich jemandem widersprechen, der Paul Weller als Spießer bezeichnete. Musikalisch hat er sich zwar natürlich stark an Traditionellem orientiert - aber dann doch immer gemacht, was er wollte: Punkrock, Pop, Soul, House, Psychedelia. Menschlich kam er zumindest mir stets wie einer vor, der sehr offen ist für Impulse aus allen Richtungen. Und er sprach und trank weiterhin wie einer aus der Arbeiterklasse, während er gleichzeitig ein Herrenhandtäschchen trug und seine Hipster-Frisuren immer elaborierter wurden.

Auf Wikipedia (selbst ein großer Spießerverein) lautet die Definition für Spießer: „engstirnige Personen (...), die sich durch geistige Unbeweglichkeit, ausgeprägte Konformität mit gesellschaftlichen Normen und Abneigung gegen Veränderungen der gewohnten Lebensumgebung auszeichnen". Das Spießigste an Paul Weller ist vielleicht, dass er acht Kinder von vier Frauen hat, auch wenn das erst mal unkonventionell klingt. Er hat sich ja doch meistens für die klassische Versorger-Ehe/ Partnerschaft entschieden, aber das soll sein privates Problem sein (oder das seiner Frauen). Musikalisch wurde ihm schon als Teenager vorgeworfen, ein Reaktionär zu sein, und diese Kritik trieb ihn jahrzehntelang immer wieder zu fantastischen Alben an. Keine kleine Leistung für einen Mann, der schon so früh sein erstes Meisterwerk erschaffen hatte.

Paul Weller war zwanzig Jahre alt, als *„All Mod Cons"* 1978 erschien. Es war bereits das dritte Album von The Jam, gegründet hatte er die Band 1972 in der Schule in Woking. Gleich zum Auftakt, im Titelsong, singt er: „Artistic freedom, do what you want/ But just make sure that the money ain't gone." Er war kein Naivling, trotz seiner Jugend in der Provinz. *„All Mod Cons"* ist eine Immobilienmaklerabkürzung für „all modern conveniences", und ja, Weller wollte den Ruhm und den Reichtum, aber er wusste auch um den Preis. In „To Be Someone (Didn't We Have A Nice Time)" geht es genau darum: „To be someone must be a wonderful thing/ A famous footballer, a rock singer/ Or a big film star/ Yes, I think I would like that." Geld und viele Fans haben, „lots of girls to prove that I'm a man", das wäre schon was. Im weiteren Verlauf des Zweieinhalb-Minuten-Songs geht dem Ex-Star das Kokain aus, Taxi und Bodyguard sind auch weg. Es bleibt nur die Erinnerung.

So weit kam es mit Weller nie, er neigt nicht zu Nostalgie. Vielleicht weil er früh seinen Kern und seine Kompetenzen erkannt hat. Auf *„All Mod Cons"* verurteilt er die elitären Workaholics, denen es nur um Materialismus und Besitzstandswahrung geht („Mr. Clean"), er stemmt sich gegen das Untergehen in der Masse („In The Crowd"), lässt in der angesagten Londoner Wardour Street eine Atombombe explodieren - und schließt mit dem grandiosen Thriller „Down In The Tube Station At Midnight" ab, in dem einer in der U-Bahn von rechten Hooligans zusammengeschlagen wird und dann noch fürchten muss, dass sie sein Zuhause samt Ehefrau aufsuchen. Das Lied vereint die Träume des sogenannten kleinen Mannes mit der alltäglichen Brutalität - und die Folgerung kann nur sein: Wir brauchen eine bessere, gerechtere, solidarische Zukunft!

Die Werte und Wünsche, die Paul Weller auf *„All Mod Cons"* in so prägnante Songs umgesetzt hat, gelten noch heute für ihn - und das ist nicht spießig, das ist konsequent.

„To be someone must be a wonderful thing/ A famous footballer, a rock singer ..."

FOTO: GETTY IMAGES

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Uwe
Uwe
★★★☆☆

Kleinkunst-Pop zwischen Schlager und Indie-Rock

Für einen Moment schaffen es die beiden Männer, die Uwe sind, einem in „Politisch korrekt sein“ weiszumachen, man sei in den Achtzigern bei einer breitbeinigen Rockhymne von Van Halen oder Survivor gelandet. Doch dann wird dieser überdrehte Song zu einer kuriosen Polka, es wird locker über den gesellschaftlichen Wandel schwadroniert, bis auf einmal böse Sätze fallen wie: „Bald machen wir aus Menschen wieder Lampenschirme.“ Dieser Band und diesem Album voller Kleinkunst-Pop, der sich mal als Indie-Rock, mal als Schlager, mal als HipHop verkleidet, ist nicht zu trauen, weil man ständig an der Nase herumgeführt wird. Manchmal sind diese etwas anderen Stimmungshits witzig, manchmal aber auch etwas zäh. Humba Täterä! *(The Orchard)* **GUNTHER REINHARDT**

Schrottgrenze
Das Universum ist nicht binär
★★★½☆

Die Diskurspopper schließen ihre queere Trilogie ab

Was wäre, wenn das Patriarchat eines Morgens ausgestorben wäre? Man wird doch noch träumen dürfen - das ist die Quintessenz des mit Diskurssprache und sehr viel Optimismus angepinselten Power-Pop der einstigen Punk-Band, die eine erstaunliche Transformation durchgemacht hat und hier eine Art Triptychon der Queerness vollendet. Songs wie „Boomer-Tränen“ arbeiten über den links schießenden Gag hinaus eine gesellschaftliche Realität Deutschlands heraus, die mit dem Wort „Rentnerrepublik“ gut beschrieben ist und die auf die Neugier einer Generation trifft, die sich wieder an Utopien herantraut, auch wenn es zunächst nur Feinschliffarbeiten an der Sprache sind. *„Das Universum ist nicht binär“* ist so etwas wie ein *„Lexicon Of Love“* für Cis-Menschen. *(Tapete)* **MARC VETTER**

FOTO: CHERYL DUNN

Yo La Tengo

Nicht zu schön

Vertraut verzerrte Sounds der alten Helden aus New Jersey Von JAN JEKAL

Yo La Tengo
This Stupid World
MATADOR/BEGGARS
★★★★☆

Das letzte Album von Yo La Tengo, *„We Have Amnesia Sometimes“* (2020), war ein Album, das man sich nur als Indie-Institution leisten kann: eine improvisierte, fast instrumentale Drone-Platte mit nach Wochentagen benannten Songtiteln. Es war das ungefähr zwanzigste Album der Band. Jetzt folgt das ungefähr einundzwanzigste.

Es beginnt mit sinistren Gitarrensounds, Geisterstimmen aus dem Äther, ein Krautrock-Beat kommt hinzu, eine düstere Bassline von James McNew, dem Neuen in der Band (er ist erst seit 1992 dabei). Die vertrauten Simmen von Ira Kaplan und Georgia Hubley steigen ein, gemeinsam, ein singendes Sprechen nah am Mikrofon. Yo La Tengo ist eine Band der Vibes, mehr denn je. Orgel-Drones und sphärisch in der Luft gehaltene Akkorde bilden die Basis, Fuzz-Gitarren („Sinatra Drive Breakdown“) klassische Akustikgitarren („Aselestine“) oder verzerrte Gesangsspuren („Brain Capers“) dringen durch die meditative Gleichförmigkeit, sind Farbtupfer im Monochrom.

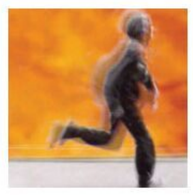
Der Höhepunkt ist „Fallout“, ein wunderschönes Shoegaze-Stück mit einer sich majestätisch öffnenden Akkordfolge, in der sich die dominant verzerrte E-Gitarre fantastisch mit den motorischen, hohen Basstönen von McNews verbindet. Auffällig ist die flache Produktion des Lieds, die es wie einen Vintage-Track klingen lässt, ein Lo-Fi-Wunderwerk. Und doch fragt man sich, welche noch größere Wirkung es vielleicht haben könnte, wäre es etwas mächtiger produziert, mit mehr Tiefe und mehr Bass. Wie bei so vielen ihrer Songs (sind es überhaupt Songs? sind es nicht eher Stimmungen, emotionale Frequenzen, auf die man sich einstellen kann?) möchte man in die Sounds steigen, in die Klangwellen eintauchen, in dem Lied leben, für eine Weile, so warm und schön ist es. Aber zu schön, zu allumfassend, sprich zu gut produziert, darf es nicht werden, da sind Yo La Tengo Puristen und ziehen die Authentizität einer DIY-Ästhetik höheren Produktionswerten vor.

Vierzig Jahre gibt es die Band nächstes Jahr. „This stupid world“, diese blöde Welt, ist ein wenig schöner mit Yo La Tengo in ihr.

45s

VON WOLFGANG DOEBELING

Teeth Machine
Gumball
★★★★☆



Das säuselnde Intro ist eine Finte, dann klärt Ciara Reddys verführerischer, Synth-unterfütterter, Drums-akzentuierter Gesang über das Wesen von „Gumball“ auf. Um Verständigungsprobleme geht es, um eine gestörte Beziehung: „You and I just have different systems of loving.“ Klingt verärgert, aber nicht vorwurfsvoll, denn am Ende steht: „It’s okay.“ Die in Eigenregie produzierte Musik der Band aus London ist Dream-Pop-informiert, spannungslos ist sie nicht. *(Ra-Ra Rok)*

Kevin Robertson
Why
★★★★☆

Die Byrds waren 1966 experimentierwütig, und „Why“ wurde in diesem Geiste verfasst: „You say it’s a dead old world/ Dull and unforgiving/ I don’t know where you live/ But you’re not living.“ Als B-Seite von „Eight Miles High“ ging der Song seinerzeit ein wenig unter, weshalb Kevin Robertson ihn nun aufs Podest hebt, als A-Seite seiner neuen Single, stilistisch ganz dem Jingle-Jangle-Original verpflichtet. Die Rückseite ziert mit „D.C.B.A-25“ ein ebenso stiltreues Cover der Jefferson-Airplane-Ode an LSD. *(Fruits de Mer)*

The Lathums
Sad Face Baby
★★★½☆

Im UK füllt das Quartett aus Wigan längst stattliche Hallen, und das solidarische Teen-Pathos von „Sad Face Baby“ eignet sich fraglos bestens für Projektionen in großen Venues knapp unterhalb der Stadionschwelle. „I’m lonely at the best of times/ I feel so cold but it’s warm outside“, barmt Alex Moore eingangs noch privat, um im nächsten Moment in wohlfeilem Weltschmerz zu versinken: „It’s a mixed up, messed up, fucked up world.“ *(Island)*

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

SG Lewis
AudioLust & HigherLove
★★★½☆

Cleverer Ritt durch alle Dancefloor-Genres

Unser Goldjunge! Der 28-jährige Brite half uns durch die Pandemie, indem er uns in die Glanzzeit der Disco-Ära zurückversetzte. Nun aber sind Chic als alleinige Direktive abgetreten, und die Krake SG Lewis hat viel mehr Arme bekommen, die sich in die verschiedensten Richtungen ausbreiten. Als würde das zweite Album als Lexikon der unterschiedlichen Dancefloor-Spielarten dienen. So bekommt man es bei „Lifetime“ mit einem Hybrid aus Yacht-Rock und Phillysound zu tun, „Holding On“ bringt uns die Pop-Variante von Blue-Eyed Soul zurück. Electro-Pop, Achtziger-Brit-Soul, Italo Disco - alles dabei, alles glänzt wie frisch poliert. „Epiphany“ groovt wie einst „Rip It Up“ von Orange Juice, und „Plain Sailing“ geht als goldener Pop-Moment klar. Cool, cooler, SG Lewis. *(Universal)* **FRANK LÄHNEMANN**

Donots
Heut ist ein guter Tag
★★★☆☆

Gedonner gegen die Energiekrise der Passivisten

„Lauter als Bomben“ war mächtig, für Band und Genre. 2018 war das, als die Ibbenbürener gegen die Brutalität der Egomanen zeterten, gegen Desinformation und zu viel allgemeines Scheiß-drauf. Fünf Jahre später, die Welt starrt paralysiert in einen Abgrund von Hass und Inkompetenz - und die Donots lassen zum Auftakt ein Kind „Das ist der Weltuntergang“ trällern und überreichen einen vertrockneten Blumenstrauß. Zynismus? Im Gegenteil. Vielleicht ist dieses Gedonner in 15 Kapiteln gerade das Mittel gegen die Energiekrise der „radikalen Passivisten“. „Mit dem Herz aus Gold und dem Schwert aus Holz“ ruft Ingo: „Auf sie mit Gebrüll!“ Mit dem 2018er-Werk halten die Vollgas-Songs nicht ganz mit, dazu fehlen Hooks und Diversität. Dennoch: Gute Band! *(Solitary Man/Warner)* **RÜDIGER KNOPF**

SOUNDS

TO INFINITY AND BEYOND – VON JÜRGEN ZIEMER

Ryuichi Sakamoto

Ryuichi Sakamoto *12* ★★★★☆

Mit dem kühl verspielten Electro-Pop des Yellow Magic Orchestra hat die Musik des Pianisten und Komponisten schon lange nichts mehr gemein. *„12“* ist eine Sammlung von einem Dutzend nach dem Entstehungsdatum benannten Kompositionen für Synthesizer und Piano, aber auch ein musikalisches Tagebuch über Sakamotos zweieinhalbjährigen Kampf gegen den Krebs: „Nachdem ich nach einer großen Operation endlich in meine neue vorübergehende Unterkunft ‚heimgekommen‘ war, griff ich zum Synthesizer. Ich hatte nicht die Absicht, etwas zu komponieren. Ich wollte einfach nur von Klängen überflutet werden.“ Entsprechend introvertiert und nachdenklich klingt die leise Musik, die nie in Einaudi-Gefilde abrutscht, aber auch nicht ganz so minimalistisch daherkommt wie die Kooperationen mit Alva Noto. *(Milan/Sony Classical)*

Refree *El espacio entre* ★★★★½

Raül Refree hat *„Los Ángeles“*, das Debütalbum des glamourösen Flamenco-Popstars Rosalía, produziert und mit eingespielt. Auch ein gemeinsames Album mit Lee Ranaldo hat der Spanier bereits veröffentlicht. *„El espacio entre“* erzählt nun, in unterschiedlichen musikalischen Sprachen, vom räumlichen, zeitlichen und konzeptionellen „Dazwischen“. Das Album wirkt wie ein Soundtrack oder ein Spaziergang durch eine Galerie. Barocke Gesänge treffen auf eine opulente, an Arca erinnernde Elektronik. Zwischendurch hören wir Lauten, akustische Gitarren oder eine bearbeitete Viola da gamba. Ein außergewöhnlicher Trip. *(tak:til/Glitterbeat)*

Acid Arab *Trois* ★★★½☆

Das französisch-algerische Kollektiv produziert schon seit Jahren eine Clubmusik, die sich noch am ehesten mit der von Omar Souleyman vergleichen lässt. Ein auf Vollgas pumpender Beat, dazu kraftvolle Samples arabischer Musik, die Stilpalette reicht von algerischer Gasba-Musik über anatolischen Trance und synthetische Dabke bis zu bionischem Raï. Durch die vielen Gastsänger, die diesmal mit dabei sind – Wael Alkak, Cem Yıldız, Ghizlane Melih, Khnafer Lazhar, Sofiane Saidi, Fella Soltana sowie Cheb Halim & Rachid Taha –, ist *„Trois“* besonders abwechslungsreich und gelungen. *(Crammed Discs)*

Kali Malone *Does Spring Hide Its Joy* ★★★½☆

Weniger ist mehr – zumindest in der Minimal Music der schwedischen Komponistin Kali Malone. Drei Stunden dauert ihr auf sechs Plattenseiten oder drei CDs dokumentiertes jüngstes Werk. Es ist eine Studie von Stillstand und Bewegung, die den Hörer:innen eine neue harmonische Erfahrung und ein Gefühl von Unendlichkeit vermitteln möchte. Sunn O)))-Gitarrist Stephen O’Malley, auf dessen Label das Werk erscheint, war in die Entstehung des Albums ebenso eingebunden wie die Cellistin Lucy Railton. *(Ideologic Organ/Cargo)*

Sam Smith
Gloria
★★★☆☆

Lieder über die Reise zu sich selbst – mit vielen Co-Stars

Es beginnt mit einem Bekenntnis: Bei „Love Me More“ singt Sam Smith von Selbsthass, Unsicherheit und einer inneren Reise, die der/die Künstler:in (Smith beschreibt sich als nichtbinär) Schritt für Schritt zu sich selbst führt. Die Akkordwendungen sind typisch, aber erst der Text macht „Love Me More“ anrührend. Man kann das Lied (und die meisten anderen auf *„Gloria“*) also nicht von seinen Inhalten trennen. Das ist eine der Stärken von Smiths viertem Album.

Die Auseinandersetzung mit der eigenen Körpererfahrung, mit Homosexualität und Transgender-Identität gehören zu Smiths Karriere, deren/dessen Musik in dem Maß an Kraft gewonnen hat, wie ebendas zum Thema wurde. Hier etwa zu hören bei dem zur sanften Akustikgitarre gesungenen „How To Cry“, dessen Protagonist die Wahrheit vor den Freunden verbirgt.

Smith selbst beschreibt *„Gloria“* als Coming-of-Age-Album. Das zeigt sich unter anderem bei „Perfect“, in dem Smith und Feature-Partnerin Jessie Reyez laut darüber nachdenken, ob es vielleicht Zeit sei, das ausschweifende Nachtleben gegen eine feste Beziehung einzutauschen. Die Beats erinnern an die Reize der Nacht, ein Nineties-Gitarrensolo vertont die Spannung, barmende Geigen verheißen die Wonnen der Häuslichkeit.

Der Höhepunkt des Albums ist die schon im September 2022 veröffentlichte Single „Unholy“ mit der deutschen Transgender-Sängerin Kim Petras. Das Drama über einen fremdgehenden Familienvater führte ungefähr alles an, was man in der Musikwelt anführen kann, Tanztrend auf TikTok inklusive. Der harte R&B, die orientalischen Harmonien, die unheimlichen Orff’schen Chöre - das Lied ist eine Lust-Apokalypse. Und dann gibt es noch die mit Gospelchören vergrößerte Pianoballade „Who We Love“ mit Ed Sheeran.

Trotz aller Vielseitigkeit der Tracks gelingt eine homogene Produktionsästhetik. Hätte das Album eine Farbe, wäre es vielleicht ein helles Beige. Warm, wohnlich, erdend, beruhigend. Die Farbe des Erwachsenwerdens. *(Universal)* **JÖRN SCHLÜTER**

FOTO: SONY MUSIC

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Friedemann

Naiß

★★★½☆

Der Rügener Songschreiber macht die Welt etwas heller

„Du sagst zu mir: ‚Komm, wir düsen los, die Welt retten!'/ Ich sag zu dir: ‚Dazu musst du nirgends hinjetten!'" So singt es Friedemann in einem Lied, das schlicht „Kauft nicht bei Amazon" heißt, und so lebt er auch. Wenn der Rügener nicht bei seiner Hardcore-Band COR am Mikrofon steht, schreibt er Lieder, in denen es immer darum geht, was wir tun können, damit die Zukunft ein bisschen heller wird. Im vermeintlich kleinen Rahmen, der doch der entscheidende ist. Er setzt dabei nicht nur auf so plakative Parolen wie beim Anti-Amazon-Stück, sondern wandert gedanklich in alle möglichen Richtungen. Da kann es auch mal brutal werden („Mit deinem zerschlagenen Mund") oder apokalyptisch („Naiß"), Friedemann ist alles andere als ein Schönredner.

Dass man bei dem Dutzend Songs auf *„Naiß"* so oft heftig nicken muss, liegt aber nicht nur an den Inhalten. Friedemann hat einen guten Groove, seine Refrains beißen sich fest, und da macht es nichts, dass er eigentlich gar nicht singen kann – im Gegenteil, so kommt er noch näher an die Menschen ran. Friedemann ist einer von uns. Ein Glück. *(Dackelton)* **BIRGIT FUSS**

dEUS

How To Replace It

★★★★☆

Eine Dekade später immer noch erstaunlich offen

Die *„Selected Songs, 1994-2014"*-Compilation, die Jubiläums-Tour zu *„The Ideal Crash"*: Belgiens bester Art-Pop-Export war zuletzt auch zu sehr mit dem Kuratieren seiner Geschichte beschäftigt, um sich neuer Musik widmen zu können. Umso mächtiger der Titelsong-Auftakt des ersten Albums seit einer Dekade: Dramatische Trommeln, Tom Barman als suggestiver Flüsterer, eine verzerrte Gitarre und ein Piano-Lick als Haltegriffe, dann fährt noch eine Trompete in den Refrain-Slogan, bevor alles in einem kakofonen Crescendo endet.

Auf der anderen Seite schaffen dEUS es, sich mit „1989" im Synth-Watte-Sound der Zeit noch mal ganz dahin zurückzuträumen, ohne bloß nostalgisch zu klingen. Dazwischen lotet die Band mit gewohnter, doch immer wieder erstaunlicher Offenheit aus, wo sie gerade steht, zeigt, wie man waltzen kann („Must Have Been New"), streift kurz das Weirdo-Jacket über („Simple Pleasures"), präsentiert Barman im elegischen „Love Breaks Down" als noch nicht ganz gebrochenen Romantiker. Schließlich haben dEUS – sexy und ruppig – sogar den Polar-Blues auf Französisch. Chapeau! *(PIAS)* **JÖRG FEYER**

The Waeve

The Waeve

★★★★☆

Wenn Blur und die Pipettes auf Kammerpop treffen

Da ist „Over And Over", eine impressionistische Ballade, die wehmütig und detailversessen auch Platz für ein bisschen Bar-Jazz hat. Da ist das somnambule „Sleepwalking", durch das ein Echo von Taylor Swifts „Shake It Off" hallt. Da ist das symphonisch inszenierte Mini-Epos „Drowning", das mit Xylofon-Arpeggios, dezenten Dissonanzen, Bläserakzenten und Minimal-Music-Anspielungen spielt und sich über einem ungeraden Beat ausbreitet, der ganz kurz zum Walzer wird. Und da ist „Someone Up There", das zackig den New Wave der 80er-Jahre verarbeitet.

Graham Coxon (Blur) und Rose Elinor Dougall von den Pipettes haben als The Waeve ein wunderbar vielschichtig-vieldeutiges Kammerpop-Album gemacht, das immer mal nach seltsam verdrehtem Folkrock klingt („All Along") und voller unkonventionell instrumentierter Duette ist – wie in „Can I Call You", das mit federndem Delay-Beat beginnt und sich dann in einen furiosen Popsong hineinsteigert, bei dem Coxon „I'm tired of being in love! I'm sick of being in pain!" skandiert, während die Holzbläser zuckend zu tanzen beginnen. *(Transgressive/PIAS)* **GUNTHER REINHARDT**

Robert Forster

The Candle And The Flame

★★★½☆

Liebe im Angesicht des Unbegreiflichen

Und dann platzt das, was man Leben nennt, in die Musik. In diesem Fall leider eine Krebsdiagnose für Robert Forsters Frau/Kreativpartnerin, Karin Bäumler. Da werden dann schon länger rumliegende Songs plötzlich „zur Rettungsluke" (so Forster), auch wenn sie die Malaise nicht so explizit verhandeln wie das frisch verfasste Sieben-Wort-Mantra „She's A Fighter" zum Auftakt. Vorahnung oder nicht – neben Erbauungsmaterial („There's A Reason To Live") ist *„The Candle And The Flame"* vor allem eine Liebeserklärung an ihre lange Beziehung geworden, mit Rückschau auf all diese „Tender Years" (Obacht, Heidelberg-Tourismus-Büro!) und „The Roads" in Bayern, die für sie Freunde wurden, „they show us things we could never ever know".

Der tollste Songtitel ist natürlich „I Don't Do Drugs I Do Time". Aber es ist auch ein toller Song, der die Unbegreiflichkeit von Zeit in Tom-Petty-würdigen Zeilen wie „I'm walking to school in '69, the next day I'm 35" einfriert, aber nicht nur zurückschaut. „Make it stop and look ahead", singt Forster, „see what's coming around the bend." So unvermeidlich es sein mag. *(Tapete)* **JÖRG FEYER**

Verschenken Sie ein Jahr ROLLING STONE

Für Sie

- **1 Prämie Ihrer Wahl,** z. B. ein 10€-Amazon-Gutschein
- **Sie beschenken Ihren Freund oder Ihre Freundin** mit 12 Heften Musikgeschichte für nur 88 €

amazon.de 10€

Für Beschenkte

- **Alles zur relevantesten neuen Musik** und den Klassikern der Pop-Historie
- **12 Ausgaben** ROLLING STONE bequem nach Hause geliefert bekommen
- **Das Abo** endet automatisch

Jetzt verschenken

Die Playlist für Alle

CD exklusiv für Abonnent*innen

Jetzt bestellen: rollingstone.de/abo oder 040 – 468 605 165

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Rondoprinz
Die Dramatik der Vergeblichkeit
★★★☆☆

Hübsch inszenierter Singer-Songwriter-Pop

„Man wundert sich ja über gar nichts mehr/ Der Bauch ist voll und das Herz ist leer“, singt Christian Bigos zur Akustikgitarre in dem opulenten Popsong „Das Leben weiter“. Der Mann, der Rondoprinz ist, macht es sich irgendwo zwischen Erdmöbel und Flowerpornoes gemütlich, mag Musik, wenn sie nicht zu laut ist, und selbst die Feedbackgitarren, die „Entsteht Bewegung“ verzieren, wirken seltsam sanft. Statt auf Ironie setzt Bigos auf Romantik, er schämt sich nicht dafür, Songs wie „Haare in Suppen“ oder „Deine neue Frisur“ wie Schlager für denkende Menschen klingen zu lassen, er singt mit sonorer Stimme in „Milchgetränk in Mädchenfarbe“ zu einem Motown-Beat oder erinnert in „Tanz los“ ein bisschen an den „Safety Dance“ der Men Without Hats. *(NRW)* **GUNTHER REINHARDT**

Kelela
Raven
★★★★☆

Musikalisches Kerzenlicht von der einstigen Futuristin

Mit ihrem Debütalbum, *„Take Me Apart“*, sorgte die Sängerin aus Washington/D.C. 2017 für einhellige Begeisterung. Ihr elektronischer, kühn in die Zukunft gedachter R&B wurde von Größen wie Arca und Kwes kongenial produziert, Kelela war damals auch auf Veröffentlichungen von Solange und den Gorillaz zu hören. *„Raven“* klingt etwas konventioneller, doch ihr Gesang ist immer noch herausragend. Ein mitunter von Drum-&-Bass-Rhythmen getriebenes Neunziger-Soul-Flair schwebt über der ersten Hälfte des Albums, im weiteren Verlauf werden die Songs zunehmend ruhiger und introvertierter. Fast könnte man von musikalischem Kerzenlicht sprechen. Wer sich auf diese leisen Kammerspiele einlässt, wird auch diesmal wieder belohnt. *(Warp)* **JÜRGEN ZIEMER**

Charlotte Brandi

Frei und furios

Die Multiinstrumentalistin brilliert jetzt auf Deutsch Von INA SIMONE MAUTZ

Charlotte Brandi
An den Alptraum
LISTENRECORDS
★★★★☆

Wo ist der Weg? Da, wo die Angst lauert. Charlotte Brandi enttarnt, entmachtet, entschärft sie – für sich selbst, aber auch für alle, die mutig genug sind zu folgen. Dass sie dabei nie keifend, sondern ergreifend und lindernd klingt, dass ihre Stärke in der Klarheit des Filigranen, aber auch in der würdevollen Präsenz und Präzision ihrer Sprache liegt, macht *„An den Alptraum“* zu einem Juwel. Beunruhigend und betörend zugleich.

Ende 2020 veröffentlichte die Wahlberlinerin, die sich bereits mit ihrem Indie-Pop-Duo Me And My Drummer hervorgetan hatte, eine ähnlich kolorierte EP: „An das Angstland“. Ein Jahr nach ihrem famosen Debüt, *„The Magician“*, war dieser Liederreigen aus dem Kaleidoskop des Weiblichen nicht minder zauberhaft, darunter das Duett „Wind“ mit Tocotronic-Sänger Dirk von Lowtzow. 2021 spielte die Multiinstrumentalistin auf Danger Dans *„Das ist alles von der Kunstfreiheit gedeckt“* Akkordeon.

Brandis zweites Soloalbum beginnt ganz ohne instrumentale Begleitung. Im erhabenen Eröffnungs-Choral „Der Ekel“ wird ein von der Protagonistin zunächst selbstzweifelnd interpretierter Makel schließlich als männliche Schwäche entlarvt: „Deine Antipathie hat mich lange erstaunt/ Jetzt ergibt alles Sinn: Du hast einfach Angst vor Frauen!“

Diese elf Stücke eignen sich als heilsame Expositionstherapie, denn sie sind ausschließlich unter Beteiligung von Frauen bzw. weiblich gelesenen Personen entstanden, inklusive Gastgesang von Stella Sommer („Vom Verlieren“).

Brandi findet die idyllischsten Melodien, zwischen couragiertem Chanson und cleverem Art-Pop. Sie klingt mal zart und zerbrechlich, mal kraftvoll-vehement, immer mit furiosem Facettenreichtum und im herausragenden „Wien“ auch noch mit selbstironischem, burschikosem Schmäh („Du bist so unsicher/ Wie all die andern Deutschen auch“). Eines der Lieder heißt „Frau“ und ist ein eskapistisches Manifest, das zur Befreiung aus alten Rollenbildern aufruft. Wenn’s uns Platten wie diese beschert, ist es ausnahmsweise ein großes Glück, dass solche Themen immer noch notwendig sind.

Danny Dziuk
Unterm Radar
★★★★☆

Würde Kurt Tucholsky mit Doug Sahm aufnehmen …

„Jeder schreit: ‚Auf welcher Seite stehst du!‘/ Und alle reden durcheinander und keiner hört zu“, singt Danny Dziuk, der die Stimmung im Land ohne ideologische Scheuklappen auf den Punkt bringt. Außerdem versteht er es wie kein anderer, die sperrige deutsche Sprache so weich und warm zu kneten, dass sie in amerikanische Songformen passt. Dieser Nachfahre von Doug Sahm und Kurt Tucholsky covert Rio Reisers „Menschenfresser“, erinnert an seinen verstorbenen Freund Wiglaf Droste (und vertont sehr anrührend eines seiner Gedichte) und an das alte Café Kreuzberg und singt über die Freiheit, als Künstler unterm Radar der breiten Öffentlichkeit zu arbeiten: „Und weil die Welt sich dreht/ Seh ich durchaus Land/ Nur nicht so konkret/ Wie die nächste Wand.“ *(Buschfunk)* **MAIK BRÜGGEMEYER**

SYML
The Day My Father Died
★★★½☆

Zuversicht vom Meister des sanften Popsongs

Neulich in einer Berliner Galerie. Brian Fennell aus Seattle stellt mit einem Kollegen sein zweites Album vor. Zweistimmiger Falsettgesang, melancholische Stimmung. Der Pianist, Produzent und Programmierer ist ein Magier der leisen Töne, manche Passagen des Vortrags erinnern an eine elektronisch unterfütterte Neuausgabe von Simon & Garfunkel oder auch von CSNY zu Zeiten von *„Déjà Vu“*. Vorherige Songs wie „Where’s My Love“ (mit immensen Stream-Abrufen!) haben sein Händchen für Pop-Hits bewiesen. Der vom Thema her traurige Titelsong über einen verstorbenen Vater hat gleichwohl eine aufbauende „Ohh, ohh“-Passage, die sich mit Balladen-Crooning abwechselt und insgesamt Zuversicht ausstrahlt – wie das gesamte Album milde funkelt. *(Nettwerk)* **RALF NIEMCZYK**

FOTO: ANNIKA WEERTZ

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

ROCKS

HÄRTERES UND HARTES – VON FRANK SCHÄFER

Deichkind
Neues vom Dauerzustand
★★★★☆

Immer noch der bestmögliche deutsche HipHop

Vor einigen Monaten spazierte Deichkind-Gründer Philipp Grütering durch die Instagram-Feeds, an der Leine einen Roboterhund der Firma Boston Dynamics, um die neuen Tour-Termine für 2023 anzukündigen. Bald darauf gaben Deichkind bei „Inas Nacht" ihre neue Single „In der Natur" zum Besten - mit schwarzem Lederhosen-Jodler zwischen notorisch nordischen Shanty-Senioren -, und die Vorfreude auf ein neues Album stieg. „Ich hänge hier im Wald rum, ohne Hafermilch und Heizung/ Hier versau ich mir den Look/ Und die Hagebutte juckt." Ist es nicht so, wenn wir mal ehrlich sind?

Das einzig Schlechte, das man über Deichkind und ihr achtes Studioalbum sagen kann, ist, dass es tatsächlich in erster Linie Neues vom Dauerzustand bietet. Doch die Mischung aus muskulösen Techno-Beats und superironischen Wortspielen ergibt immer noch den bestmöglichen deutschsprachigen HipHop. „Auch im Bentley wird geweint" lässt Großmäuler wie Bushido oder Haftbefehl ziemlich arm aussehen: „Blick auf die Rolex - Zeit für eine Breitling." „Merkste selber" bringt unter stürmischem Beat-Geklopfe (und mit Unterstützung von Clueso) eher die Dada-Seite zum Funkeln. Neben Loriot und Helge Schneider nennt Grütering auch den Brachialkomiker Fips Asmussen als humoristische Inspiration. Die kauzigen Späße der Studio-Braun-Clique sind dem Kollektiv aber eindeutig näher, vor allem wenn der Familienvater Grütering mit seinen 48 Jahren rappt: „Kids in meinem Alter haben in eurem Alter eine Wohnung für fünfhundert Euro bekommen", oder wenn er vor „gefährlichem Halbgoogeln" warnt.

Letztlich ist *„Neues vom Dauerzustand"* natürlich vor allem Futter für die kommenden Live-Spektakel. Der meinungsstarke „Wutboy" ist da genau richtig: „Willst du den Frieden wahren, braucht es noch mehr Kriegsmilliarden!" Ja, der Dauerzustand hält auch in den sozialen Netzwerken an. Gut, dass Deichkind uns die Gelegenheit geben, wenigstens ab und zu darüber zu lachen. *(Sultan Günther/Universal)* **JÜRGEN ZIEMER**

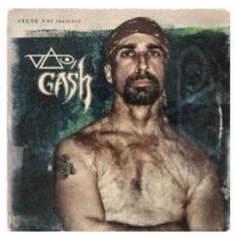
FOTO: ROBERT JOHN

Black Star Riders

Black Star Riders *Wrong Side Of Paradise* ★★★½☆

Dem alten Schlachtross Scott Gorham ist die Straße zu mühselig geworden, außerdem muss er sich um die Thin-Lizzy-Erbe-Pflege kümmern. Nur auf der anstehenden UK-Tour hängt er sich für ein paar Gastauftritte noch einmal die Les Paul um. Aber Ricky Warwick trägt die Fackel weiter, schreibt alle Songs, gelegentlich mit etwas Unterstützung seines neuen Leadgitarristen Christian Martucci, und tatsächlich fehlt der Alte an keiner Stelle. Man würde gern was anderes lesen, keine Frage, aber diese Hardrock-Version einer irischen Folkband, die sich von Phil Lynotts Thin Lizzy immer gerade so weit entfernt hat, dass man nicht von Plagiat reden mochte, kann jetzt auf eigenen Füßen stehen. *(Earache)*

Steve Vai *Vai/Gash* ★★★☆☆



Möglicherweise waren die Songs ursprünglich für ein drittes David-Lee-Roth-Album gedacht, jedenfalls erkennt man den typischen Stilmix aus Sleaze, klassischem Rock'n'Roll und Las-Vegas-Show durchaus wieder. Nun, bekanntlich trennten sich ihre Wege 1989. Steve Vai hatte aber offenbar Blut geleckt und stellte für ein Alternativprojekt seinen Bikerkumpel Johnny „Gash" Sombrotto ans Mikro, der sich als durchaus wandlungsfähiger Sänger mit eigenem Biss erwies. Dennoch fand sich dafür zunächst kein Label, und ein paar Jahre später starb Gash bei einem Motorradunfall. Diese Archivpublikation ist mehr als ein schöner Freundschaftsdienst – sie bringt das Spätachtziger-Gefühl zurück. Strahlender sollte die kalifornische Hardrock-Sonne nie wieder scheinen. *(Mascot)*

Freeroad *Do What You Feel!* ★★★☆☆

Vier mexikanische Hombres stellen sich vor, ihr Übungskeller läge im England des Jahres 1979 und sie müssten noch einmal melodiösen Siebziger-Hardrock zum Heavy Metal hinüberdengeln. Tatsächlich gelingt die Autosuggestion, ihre nervöse, stets um Hooks bemühte NWOBHM-Variante strotzt vor roher Ursprünglichkeit und naiver Spielfreude. Diamond Head, Angel Witch, Praying Mantis und all die anderen hätten sich warm anziehen können. *(Dying Victims)*

Ahab *The Coral Tombs* ★★★½☆

Die Funeral-Doom-Band aus dem Odenwald, vom Meer also durchaus ein paar Kilometer entfernt, macht sich weiterhin konsequent über maritime Stoffe her. Dieses Mal ist es Jules Vernes Science-Fiction-Klassiker „20.000 Meilen unter dem Meer" um den geheimnisvollen Unterwasserrebellen le capitaine Nemo, dem sie majestätisch wie ein gewaltiger Blauwal in den grabeskalten Ozean hinterhertauchen. Ihr melancholisch temperierter Tiefdruck und die fast unbeweglich gleitenden Songstrukturen, die immer wieder melodische Schönheiten offenbaren, bieten eine angemessene Darreichungsform für solcherart submarine Misanthropie. *(Napalm)*

Ron Sexsmith
The Vivian Lane
★★★★☆

Landpartie des großen Melancholikers

Die Gesichtszüge von Ron Sexsmith ähneln zunehmend denen von Angela Merkel. Vielleicht ist auch er enttäuscht darüber, wie undankbar die Welt mit seinen Verdiensten umgeht. Der Kanadier könnte es der ehemaligen Bundeskanzlerin gleichtun und sich mit Schiller und Shakespeare in einen Elfenbeinturm zurückziehen. Aber er schreibt lieber einen wundervollen Liedzyklus nach dem anderen. *„The Vivian Lane"* handelt von Großstadtflucht und Landidylle, vom Weg ins Grüne und den Serpentinen der Liebe. Und seit je steht der Name Sexsmith für das Abenteuer Melodie. Hier am schönsten: die schwerblütige Folk-Pop-Ballade „A Place Called Love", das soulige „This, That, The Other Thing" und der beatleske Stomper „A Barn Conversion". *(Cooking Vinyl/Indigo)*

MAX GÖSCHE

The Bad Ends
The Power And The Glory
★★★☆☆

Der Ex-R.E.M.-Drummer ziert eine Lokalgröße

Wollte man nicht wissen, wer und was Bill Berry doch noch mal bewogen hat, seine Sticks zu schwingen, würden The Bad Ends unter dem Aufmerksamkeits-Radar segeln. Was schade wäre, nicht nur weil der R.E.M.-Urdrummer nach wie vor eine Bank ist, sondern auch weil Sänger-Songwriter Mike Mantione eine Georgia-Lokalgröße bliebe. In nur gut 36 Minuten (neun Songs) dirigiert er den sympathischen Rücksturz in eine Zeit, als „Alternative" noch Abenteuerlust verhieß. Da darf sich die Steelselige Ballade für eine „Little Black Cloud" ebenso einfinden wie ein frenetischer Jungle-Groove („The Ballad Of Satan's Bride"). Das Unvermeidliche konterkariert das Quintett nicht nur in „All Your Friends Are Dying" mit hymnisch-knuffigem Jingle-Jangle. *(New West/Redeye/Bertus)* **JÖRG FEYER**

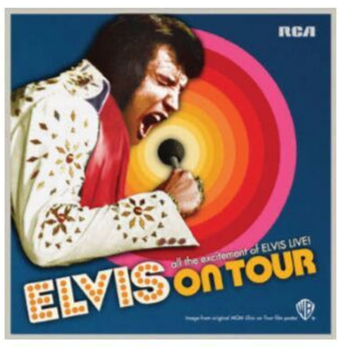
© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Reissues

KÖNIG VON AMERIKA

Redundant und fabelhaft: Konzertmitschnitte und Proben von 1972 auf sechs CDs

Von ARNE WILLANDER



Elvis Presley

Elvis On Tour

SONY

★★★★★

Das Jahr hatte schlecht begonnen für Elvis. Im Februar 1972 eröffnete ihm Priscilla, dass sie eine Affäre mit ihrem Karatelehrer Mike Stone hatte. Sie hatte lange überlegt, wann sie es Elvis sagen sollte. Und jetzt wollte sie Elvis verlassen. Nach Priscillas Darstellung riss er ihr im Schlafzimmer, wo die Szene stattfand, die Kleider vom Leib. Dann versuchte er es konziliant und schwor, seine fortgesetzte Untreue zu beenden. Aber Priscilla packte ihre Sachen. Elvis war untröstlich, aber nicht so untröstlich, dass er nicht Geliebte gehabt hätte.

Nach den triumphalen Konzerten in Las Vegas hatte Colonel Parker in den großen Städten der USA lukrative Auftritte gebucht. Er wollte unbedingt verhindern, dass Elvis für eine Tournee nach Europa und Australien reiste, denn er hatte keinen Reisepass und konnte keinen beantragen. Unter anderem hieß er nicht Tom Parker und war kein amerikanischer Staatsbürger – manche behaupten, dass er möglicherweise in Holland per Haftbefehl gesucht wurde. Weitere Filme waren nicht geplant. Elvis hatte keine Lust mehr, in Elvis-Filmen aufzutreten, die von Veteranen in drei Wochen inszeniert wurden. Im Jahr davor war Frank Sinatra zurückgetreten (wie sich herausstellte, bis zum nächsten Jahr). Es gab also nur einen King.

Im April 1972 begann er in Hampton Roads seine Tournee. „Also sprach Zarathustra“ kündigte seine Auftritte an (wird hier als „Theme Song From 2001: A Space Odyssey“ geführt, und daher kannte Elvis es wohl), dann folgten „See See Rider“, „Love Me“, „Are You Lonesome Tonight?“ und „I Can’t Stop Loving You“, „(Let Me Be Your) Teddy Bear“, „Heartbreak Hotel“, „A Big Hunk O’ Love“ und „Suspicious Minds“. Dazwischen das (wahre) „Never Been To Spain“. Elvis Presley war kein Songschreiber, aber er drückte sich unmittelbar aus. „Bridge Over Troubled Water“ hatte er sofort im Programm. Art Garfunkels Vortrag machte ihm keine Angst. Garfunkel sang das Lied statuarisch, von sich selbst und seiner Stimme ergriffen. Bei Elvis ist es große Oper – der ganze Mann bebt, er wirft sich hinein. Er, Elvis, will diese Brücke sein. Sail on, silver girl! Auch Mickey Newburys „An American Trilogy“ war wie für ihn geschrieben: Er war ja der Mann aus Dixie.

Dass es keine neuen Songs für ihn gab, hatte man Elvis eingeredet. Aber er sang Willie Nelsons „Funny How Time Slips Away“, Kris Kristoffersons „For The Good Times“, Tony Joe Whites „Polk Salad Annie“ und John Fogertys „Proud Mary“, und seine Versionen waren bei Weitem die besten (und sind es bis heute).

Es gab kleine Änderungen an der Setlist: „Burning Love“ kam hinzu (hier gibt es auch einige Proben mit dem Song), manchmal „Love Me Tender“. Zwei weitere gewaltige Tearjerker hört man in Probeversionen: „Always On My Mind“ und „Separate Ways“. Elvis sang noch besser, er alberte nicht mehr herum wie noch zwei Jahre zuvor in Las Vegas. James Burton, Glen Hardin, Ron Tutt und Jerry Scheff, die beste Live-Band der Welt, hatte sich dem Sänger vollkommen angepasst. Aber er hatte sich auch den Musikern angepasst. Ohne Orchester sind die Lieder gespenstisch intim und ergreifend (und auch den Chor brauchte es nicht). Viele der Songs hört man hier wieder und wieder, weil so viele Konzerte mitgeschnitten wurden. Aber die Rehearsals sind großartig zu verfolgen: Wie „Proud Mary“ in einer Country-Fassung mit Twang eingeübt wird, die Elvis im alten Stil singt. Wie er sich „The First Time Ever I Saw Your Face“ anverwandelte.

Elvis war in Schlagdistanz. Er hatte die Musiker, er hatte die Songs, er hatte die Stimme. Es waren nur noch Monate bis *„Aloha From Hawaii“*, der größten Sache seit der Mondlandung.

Elvis Presley

FOTO: GETTY IMAGES

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

The Rolling Stones

Grrr Live!

★★★½☆

Mitschnitt des Tournee-Finales von 2012

„That song to me just has that grrr in it“, so Mike Campbell in der Tom-Petty-Retrospektive „An American Treasure“ zur 1981er Live-Version von „Kings Road“. Man hört, was gemeint ist: eine Band am Ende des ersten Erfolgszyklus, erstmals im L.A.-Heimspiel vor großer Kulisse. Doch wie viel „Grrr“ ist drin, wenn der sogar draufsteht? Bei einer Band, die überall und nirgends zu Hause ist und - dazu passend - zum 50. einfach eine Arena in New Jersey zum Finale-Aufnahmeort im Dezember 2012 erwählt hatte. Vermutlich weil Bruce da kurz für ein überdrehtes „Tumbling Dice“ vorbeischauen konnte.

Damals nur Pay-per-View, jetzt in allen Formaten von buntem Vinyl bis schnöder CD, ist von „Get Off Of My Cloud“ bis „Satisfaction“ ein von zwei damals gerade aktuellen Einlagen nur kurz gestörtes 24-Song-Best-of entstanden, das noch weitere Stargäste auffährt. Lady Gaga darf „Gimme Shelter“ in Grund und Boden singen. Dass zu viel „Grrr“ schaden kann, wird auch bei Freddie Kings „Going Down“ deutlich. Diese Art Blues spielt vermutlich jede Band ohne Einfluss sedativer Drogen live einen Tick zu schnell, und wenn sich dann noch gleich zwei Gitarrengäste wie Gary Clark Jr. und John Mayer gegenseitig zeigen wollen, wo Barthel den Most holt etc., schaukelt sich natürlich Intensität hoch. Die aber die cooler rollende des Originals (Piano: Leon Russell) doch nicht erreicht. Bo Diddleys „Who Do You Love?“ mit den Black Keys hat hingegen gerade so viel „Grrr“, wie's braucht. Und auch „Midnight Rambler“ (mit Ex-Stone Mick Taylor) findet doch noch in ein angemessen strammes Finale, nachdem es sich unterwegs zu verlieren drohte.

Als Gewinner ohne Gäste grüßen ein spät wiederentdecktes „Paint It Black“, die von Jagger mal ohne Parodie-Anflüge interpretierten „Wild Horses“ und „Dead Flowers“, das „Brown Sugar“-Original-Sax-Solo (Bobby Keys!). Und natürlich Keith Richards, der „Before They Make Me Run“ *und* „Happy“, na ja, singen darf. Und das auch noch am Stück. Grrr! *(Universal)* **JÖRG FEYER**

Thin Lizzy

Live And Dangerous

★★★★★

Tiefe Einblicke in die Entstehung des Live-Klassikers

Um seinen eigenen Einfluss als Produzent aufzuwerten, hat Tony Visconti gern die Nachbearbeitung im Studio betont. Überbetont, darf man jetzt sagen. Die 8-CD-Box zum 45. Jubiläum von *„Live And Dangerous“* dokumentiert neben dem remasterten Original alle sieben Konzertmitschnitte, die der Albumzusammenstellung zugrunde lagen, und zwar in klanglich ebenbürtiger Gestalt. Drei Abende im Hammersmith Odeon vom 14. bis 16. November 1976, zwei weitere im Philadelphia Tower am 20. und 21. Oktober 1977, ein Konzert in Toronto im Seneca College Fieldhouse eine Woche später und ein letztes im Londoner Rainbow Theatre am 29. März des Folgejahres. Alle Performances sind spieltechnisch, atmosphärisch und auch energetisch auf einem so hohen Niveau, dass man letztlich jede hätte pressen können.

Viscontis Handschrift wird deutlich. Die endgültige „Jailbreak“-Version ist leicht gepitcht, um ihre Verve zu steigern; Brian Robertsons großartiges, aber am Ende etwas ausfaserndes Solo in „Rocker“ vom zweiten Hammersmith-Abend kürzt er geschickt ein; und auch bei „Baby Drives Me Crazy“ in der Version des letzten Hammersmith-Mitschnitts hat er den ausgelassenen Mitsingteil ein wenig editiert. Er macht nur den Feinschliff, der den Diamanten zum Strahlen bringt - mit der schieren Größe hat er nichts zu tun.

Für Addicts erweist sich dieses Boxset als echte Fundgrube. Man kann nachhören, was im Studio passiert ist, und sich den Kopf heiß reden darüber, warum dieser Song es in jener Version aufs Album geschafft hat. Bei „Baby Drives Me Crazy“ ist es offensichtlich: Mit Huey Lewis' lässigen Harmonica-Fills, der charismatischen Bandvorstellung und einem Publikum, das sich nicht schont, sticht diese Fassung alle anderen locker aus.

Wertvoll ist diese Jubiläums-Edition aber auch wegen solcher Songs wie „It's Only Money“, „Johnny“ oder „Me And The Boys“, von denen es nur wenige Live-Mitschnitte gibt, weil sie früh aus dem Repertoire flogen. *(Universal)* **FRANK SCHÄFER**

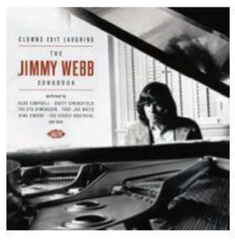
Cluster

Cluster II

★★★★☆

Das zweite Album der Krautrock-Supergroup

Natürlich steht die zweite Platte des Duos Roedelius/Moebius, die erste auf dem Krautrock-Label Brain, seit je im Schatten ihres mächtigen Vorgängers. Der geniale Tüftler Conny Plank hatte bereits den Electro-Fantasten Conrad Schnitzler ersetzt, auch wenn er sich eher als Produzent und weniger als Mitautor verstand. Doch während *„Cluster“* psychedelische Klanggebirge erklomm, dominierten auf *„Cluster II“* Improvisation, Spiel und überraschend ungedehnte elektroakustische Experimente, die maßgeblich von Plank in Hamburg mit angeleitet wurden. Die Mischung aus verzerrtem Industrial Noise und eher technikfixierter statt mystischer Weltraummusik hat etwas Harsches, sie gleitet aber auch mit dieser neuen Vinyl-Pressung seidigzart dahin. *(Bureau B)* **MARC VETTER**



Clowns Exit Laughing – The Jimmy Webb Songbook

★★★★☆

Wunderbare Aufnahmen von des Meisters Stücken

Zwei Dutzend seiner sicher nicht aus dem Ärmel geschüttelten Ohrwürmer versammelt diese Werkschau nur ausnahmsweise in den Hitversionen (Glen Campbells „By The Time I Get To Phoenix“), öfter in hochkarätigen anderer prominenter Interpreten („Up, Up And Away“ in der Deutung von Dionne Warwick), manche auch in ganz außerordentlichen neuen („P. F. Sloan“, gesungen von Rumer). Manche waren obligatorische Wahl („Do What You Gotta Do“ in der Aufnahme von Nina Simone), andere eher Kür („When Eddie Comes Home“, vorgetragen von den Everly Brothers). Aufnahmen anderer Webb-Songs von Glen Campbell („If These Walls Could Speak“) bis Jennifer Warnes („All My Love's Laughter“) hat man hoffentlich für ein „Vol. 2“ reserviert. *(Ace)* **FRANZ SCHÖLER**

The Blow Monkeys

Animal Magic

★★★½☆

Huldigung des Durchbruchs der Achtziger-Dandys

Die Blow Monkeys und ihr Verständnis von Pop bleiben zeitlos. Das bewies die Band um Sänger Dr. Robert vor knapp über einem Jahr, als sie in London eine mitreißende 40th-Anniversary-Show zum Besten gab und auch aktuelle Songs darbot, die, ja, der Höhe der Zeit standhielten und alles andere als Eighties-Nostalgie ausstrahlten. Als ihr Meisterstück überdauert „Digging Your Scene“ von 1986, bei dem die Fähigkeit der Blow Monkeys, weniger populäre Themen mit geschmeidigem und mondänem Dancefloor-Pop zu umspinnen, offensichtlich wurde. Ein Album später wetterten sie gemeinsam mit Curtis Mayfield gegen Maggie Thatcher und näherten sich dann House. Wie ABC beriefen sie sich auf ihre Punk-Wurzeln, hielten das Erbe von Roxy Music am Köcheln und pflegten Blickkontakt mit der Acid-Jazz-Bewegung. Keine Grenzen, Tanzen mit dem Personal! Burn the rich!

Ob man nun wirklich alle Remixe von „Digging Your Scene“ braucht, sei dahingestellt. Auf der nun neu erschienenen 4-CD-Deluxe-Edition des dazugehörigen Albums, *„Animal Magic“*, gibt es sage und schreibe zehn zusätzliche Edits des Hits, vom unauffälligen „Scat Mix“ bis zum anständigen „Pete Wilson Remix“. Diese Ausgabe lohnt sich aber viel mehr wegen eines tighten Mixes von „Man From Russia“ (eigentlich vom Debüt), des Demos „Guess I Love Her Now“, der B-Seite „My America“, eines Gastauftritts von Eek-A-Mouse bei „Sweet Murder“ und einer kürzeren und einer längeren Coverversion von Curtis' „Superfly“. Und mit „Don't Be Scared“, „Wicked Ways“ und „Forbidden Fruit“ enthielt das Original-Album neben dem nur in den USA als 12" veröffentlichten „Sweet Murder“ noch weitere respektable Singles. Richtig rund wird diese Ausgabe dank der Linernotes von Barry McIlheney, der damals Redakteur bei „Smash Hits“ war, und eines Interviews mit Dr. Robert himself. Noch einmal hauchen, Robert, bitte: „This is my time, my only time ...“

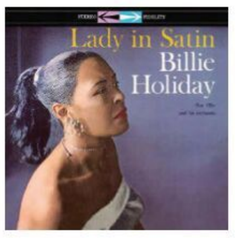
Gleichzeitig ist das Album als LP nun auch limitiert auf weißem Vinyl erhältlich. *(BMG)* **FRANK LÄHNEMANN**

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

VINYL PICKS

VON WOLFGANG DOEBELING

Billie Holiday
Lady In Satin
★★★★½



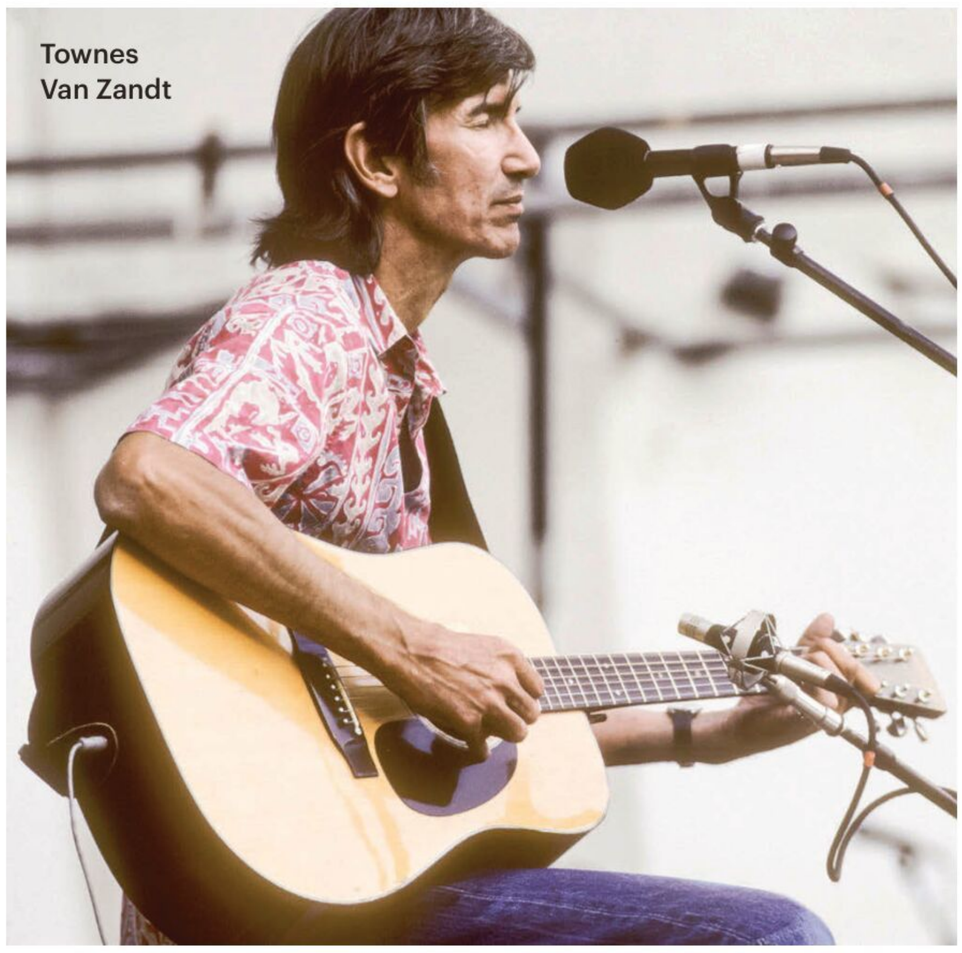
Ihre Stimme war schon brüchig, doch ihre Phrasierungskunst ungebrochen, als Billie Holiday 1958 ihre vorletzte LP veröffentlichen ließ, ihre letzte zu Lebzeiten. *„Lady In Satin“* wurde kontrovers rezipiert, der Kontrast zwischen dem verwundeten Gesang der durch ruinösen Lebenswandel hinfälligen Stilistin und dem opulenten 40-köpfigen Klangkörper von Ray Ellis hätte krasser kaum sein können. Nicht besser klingen könnte dieses audiophile Reissue auf Doppel-LP mit luxuriösen 45 rpm und nicht minder exquisit gefertigtem Cover. *(Analogue Productions)*

The Ethiopians
Woman Capture Man
★★★☆☆

Mit „Last Train To Skaville“ schaffte das Trio aus Jamaica 1967 den Sprung in die UK-Charts, nicht zuletzt dank eines jugendlichen Working-Class-Tribes, der seinerzeit enorm Zulauf hatte und mit Vorliebe zu Ska und Rocksteady tanzte: der Skinheads. Ska wurde freilich schnell domestiziert und rhythmisch zu Reggae entschärft, mit ihrer dritten LP waren die Ethiopians 1970 auf Höhe dieser Entwicklung, ihre Vocals tönten nun smoother, ihre Sounds hatten viel von ihrer Ruppigkeit eingebüßt. Nummerierte 1000er-Auflage, das Vinyl in Gold. *(Music On Vinyl)*

Donald Fagen & Walter Becker
You Gotta Walk It Like You Talk It
★★★½☆

Kurz bevor Steely Dan mit *„Can't Buy A Thrill“* ins musikalische Weltgeschehen eingriffen und fürderhin die gesamten Siebziger aufwerteten, erschien auf Spark dieser Soundtrack, an dem auch Denny Dias und John Discepolo mitwirkten. Der Film, eine „Counterculture Comedy“ über den Sinn des Lebens, ist längst vergessen, doch steckt die Musik so voller Dan-Spezifika, dass Fans ihre Freude daran haben dürften, bis hin zu den Songtexten: „Our special losing streak/ It can't survive for long/ The time is right but something else is wrong ...“ *(Trading Places)*



Townes Van Zandt
At My Window
★★★★½

Als sich dem längst desillusionierten Songwriter, immerhin bester seiner Zunft, Mitte der 80er-Jahre wider Erwarten die Gelegenheit bot, ein Album für Sugar Hill aufzunehmen, traf ihn die Offerte völlig unvorbereitet. Jahrelang hatte sich Townes Van Zandt durchgeschlagen, mehr schlecht als recht, hatte mehr als einmal beinahe aufgegeben, um sich abermals aufzurappeln, nicht selten unter unwürdigen Umständen. „Ain't much I ain't tried/ Fast livin', slow suicide“, singt er in „Still Lookin' For You“ und räumt ein: „My friends they all agree/ Ain't many a fool like me.“ Die Schuld für seine Miseren bei anderen zu suchen wäre ihm nicht eingefallen.

Dabei hätte Townes Gründe genug gehabt, Beschwerde zu führen über den Musikbetrieb, darüber, wie Fortüne stets Abstand zu ihm hielt. Gerade auch 1978, als *„Flyin' Shoes“* auf fruchtbaren Boden zu fallen schien, endlich, abzulesen an Akklamation und Applaus der Kritiker. Aber es war viel geschehen in den knapp zehn Jahren zwischen *„Flyin' Shoes“* und *„At My Window“*. Ein weiterer Versuch also, wieder in Nashville. Nicht mit Chips Moman an den Controls, diesmal zogen Jack Clement und Jim Rooney die Fäden im Studio. Auch vertrauenswürdige Leute. Aber es klang anders, meinte Townes. Das liege an der neuen Studiotechnik, wurde ihm erklärt, alles sei jetzt einfacher, alles gehe schneller, seit auf Computern abgespeichert werde statt auf Tonbändern. Der Fortschritt, you know.

Die Session-Crew war vergleichbar hochklassig, auf *„Shoes“* hatten Spooner Oldham, Randy Scruggs und Jimmy Day mitgespielt, auf *„Window“* kontributierten Mickey Raphael, Mark O'Connor und Roy Huskey Jr., nur zum Beispiel. Die Songs? Townes-Tunes, no less. „The Catfish Song“, sinister und giftig, das so unstete wie unentwegte „Snowin' On Raton“, der Treueschwur „Ain't Leavin' Your Love“. Wer sonst verfasste solche Lieder? Eben.

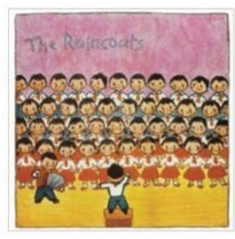
Hernach drückte man dem Künstler die ersten Exemplare der neuen LP in die Hände. „Digitally Mixed & Mastered“ stand auf der Coverrückseite in großen Lettern. Wie eine Errungenschaft, ja wie eine Verheißung. Townes blieb skeptisch. Was er allerdings auf dem Hype-Sticker zu lesen bekam, brachte ihn aus der Fassung. Ein Endorsement seines Freundes und Bewunderers Steve Earle: „Townes Van Zandt is the best songwriter in the whole world, and I'll stand on Bob Dylan's coffee table in my cowboy boots and say that.“ Gut gemeint? Gewiss. Wahr? Klar. Doch Townes war nicht amüsiert, fand das Zitat äußerst peinlich und forderte, dass der Sticker entfernt wurde. Unmöglich, bedauerte der Labelvertreter, die Auslieferung laufe bereits.

35 Jahre danach liegt das Reissue von *„At My Window“* vor, auf himmelblauem Vinyl, in leider leicht knisternder Pressung und versehen mit einem Hype-Sticker desselben Inhalts wie anno 1987. Pietätlos. Nur gut, dass Townes das nicht noch mal erleben musste. *(Craft)*

The Meters
A Message From The Meters
★★★☆☆

Der Untertitel dieser Retrospektive ist zugleich Inhaltsangabe: „The Complete Josie, Reprise & Warner Bros. Singles 1968–1977“. Kompakt und komplett, so banal und zudem preiswert mögen manche es ja, schreiten wir also zu den Details: 40 Tracks auf drei LPs, die ersten drei Seiten in Mono, die restlichen drei in Stereo, das Mastering basiert fast ausnahmslos auf Original-Tapes, das Cover ist doppelt aufklappbar. Die Musik? New-Orleans-Funk, eher erdig als elegant, stets dem Groove verpflichtet, zumeist produziert von Allen Toussaint. *(Real Gone Music)*

The Raincoats
The Raincoats
★★★★½



Ein DIY-Triumph von 1979! *„The Raincoats“* war herrlich hingestolpert, dissonant und anarchisch. Nicht clever auf genial dilettantisch getrimmt, mind you, sondern berstend vor ungezähmter Musikalität und mädchenhafter Nonchalance. Zuletzt wurde die Debüt-LP in Amerika auf Kill Rock Stars neu aufgelegt, vielfarbig gepresst, und jetzt im UK auf We Three in Silber. Leider in beiden Fällen verfälscht, nämlich mit „Fairytale In The Supermarket“ als Opener, zu ihrer Zeit exklusive Single (und was für eine!), nun zur schnöden Beigabe degradiert. *(We Three)*

John Lee Hooker
The Healer
★★★½☆

Mit diesem 1989 als Comeback annoncierten Album gelang dem Boogie-Meister tatsächlich eine unverhoffte Renaissance im Alter von 73 Jahren. Die Platte verkaufte sich bestens, es regnete Preise, darunter Grammys, und es sollte nicht sein letzter Coup bleiben. Der ausschlaggebende Grund für den Erfolg lag indes im Aufgebot namhafter Gäste wie Bonnie Raitt, Robert Cray und Carlos Santana, obwohl doch die besten Cuts auf *„The Healer“*, namentlich „Rockin' Chair“ und „No Substitute“, ganz ohne Begleitung auskommen und den Altehrwürdigen solo brillieren lassen. *(Craft)*

FOTO: GETTY IMAGES

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Fettes Brot
Hitstory
★★★½☆

Das Beste der Neunziger und die Hits von heute

Dem Rest des deutschsprachigen Sprechgesangvereins waren die Rapper der Hamburger Baumschule immer einen Kalauer voraus – zumindest in den Neunzigern. Fischmob, Deichkind, Fünf Sterne deluxe, und natürlich Fettes Brot – schon die Namen waren Ansagen. Während der Rödelheimer Moses Pelham Journalisten in S-Klasse-Limousinen abholte, um ihnen bei einem Gläschen Schampus ein neues Album schmackhaft zu machen, scherten sich Fettes Brot nie um ein Reenactment des damals populären Gangsta-Rap. Stattdessen gab es Bubenstreiche, wie das im mexikanischen Desperado-Look gehaltene Video zu „Jein". Sombreros, ausladende Schnurrbärte und die Rapper auf Eseln versöhnten damit, dass die Musik doch ziemlich nach den Fantastischen Vier klang. Dokter Renz, König Boris und Björn Beton waren sich halt für keinen Scheiß zu schade. Das unterschied sie, gerade am Anfang, von den bierernsten Vertretern der reinen HipHop-Lehre um das „Mzee Magazin". Leider ist jetzt Schluss mit lustig. Denn die Fetten Brote hören auf, nach dreißig Jahren und einer beachtlichen Anzahl Hits. Die größten finden sich auf *„Hitstory"*.

„Nordisch By Nature", der erste große Smasher des Trios, ist in einer Version mit Gaze Matratze und den Kumpels Der Tobi & das Bo zu hören. Auf Plattdeutsch werden die Reize des Nordens besungen. Warum der Song ausgeblendet wird? Vielleicht weil man im wortkargen Norden schnell als Schwätzer gilt? „Emanuela" war 2005 der Kandidat der Herzen für Stefan Raabs Bundesvision Song Contest. Ein Ohrwurm, zu dem heute noch alle, die genug getrunken haben, auf die Tanzfläche springen, um sich zu spontanen Polonaisen zusammenfinden. Der Höhepunkt des Albums ist erwartungsgemäß „Bettina, zieh dir bitte etwas an". Der Beat klopft herrlich tight, während das durch Modeselektor verstärkte Trio einen genauen Blick auf ihre zunehmende Impotenz im Angesicht der hypersexualisierten Konsumhölle unserer Gesellschaft wirft. *(Groove Attack)*

JÜRGEN ZIEMER

Steve Young
Rock Salt & Nails
★★★★☆

Das famose Debüt des Americana-Musikers

Steve Young war der Songwriterkollege, den Van Dyke Parks auf der LP *„Song Cycle"* in dem Song „The All Golden" als den aus Alabama nach Los Angeles emigrierten und im Stadtteil Silver Lake in „a small apartment top an Oriental food store there" residierenden Bohemien porträtierte. Für die Aufnahmen zu seinem Solodebüt verpflichtete Young als Begleiter hochmögende Kollegen (Gram Parsons, James Burton, Gene Clark, Hal Blaine), mit denen er eine ausgefallene Mischung eigener Lieblingssongs – ein Mix aus durchweg exquisit produzierten Traditionals, Folk-, Soul- und Country-Klassikern – aufnahm. Von den drei eigenen Kompositionen wurde „Seven Bridges Road" bald sein bekanntester Ohrwurm und der Titelsong der nächsten LP. *(Real Gone Music)*

FRANZ SCHÖLER

Gary Moore
A Different Beat
★★★½☆

Mutiges Album des Gitarristen von 1999

1997 hatten die Experimente auf *„Dark Days In Paradise"* Fans und Kritiker etwas ratlos zurückgelassen. Doch statt nun erneut die allzu gediegene Blues-Erfolgsformel zu bemühen, vertiefte Moore nach dem Abschied von Virgin seine Liaison mit programmierten Beats, Loops und Samples sogar noch. Ein Hendrix-Cover und eine Fatboy-Slim-Hommage steckten die Spielwiese großzügig ab. Hardrock-Riffs und erfreulich unprätentiöse Gitarrensoli biedern sich nicht etwa bei zeitgenössischer Dance Music an, sondern streben nach einer Allianz auf Augenhöhe. Und das gelang überzeugender, als es die Verkaufszahlen vermuten ließen. Nun erstmals auch auf Vinyl, fordert dieses mutige Album erneut den ihm gebührenden Respekt ein. *(BMG)*

RONALD BORN

Kastrierte Philosophen
Jahre 1981–2021 (+1)
★★★½☆

Werkschau mit eigenwillig spröden Düstersongs

Wie ihr Name schon andeutet, war die Anfang der Achtziger in Hamburg formierte Band nicht eine der damals handelsüblichen Punk- oder New-Wave-Crews. Das zentrale Duo Katrin Achinger und Matthias Arfmann fühlte sich dem Zeitgeist von Krach, Krawall und Do It Yourself zwar eng verbunden. Doch die in Warhols Factory geborene Kunsttruppe Velvet Underground standen den beiden ästhetisch weit näher als etwa das Rock-Gepolter der Sex Pistols. Die ersten Tracks veröffentlichten sie, ganz Kinder ihrer Zeit, standesgemäß auf Kompaktkassetten. Achingers fragile Stimme und Arfmanns Psychedelia verbanden sich zu einem magischen Amalgam.

Nun haben sie ihren umfangreichen Katalog durchforstet und dabei erst mal 15 Songs für eine Compilation destilliert; der große Rest erscheint sukzessive digital aufgemöbelt als Internet-Angebot. Der hier kredenzte Soundkosmos bleibt von Anbeginn an düster, tastend, gern auf das Wesentliche reduziert, wie es der älteste Song der Werkschau, „Do I Know You" (1981), exemplarisch dokumentiert. Es sind die Kompositionen „Love Factory" (1985) und „Callando Los Siglos" (1986), die die Philosophen zu einer gefragten Club-Live-Band werden ließen, verstärkt durch Gastmusiker. Dass sie seinerzeit auch im Vorprogramm der späten Nico unterwegs waren, passt zu ihrem schattigen Timbre.

Im Laufe der Jahrzehnte wurde das Spektrum der Multiinstrumentalisten breiter, lyrischer, verspielter. Eingerahmt wird das einstige Hamburg Düstercouple durch zwei aktuelle Produktionen: „Time" am Anfang und das deutsch gesungene „Jahre" als Schlusspunkt stehen für ein Lockerlassen im Alter. Schließlich hatte Achinger in der Zwischenzeit ihre Soloprojekte (etwa mit The Flight Crew) angestoßen, während Arfmann in der hanseatischen HipHop-Szene als Produzentenguru von Jan Delay, den Absoluten Beginnern oder Patrice seinem Faible für Studiotricks und Electrobeats frönte. Eine Retrospektive ohne verkniffene Wehmut. *(Cargo/Zebralution)*

RALF NIEMCZYK

Martin Rev
To Live/Les Nymphes
★★½☆☆

Kompromisslose Solowerke des Suicide-Musikers

„To Live", das sechste Soloalbum des Suicide-Mitbegründers aus dem Jahr 2003, nimmt mit rostigem Gitarrengedröhn und gefährlich gerauntem Sprechgesang auf einem elektrischen Stuhl Platz und hat aufgrund seiner Unberechenbarkeit eine Sonderstellung in Martin Revs Solowerk. Hier herrscht eine von Synthesizern gänzlich unbelastete, geradezu bleierne Monotonie vor, die lediglich für einen Moment („Gutter Rock") aufgebrochen wird. *„Les Nymphes"* (★★★☆☆), das dieser Belastungsübung fünf Jahre später folgte, öffnet dagegen die Türen des stickigen Kellerclubs. Üppige, am Computer programmierte Rave-Sequenzen setzen, ausgestattet mit etwas zu viel intellektuellem Proviant, zu einer akustischen Traumreise in die griechische Mythologie an. *(Bureau B)*

MARC VETTER

Barbra Streisand
Live At The Bon Soir
★★★★½

Früher Konzertmitschnitt der großen Sängerin

Obwohl der Mitschnitt in dem winzigen In-Club in Greenwich Village ursprünglich als Barbra Streisands Debüt-LP geplant war, wurde er wie das legendäre Town-Hall-Konzert von Bob Dylan ein paar Monate später wegen aufnahmetechnischer Unzulänglichkeiten ins Archiv verbannt. Die digital komplex zu akzeptabler Klangqualität neu abgemischten Bänder präsentieren das kurz zuvor unter Vertrag genommene Stimmwunder begleitet von einem Quartett in früher Höchstform, die Setlist umfasste an dem Abend praktisch das komplette Repertoire der ersten beiden Studio-LPs. Live brillierte die Sängerin, mehrfach großes Showbusiness transzendierend, nicht nur beim finalen „I Stayed Too Long At The Fair" innig auch in emotionalem Überschwang. *(Legacy)*

FRANZ SCHÖLER

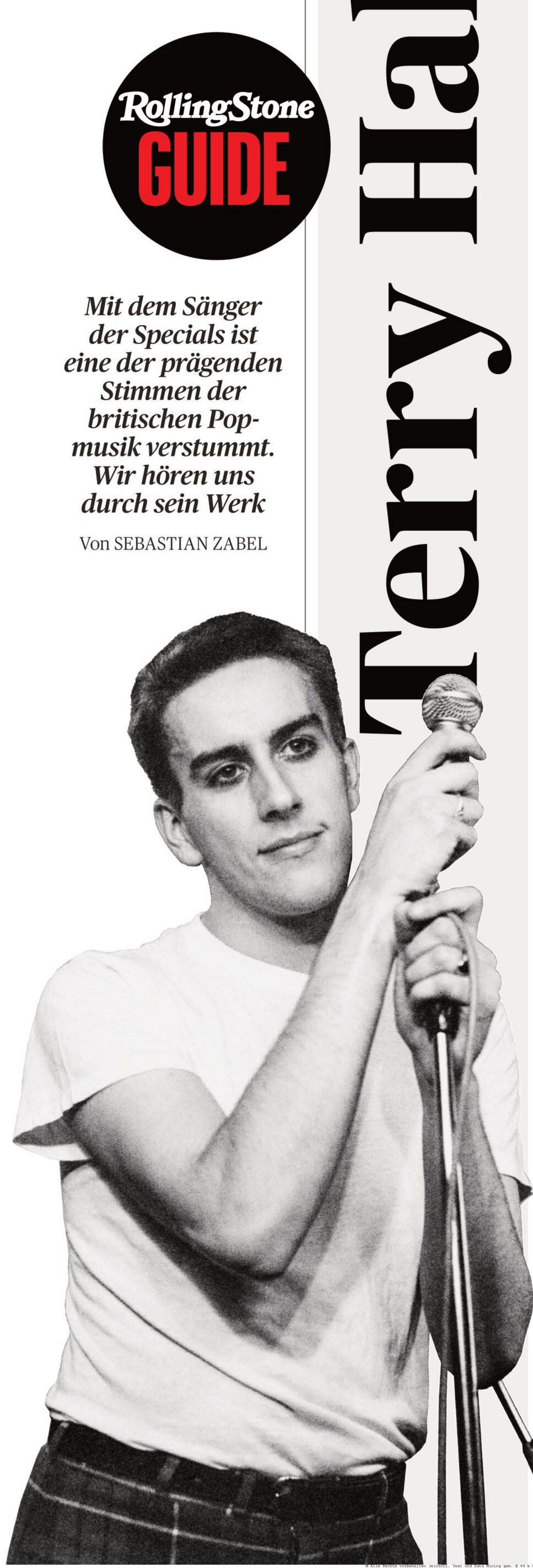
© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

RollingStone GUIDE

Terry Hall

Mit dem Sänger der Specials ist eine der prägenden Stimmen der britischen Popmusik verstummt. Wir hören uns durch sein Werk

Von SEBASTIAN ZABEL



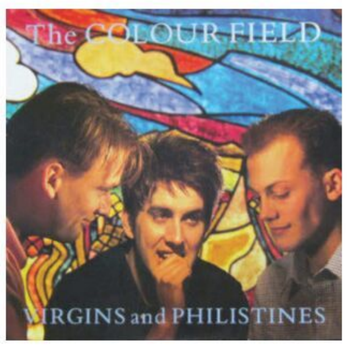
Essenziell

The Specials
The Specials
1979

Mit den Specials endeten die 70er-Jahre. Ihr Tanztritt ans Schienbein war eine Essenz aus Punk und Reggae und kulturelle Aneignung noch kein Thema, als „Gangsters“, die schwer von Ska-Veteran Prince Buster inspirierte erste Single, das Vereinigte Königreich aufrüttelte. Einer, der der schwarzweißen Band aus Coventry auf die Tanzfläche folgte, war Elvis Costello – ihr erstes Album wurde seine erste Produktion überhaupt. Ihm gelang das Kunststück, die Energie und Direktheit der Specials nicht einzuglätten, sondern einzufangen – vom schunkelnden „A Message To You, Rudy“ bis zum zickigen „Too Much Too Young“. Ein Meilenstein, nicht weniger. „Es hat lange gedauert, bis die starke Sympathie und Solidarität zwischen Punks und Schwarzen in England einen gemeinsamen Ausdruck gefunden hat“, schrieb die deutsche „Sounds“ damals.

Fun Boy Three
Waiting
1983

Das zweite Album von Terry Halls nach dem Specials-Split gegründeten Fun Boy Three verbindet den Groove der verblichenen Band mit seinem untrüglichen Sinn für Pop-Melodien. „Our Lips Are Sealed“, „The Tunnel Of Love“ oder „Things We Do“ zählen zu den schönsten Songs ihrer Zeit, doch das ganze Album ist aus einem geschmackvollen Guss, von Produzent David Byrne sachte mit Streichern umflort, und sogar die Titelmelodie von „Murder, She Said“ wirkt nicht als Fremdkörper, sondern als Intro zu einem der herausragenden Pop-Alben der frühen Achtziger. Dass es um gesellschaftliche und private Abgründe geht, hört man ihm nicht an.



The Colourfield
Virgins And Philistines
1985

Seinerzeit wenig gewürdigt, sind diese am ehesten an Prefab Sprout erinnernden Stücke erstaunlich gut gealtert. Mit Fun Boy Three hatte Hall nach dem Specials-Split eine der erfolgreichsten Pop-Bands ihrer Zeit gegründet; mit The Colourfield landete er einen gewaltigen Flop – und schuf eine Handvoll der schönsten Popsongs der Dekade: „Take“, „Thinking Of You“ und „Castles In The Air“ inhalieren die Eleganz von Burt Bacharach und lassen Halls von Haus aus eher dünnen Gesang fliegen.

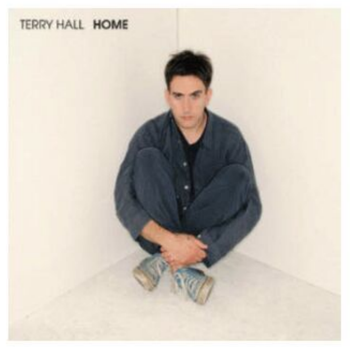
Lohnend

The Specials
More Specials
1980

Die Rude Boys waren konsterniert: Die Band verabschiedete sich vom Ska und machte es sich in der Lounge gemütlich. Verantwortlich dafür war ihr Organist Jerry Dammers, der die Mehrzahl der Stücke schrieb und ihnen eine Art intelligenten Easy-Listening-Flow verpasste, wobei Songperlen wie „Hey, Little Rich Girl“, „I Can’t Stand It“ und das am ehesten an die „alten“ Specials erinnernde und einzig mit Terry Hall gemeinsam verfasste „Man At C&A“ entstanden.

Fun Boy Three
Fun Boy Three
1982

Gemeinsam mit Neville Staple und Lynval Golding verließ Terry Hall die Specials im Streit mit seinem Antagonisten Jerry Dammers und gründete Fun Boy Three. Sie kreuzten den einzigartigen Lounge-Sound von *„More Specials“* mit Dub- und Afro-Rhythmen, die damals noch unbekannten Bananarama sangen im Background.



Terry Hall
Home
1994

Ungerecht, dass Terry Halls erste Soloplatte komplett unterging. „Sense“ ist ein wunderbarer Song, und das, was man „a minor hit“ nennt; Stücke wie „Forever J“ und „You“ erinnern an die besten Zeiten von Colourfield. Produziert von Ian Broudie (Lightning Seeds), seinerzeit ein größerer Popstar als sein Auftraggeber.

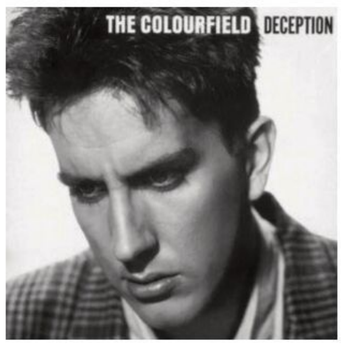
Terry Hall & Mushtaq
The Hour Of Two Lights
2003

Tolle, seltsame Platte, auf der Terry Hall sich mit dem britisch-arabischen Fusion-Musiker Mushtaq zusammentat. Tatsächlich ein Treffen europäischer und außereuropäischer Musik, featuring ungewohnte Blas- und Schlaginstrumente. Veröffentlicht auf dem von Damon Albarn kuratierten Exoten-Label Honest Jon’s.

FOTO: GETTY IMAGES

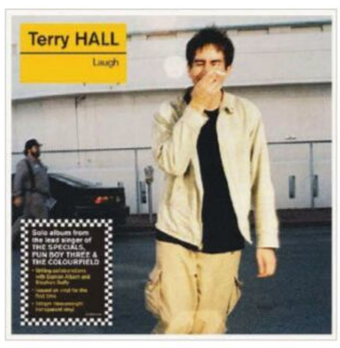
© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Ergänzend



The Colourfield
Deception
1987

Das schwierige zweite Album seiner dritten Band, weniger gut gealtert als das Colourfield-Debüt, was an den zeittypischen Fairlight-Sounds und LinnDrums liegt. Aber auch die Songs fallen ab. Zwei schöne Covers (Sly Stone, The Monkees) und das depressive „Miss Texas 1967" stechen heraus.



Terry Hall
Laugh
1997

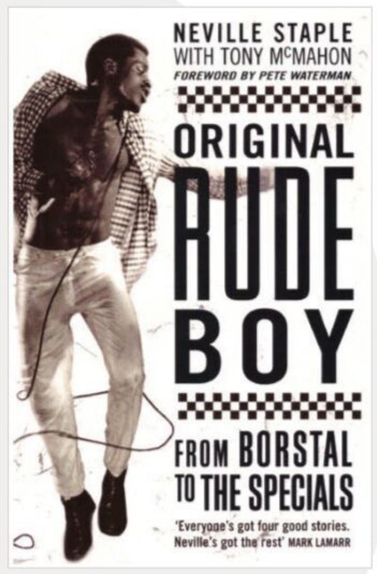
„Summer Follows Spring" jubiliert sehnsüchtig wie eine Zusammenfassung des britischen Jangle-Pops der mittleren Achtziger. Auch die Cover von Todd Rundgrens „I Saw The Light" und Bob Crewes „Music To Watch Girls By" sind hübsch. Ansonsten fehlt etwas Stringenz.

The Specials
Encore
2019

Ein grandioses Comeback: Mit den Original-Specials Lynval Golding und Horace Panter gelingt die überzeugende Modernisierung des alten Modells, inklusive Klassenkampf und der „10 Commandments", bei denen die feministische Aktivistin Saffiyah Khan sprechsingt.

BUCH

„Original Rude Boy"

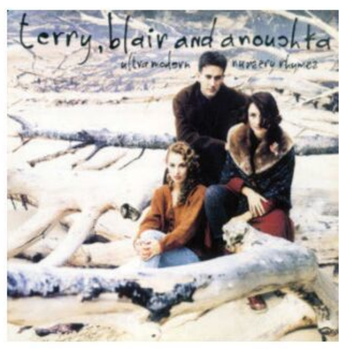


Er war von Anfang an dabei: Neville Staple, Original Rude Boy aus Coventry. In seiner Autobiografie beschreibt er, wie die jamaikanischen Sound Systems Englands Musikszene in den 60er- und 70er-Jahren prägten, wie er selbst DJ wurde – und als Kleinkrimineller im Jugendknast landete, bevor er mit The Coventry Automatics einen Neuanfang fand. Aus der Reggae-Punk-Band gingen 1977 The Specials hervor, Neville sang an der Seite von Terry Hall und folgte ihm später zu Fun Boy Three. Vor allem aber bietet das Buch einen tollen Einblick in die Anfänge der Ska-Szene.

The Specials
Protest Songs
2021

Terry Hall liebt Coverversionen. Auf dem Comeback-Album der Specials findet sich sein eigenes „The Lunatics Have Taken Over The Asylum", hier schießt er gleich ein Dutzend nach: Pops Staples, Bob Marley, Leonard Cohen, Talking Heads; sogar Frank Zappa im Kneipenband-Sound, was nicht immer funktioniert. Als Encore zu „Encore" gedacht, bleibt das eigentümliche Album Terry Halls letztes.

Schwächer



Terry, Blair & Anouchka
Ultra Modern Nursery Rhymes
1990

Erkennbar der Versuch, es endlich mal wieder an die Chartsspitze zu schaffen. Eingerahmt von den eloquenten Sängerinnen Anouchka Grose und Blair Booth und produziert vom etwas in die Jahre gekommenen Bob Sargeant (Haircut 100, XTC, Woodentops), gelingen zwei, drei hübsche Songs („Sweet September Sacrifice", „Missing") und ein halbes Dutzend mediokrer Rohrkrepierer. Reichte für Charts-Platz 75.

Vegas
Vegas
1992

Ein seltsames Duo waren Terry Hall und Dave Stewart, und überzeugend klang ihr einziges Album auch nicht. Terrys Stimme rettet die hüftsteife Produktion ein ums andere Mal. Und es gibt ein kurzes Wiederhören mit Bananarama: Siobhan Fahey (damals Stewarts Frau) singt mit.

Auf rollingstone.de finden Sie die Geschichte der Specials, erzählt von Ralf Niemczyk

Preziosen

Singles, Covers, Live-Versionen

„Ghost Town"

Die erfolgreichste Specials-Single, wochenlang Nr. 1 im UK und ursprünglich nicht auf ihrem zweiten Album enthalten (später dann dem Re-Release beigefügt). Ein bis heute gültiges Bild britischer Vorort-Tristesse im schönsten Ska-Lounge-Arrangement.

„Rat Race"

Dieser superbe Specials-Track erschien ursprünglich ebenfalls nur als Single und beschreibt bissig die durch das Bildungssystem zementierten Klassenunterschiede in Großbritannien.

„Friday Night, Saturday Morning"

Die Non-Album-B-Seite von „Ghost Town" ist der vielleicht beste und heiter georgelte Kneipenrausschmeißer aller Zeiten: „I go out on Friday night and I come home on Saturday morning ..."

„Summertime"

Ein Non-Album-Track der Fun Boy Three, 1982 als Single veröffentlicht und ein swingendes Remake des ewigen Gershwin-Klassikers.

„Monkey In Winter"

Sinéad O'Connor als erstaunlich unprätentiöse Gastsängerin bei The Colourfield. Seinerzeit B-Seite ihrer Single „She".

„Sense"

Terry Hall ist Co-Songwriter und Mitsänger auf dem Album der Lightning Seeds von 1992. Mit deren Chef, Ian Broudie, verband ihn eine langjährige Freundschaft.

„Love Will Keep Us Together"

Launige Coverversion des Captain-&-Tennille-Hits, übrig geblieben aus den Sessions mit Blair und Anouchka, Bonus auf dem Re-Release von *„Ultra Modern Nursery Rhymes"*.

„Too Much Too Young – The Special A.K.A. Live!"

Tolle EP mit fünf Uptempo-Ska-Nummern der Specials von 1979, u. a. dem aufgespeedeten „Too Much Too Young" und dem großartigen Rico Rodriguez an der Posaune bei „Guns Of Navarone".

„The End"

Auf ihrer US-Tour verstörten Fun Boy Three das Publikum mit einem Cover des epischen Doors-Stücks – und dem Versuch, eine US-Flagge auf der Bühne zu verbrennen. Dankenswerterweise Bootleg only!

The Specials, 1978

FOTO: GETTY IMAGES

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Konzerte

Rosalía

TWERKEN, TRAUERN, JUBELN

Rosalía brillierte auch live im Konzert als tollster Superstar der Stunde

Von JOHANNES VON WEIZSÄCKER

Zuletzt hatte der Autor dieser Zeilen das Velodrom zwecks Corona-Impfung besucht. Umso schöner, auch mal wieder zur kulturellen Erbauung hier zu sein! Tatsächlich entpuppte sich das Konzert, das die aus Barcelona stammende Künstlerin Rosalía gab, als genau so, wie man sich im Lockdown die Rückkehr der Live-Musik erträumt hatte: ekstatisch, gemeinschaftsstiftend, emotional und körperbetont.

Denn selbst in einer Zeit der vielfachen Pop-Hybride betont die Musik von Rosalía das Allumfassende und den Kontrast überdurchschnittlich stark. Nachdem ihr zweites Album, *„El mal querer“*, den Flamenco ins 21. Jahrhundert elektronisiert und Rosalía weltweit bekannt gemacht hatte, widmet sich ihr aktuelles, im März erschienenes Werk, *„Motomami“*, der Verbindung ganzer Kontinente, Gesellschaftsschichten und Zeitalter: Reggaeton trifft auf Industrial-Klang, Bachata auf R’n’B, spirituelle Mittelalterfolklore auf sexpositiven Auto-Tune-Pop, neuer Pop auf alte Avantgarde.

Beeindruckend dabei die Verarbeitung von Motorradklängen: Gleich nach dem Intro glissierten donnernde Sechszylinderklänge durchs Velodrom und wurden begeistert bejubelt. Mit geschlossenen Augen wähnte man sich bei einer Monstertruck-Show im tiefsten Texas und nicht bei einer urbanen Pop-Darbietung mit queeren Konnotationen.

Rosalía und ihre Tänzer bevölkerten die oft komplett leere Bühne angenehm sparsam. Die Rastlosigkeit der Musik – die bis auf Rosalías versatilen, rauchigen Sopran und gelegentliches Gitarren- und Klavierspiel vom Playback kam – wurde durch längere Gruppenbewegungen kontrastiert. Eine zentrale Rolle spielte dabei eine Kamera, von einem in die Choreografie integrierten Kameramann geführt, aber auch von Rosalía selbst, die damit im Verlauf des Abends zahlreiche Selfie-Posen mit Fans aus der ersten Reihe auf die zwei großen Videoleinwände projizierte. Quasi als Wegweiser in Richtung Allsichtbarkeit erklang früh der Hit „La Fama“ über die Schattenseiten des Ruhms, den Rosalía im Duett mit The Weeknd aufnahm und der von der ganzen Halle begeistert mitgesungen wurde – wie auch weitere Früchte musikalischer Kollaborationen. Teils wurde der Partner-Part eingespielt – wie im atemlosen „Linda“ mit der dominikanischen Rapperin Tokischa –, teils sang Rosalía ihn selbst, wie in dem sinnlich hüpfenden „Yo x ti, tú x mí“ mit dem Reggaeton-Sänger Ozuna.

All dies Zusammentreffen, aber auch eine große Themenvielfalt brachte Rosalía in einen widerspruchslosen Fluss: Sie twerkte, trauerte, jubelte, sprach deutsch („Ich liebe Berlin! Ich habe mir eine Jacke gekauft!“), englisch und spanisch, grüßte ihre Familie, inszenierte Sex und ihren eigenen Tod und sah mit ihren Fans Momente darauf aus wie mit Freunden bei der Weihnachtsfeier in einer Weinbar. Sie zerschoss Pianoballaden mit Maschinengewehr-Beats, zerfetzte Salsa-Rhythmen zu Avant-Hop-Gebilden. Sie ließ sich von Tänzern sklavenhaft Wasser reichen und himmelte sie an. Sie kontrollierte alles und war verwundbar. Dabei stand der Bühnenarbeiter mitsamt Steadicam-System oft inszeniert im Weg, sodass der Blick auf die echte Rosalía verdeckt blieb, ihre Leinwandprojektion aber umso hyperrealer glänzte. Darauf wiederum ließ sich mancher Gedanke zu unserem Oszillieren zwischen digitaler Selbstdarstellung und Selbstausbeutung projizieren.

Man konnte aber auch einfach geraden Tanzpop mittanzen: „Chicken Teriyaki“ kam als Zugabe und wurde begeistert gefeiert. Bleibt zu hoffen, dass dieser erhebende Abend nicht allzu viele Corona-Ansteckungen nach sich zog.

Rosalía

Velodrom, Berlin

★★★★½

FOTO: LENNY ROTHENBERG

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Den Sorte Skole

Kirche St. Johannis, Hamburg

★★★★☆

AM ANFANG IST DIE DUNKELheit. Eine Dunkelheit, so umfassend, als hätte sich ein schweres schwarzes Tuch über die Menschen in der St.-Johannis-Kirche gelegt. Dann folgt das Wort. Eine sehr tiefe, kehlige Stimme beschwört die alten nordischen Götter, zelebriert das Ritual des Runengesangs. Gleich nach diesen Worten wie Donner singt eine libanesische Nonne ein Schlaflied für den kleinen Jesus, gefolgt von indischen Chören und Mönchsgesängen aus Bhutan. Jede Nische des Gebäudes ist prall mit einem Sound gefüllt, der zunehmend anschwillt. Mächtige Bässe rollen durch das Gemäuer, gregorianische Gesänge erheben sich zur Decke, und die Stimme der New Yorker Extrem-Sängerin Diamánda Galás ruft hingebungsvoll: „Oh Satan, have mercy on me in my long misery!“

Was war denn da los?, werden Sie sich jetzt vielleicht fragen. Ein Festival der spirituellen Weltmusik, bei dem auch der Satanismus nicht zu kurz kommt? Na ja, fast. Das Kopenhagener DJ-Duo Den Sorte Skole stellte sein neustes, noch unveröffentlichtes Werk vor. „Refrakto“ sucht nach Spuren des Göttlichen in der Kulturgeschichte, stellt Fragen zur Rolle von Religion und Zusammengehörigkeit, und das ausschließlich in Kirchen und an anderen spirituellen Orten. Wie bei früheren Produktionen des Duos, etwa dem aus 250 Vinylplatten gemixten Meisterwerk „Lektion III“, besteht die Musik überwiegend aus Samples. Die meisten sind so kurz und so perfekt ineinandergemischt, dass sich ihre Herkunft nur schwer entschlüsseln lässt. Es sind jedoch bei Weitem nicht nur heilige Gesänge, aus denen sich „Refrakto“ speist. Björk, Mahalia Jackson oder The Residents sind ebenso zu hören wie der Seventies-Partystampfer „In Zaire“. Im Vordergrund stehen allerdings weltweite Field Recordings aus den letzten siebzig Jahren. Hinzu kommen bei Den Sorte Skole noch ein paar Synthesizerflächen und Soundeffekte.

Es geht um Trost und Heilung: Hallelujah, rave the Lord!

Was sich da in der Hamburger Kulturkirche abspielt, ist allerdings kein Konzert im herkömmlichen Sinne, schon weil Simon Dokkedal und Martin Højland komplett hinter den Lichtinstallationen des Vertigo-Kollektivs verschwinden. Selbst zwischen den Kirchenbänken sausen LED-Lichtkaskaden in die Höhe, farbige Laserstrahlen bündeln und entwirren sich bis unter die Decke, als wären sie göttliche Zeichen. Ein beeindruckendes und, ja, irgendwie auch erhebendes Spektakel. Die Dynamik der Musik steigert sich, wird emotionaler, lauter, intensiver. Als würden die himmlischen Heerscharen aller Glaubensrichtungen gemeinsam in Ekstase geraten: Hallelujah, rave the Lord!

Aber was bringt die Idee einer alle Religionen umarmenden spirituellen Musik? Das Wort „Heilung“ sei ein Schlüsselbegriff, sagt der Manager von Den Sorte Skole kurz vor Beginn im Gespräch, ein Begriff, der gerade in Mode ist, vor allem in der Kunstszene, wo bei Ausstellungen neuerdings gern auch mal gesungen und meditiert wird. „Trost“ würde auch passen, angesichts einer durch Pandemie, Krieg, Inflation und Klimakatastrophe erschöpften Gesellschaft. Einfach mal durchatmen, zumindest ein Konzert lang.

„Refrakto“ bleibt in der Aussage zwar etwas schwammig – musikalisch ist das Ganze aber ein himmlisches Vergnügen. Und Demut spielt wohl auch eine Rolle: Die Musiker zeigen sich nicht einmal, als am Ende der Jubel aufbrandet. Sie möchten sich, so heißt es, keinen Applaus abholen für die vielen fremden Stimmen, die sie benutzt haben. **JÜRGEN ZIEMER**

Den Sorte Skole

Michael Gira

Silent Green, Berlin

★★★★☆

DIE KONZERTREIHE „SONIC Morgue“ findet in der Leichenhalle des vormaligen Krematoriums in Berlin-Wedding statt. Ein überaus passender Ort für Michael Gira, den Entschleunigungskrach-Pionier und Kopf der Swans. Bei der Akustik-Solo-Show, die er hier spielte, konzentrierte er sich auf Material des aktuellen Swans-Albums, *„Is There Really A Mind?“*, das zugleich Material des kommenden Swans-Albums, *„The Beggar“*, sein wird. Gira hatte die Songs zunächst in Demo-Format eingespielt und sie dann als Fundraiser für die volle Bandversion zum Verkauf gestellt.

Ob sich *„The Beggar“* anhören wird wie die Swans der Achtziger-Urzeit, also langsam, sehr laut, elektrisch und voll kindlich-unbedingtem Willen zur Brutalität, oder aber wie die seit den Neunzigern meist gepflegte pastoralere Version der Band (langsam, sehr laut, akustisch, etwas weniger brutal), ließ sich in diesem Setting nicht erkennen. Giras Aura eines psychisch instabilen Geschichtenonkels mit Militärvergangenheit war glücklicherweise indes unversehrt. So bellte er mit seinem schneidenden Bariton einen Smartphonehochhalter mit „Don’t do that again!“ an und verlieh auch sonst allerlei beseelter Übellaunigkeit Ausdruck.

Schließlich galt es ja auch, die Schrecknisse unserer Existenz in aller Größe zu besingen. Dabei schlich sich aber in das neue Stück „The Memorious“ ein Sechs-Achtel-tänzelndes Moment samt etwas ein, das an einen Akkordwechsel erinnerte! Leichte Kost beinahe, die allerdings die Schürfung eines gigantischen Denkmals unter schinderischen Zwangsbedingungen zu beschreiben schien, was vor dem Hintergrund der Katar-WM eine besonders bedrückende Brisanz erlangte.

„When do I finally get to live!“, brüllte Gira im Titellied „The Beggar“. „This moment!“, so darauf ein mutiger Fan. Gerade weil Vergänglichkeit und Zeitlosigkeit Giras Werk wie eine Art euphorisierende Lähmung durchwirken, war auch dieser akustische Abend mit ihm elektrisch, aus der Routine werfend, sehr „im Moment“.

JOHANNES VON WEIZSÄCKER

FOTOS: ROLAND OWSNITZKI, ELENA FERRARO

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Anna B Savage
Die Londoner Singer-Songwriterin gastiert endlich bei uns.
www.puschen.net

18.04. **Köln**, Bumann & Sohn
23.04. **Hamburg**, Molotow Skybar
29.04. **Berlin**, Kantine am Berghain
30.04. **München**, Heppel & Ettlich

Tori Amos
Die Nachholtermine für die verlegten Shows sind da.
www.livenation.de

09.04. **Bremen**, Metropol Theater
10.04. **Berlin**, Tempodrom
11.04. **Halle**, Georg-Friedrich-Händel-Halle
16.04. **München**, Isar Philharmonie
18.04. **Hamburg**, Laeiszhalle
19.04. **Frankfurt**, Alte Oper

Eels
Das Tourmotto „Lockdown Hurricane“ ist Programm.
www.mct-agentur.com

06.04. **Hamburg**, edel-optics.de Arena
10.04. **Berlin**, Verti Music Hall
11.04. **Köln**, Palladium
12.04. **München**, Zenith

The Thurston Moore Group
Der ehemalige Sonic-Youth-Sänger, -Songwriter und -Gitarrist im neuen Bandverbund.
www.bta.com

17.03. **Köln**, Kulturkirche
18.03. **Dresden**, Beatpol
20.03. **Berlin**, Festsaal
22.03. **Bielefeld**, Forum
23.03. **Hamburg**, Kent Club
25.03. **München**, Strom
26.03. **Reutlingen**, Franz K.

Lee Fields
Sein Spitzname „Little JB“ suggeriert die Nähe zum großen James Brown.
www.fkpscorpio.com

21.02. **Berlin**, Festsaal Kreuzberg
22.02. **Hamburg**, Mojo Club

Whitney
Die US-Band versteht sich auf Indie-Folk mit Falsettgesang.
www.fkpscorpio.com

16.02. **Berlin**, Columbia Theater Gruenspan

RS PRÄSENTIERT

Courtney Marie Andrews

Courtney Marie Andrews

Bob Dylan und Joni Mitchell wurden bereits als Referenzen für Andrews’ Songs bemüht. Doch auch in alternativen Emo-Kreisen genießt die 32-Jährige einen exzellenten Ruf: 2010 begleitete sie Jimmy Eat World als Ehrenmitglied und Background-Stimme im Studio und auf der Bühne.

www.schoneberg.de

15.03. **Berlin**, Privatclub // 16.03. **Hamburg**, Nochtspeicher

FOTO: BRETT WARREN

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

The Handsome Family

Seit 1994 betört das Alternative-Country-Duo mit Americana noir. Der Titelsong zur TV-Serie „True Detective“ verhalf dem Ehepaar zu neuer Popularität.
www.bta.com

19.03. **Hamburg**, Knust
20.03. **Wiesbaden**, Kesselhaus
22.03. **Köln**, Artheater
23.03. **Hannover**, Café Glocksee
24.03. **Berlin**, Privatclub
25.03. **Dresden**, Beatpol
27.03. **München**, Milla
28.03. **Reutlingen**, Franz K.
29.03. **CH-Zürich**, Papiersaal

Robert Forster

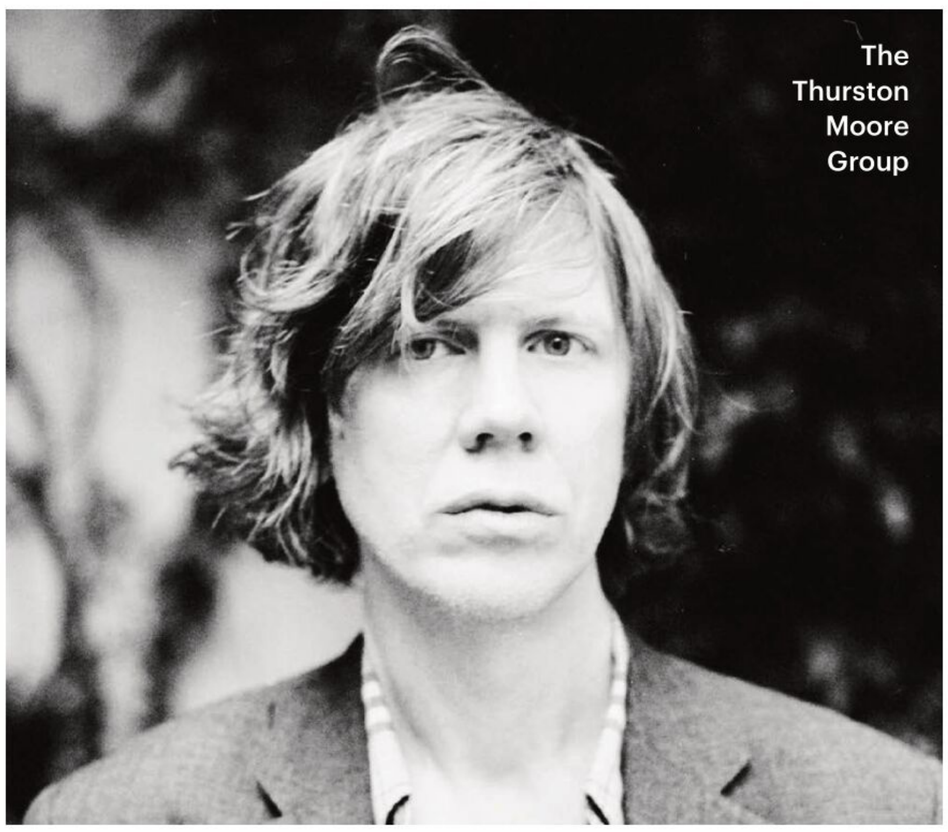
Der Sänger-Gitarrist der Go-Betweens auf Solo-Tour.
www.tapeterecords.com

27.03. **Hamburg**, Nachtasyl
28.03. **Berlin**,
Festsaal Kreuzberg
30.03. **Köln**, Stadtgarten
31.03. **Landsberg**,
Stadttheater
01.04. **A-Wien**, Akzent Theater

Kitty, Daisy & Lewis

Mit Swing und Rock’n’Roll lädt das Trio zum Retro-Tanztee.
www.fkpscorpio.com

20.04. **Leipzig**, Anker
21.04. **Köln**,
Freedom Sound Festival
22.04. **Münster**, Jovel
23.04. **Hamburg**, Markthalle
25.04. **München**, Freiheitshalle
26.04. **Nürnberg**, Hirsch
27.04. **Frankfurt**, Zoom
28.04. **Berlin**, Metropol



The Thurston Moore Group

Niels Frevert

Neues Soloprogramm des einstigen Nationalgalerie-Sängers.
www.koralleblau.de

19.04. **Bremen**, Lagerhaus
20.04. **Hannover**, Pavillon
21.04. **Hamburg**, Markthalle
22.04. **Berlin**, Lido
23.04. **Leipzig**, Moritzbastei
26.04. **Köln**, Gloria
27.04. **Mainz**, KUZ
28.04. **Schorndorf**, Manufaktur
29.04. **München**, Strom
30.04. **Mannheim**,
Alte Feuerwache
09.05. **Erfurt**, Zentralheize
10.05. **CH-Zürich**, Bogen F
11.05. **Freiburg**, Waldsee
12.05. **Ulm**, Roxy
13.05. **Dortmund**, FZW
18.05. **Dresden**, Groovestation
19.05. **Magdeburg**, Moritzhof
20.05. **Rostock**, Peter Weiss Haus

Yo La Tengo

Fast 30 Jahre im Dienst des eigenwilligen Indie-Rock.
www.bta.com

20.04. **Hamburg**,
Uebel & Gefährlich
23.04. **Köln**, Gloria
25.04. **Berlin**,
Festsaal Kreuzberg

Weyes Blood

Somnambuler Soft-Rock trifft auf Baroque-Pop.
www.puschen.net

28.01. **Berlin**,
Festsaal Kreuzberg
03.02. **Köln**, Kulturkirche

AKTUELLE TERMINE GIBT ES AUF
www.rollingstone.de

Weyes Blood

FOTOS: BTA GROUP, NEIL KRUG

KONZERTBÜRO
SCHONEBERG

Pippo Pollina
31.01. B, Heimathafen Neukölln

nand
10.02. Nürnberg, Club Stereo
11.02. München, Strom
01.03. FFM, Milchsackfabrik
02.03. Stuttgart, clubCANN
03.03. Freiburg, Räng Teng Teng
15.03. Leipzig, Naumanns
16.03. Magdeburg, Moritzhof
17./18.03. Berlin, Badehaus
21.03. Dortmund, FZW
22.03. Köln, Yuca
23.03. Münster, Gleis 22
24./25.03. Hamburg, Molotow
01.04. Würzburg, Café Cairo

Amanda Tenfjord
13.02. Berlin, Privatclub

Infected Mushroom
04.03. Köln, E-Werk

Black Belt Eagle Scout
05.03. Berlin, Badehaus

Helge Schneider
10./11.03. Dortmund, Konzerthaus
17.03. Münster, Halle Münsterl.
25.08. Köln, Tanzbrunnen Open Air

The Thurston Moore Group
16.03. Köln, Kulturkirche
25.03. München, Strom

The Handsome Family
22.03. Köln, Artheater

Jahneration
29.03. Köln, Yuca

David Eugene Edwards
13.04. München, Saal X
28.04. Köln, Stadtgarten

Tom Allan And The Strangest
19.04. Berlin, Badehaus
21.04. Köln, Artheater

Kaiser Quartett
21.04. München, Saal X

Phil Siemers
27.04. Berlin, Columbia Theater

Fenne Lily
27.04. Hamburg, Nochtspeicher
29.04. Berlin, Frannz Club
01.05. München, Milla
02.05. Köln, Stadtgarten

High South
12.05. Dortmund, Domicil

Martin Suter
20.05. Köln, Gürzenich

Jack Botts
23.05. Hamburg, Nochtspeicher
24.05. Berlin, Privatclub
25.05. Köln, Jaki
26.05. München, Ampere

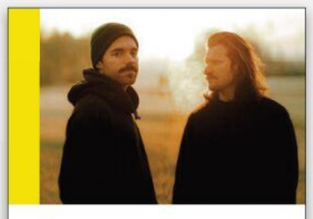
Riopy
31.05. Köln, Gloria
03.06. B, Heimathafen Neukölln

Son Lux
20.06. Berlin, Festsaal Kreuzberg

Element Of Crime
14.09. Köln, Tanzbrunnen Open Air
02.10. Frankfurt, Alte Oper

Algiers
01.03.23 Dresden
02.03.23 Berlin
03.03.23 Bielefeld
04.03.23 Schorndorf
05.03.23 Köln

Courtney Marie Andrews
15.03.23 Berlin
16.03.23 Hamburg



Amistat
15.04.23 Berlin
19.04.23 Frankfurt
20.04.23 Köln

Charlie Cunningham
28.04. - 06.05.23
München / Leipzig
Hamburg / Köln / Berlin
Frankfurt / Dortmund

Ziggy Alberts
28.04.23 Frankfurt
29.04.23 München
05.05.23 Berlin
06.05.23 Hamburg
16.05.23 Münster
20.05.23 Köln

The Tallest Man On Earth
30.04.23 München
01.05.23 Berlin
02.05.23 Hamburg

The War On Drugs
+ Warpaint
14.06.23 Berlin

Bon Iver
19.06.23 Bonn

TICKETS & INFOS:
WWW.SCHONEBERG.DE

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

DIE LIEBE EINER MUTTER

Filmisches Denkmal für eine Ikone der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung

Von THOMAS HUMMITZSCH

Jalyn Hall (2. v. r.) als Emmett Till

Dieser Film braucht nicht viele Worte und Bilder, um einen begreifen zu lassen, in was für einem Amerika Emmett Till einen brutalen Tod sterben musste. Ein Verkäufer, der Schwarze mit dem Satz: „Wir haben auch im Erdgeschoss Schuhe “ ihren Platz zuweist. Eine Mutter, die ihren Sohn eindringlich bittet, besonders vorsichtig zu sein. Und eine Zugfahrt, während der die gemischten Abteile aufgelöst und rassengetrennte geschaffen werden. Mitte der 50er-Jahre gelten in den Südstaaten noch andere Regeln als im Norden. Die Rassentrennung und die gewaltsame Unterdrückung der Schwarzen durch die Weißen gehörten zur Tagesordnung.

Im Sommer 1955 reist der 14-jährige Emmett von Chicago zu seinen Cousins nach Money/Mississippi. Er ist aufgeweckt, neugierig und lebensfroh, seine Unbeschwertheit lässt er sich auch im Süden nicht nehmen. Als er einer weißen Verkäuferin Komplimente macht und ihr hinterherpfeift, überschreitet er eine unsichtbare Grenze. Eines Nachts zerren ihn zwei weiße Farmer aus der Hütte seines Onkels und bringen ihn in eine abgelegene Scheune. Drei Tage später wird seine bis zur Unkenntlichkeit verstümmelte Leiche am Ufer des Tallahatchie River gefunden.

Die Handlung von Chinonye Chukwus Drama nimmt fortan eine Frau in den Blick, die einen Platz in der Geschichte verdient hat. Denn Mamie Till-Mobley beschließt nicht nur, dass die Welt die Wahrheit über den brutalen Mord an ihrem Sohn sehen soll, sondern zieht - mit Unterstützung der NAACP - gegen die Täter in Mississippi vor Gericht. Ihr Kampf und ihr Mut wird neben dem von Rosa Parks zum Auslöser der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung.

„Till“ bewegt sich zwischen visueller Überwältigung und eher leisen, aber eindringlichen Passagen. Der Film überzeugt mit einer klugen Inszenierung, die nicht noch einmal sensationslüstern die weiße Gewalt inszeniert, sondern dem Schmerz und der Liebe einer Mutter Raum gibt, die ihren Sohn verloren hat. Den Atem raubt einem der Film daher nicht, wenn man die im Dunkeln beleuchtete Scheune sieht, in der Emmett unter Schmerzensschreien den Tod findet - sondern in dem Moment, als Mamie die amorphe Leiche ihres Sohnes in Augenschein nimmt. Nahezu dokumentarisch folgt die Kamera dabei ihrem gleichermaßen entsetzten wie liebenden Blick über seinen entstellten Körper. Dieser gefühlt ewige Moment ist nur schwer auszuhalten.

Till

Danielle Deadwyler, Jalyn Hall

Regie: Chinonye Chukwu

KINOSTART: 26.1.

★★★★½

Die Szene spielt bei Mamies Aussage vor Gericht noch einmal eine entscheidende Rolle. Da muss sie - unter den hämischen Kommentaren des weißen Publikums - vor einer ausschließlich weißen Jury erklären, woran sie ihren Sohn erkannt hat.

Die 40-jährige Danielle Deadwyler, die diese Rolle mit jeder Faser ausfüllt, ist eine Offenbarung. Mit bewundernswerter Energie und unwiderstehlicher Aufrichtigkeit spielt sie eine schwarze Mater Dolorosa. Dabei gelingt es ihr, mit nur wenigen Zügen der Kamera die Zerrissenheit dieser liebenden Mutter im Schmerz zu offenbaren. In ihrem festen Blick liegen Wut, Trauer und Entschlossenheit. Er geht einem noch lange nach.

Chinonye Chukwu hat mit „Till - Kampf um die Wahrheit“ als erste Afroamerikanerin den Grand Jury Prize beim Sundance Film Festival gewonnen. Mit dem Auge, dem Herzen und der Seele einer schwarzen Frau zeigt sie eindrucksvoll die grenzenlose Liebe einer Mutter für ihren Sohn.

Ihr Film ist das Vermächtnis von Mamie Till-Mobley und setzt dieser bemerkenswert starken und heute dennoch fast vergessenen Frau ein bleibendes Denkmal.

FOTO: 2022 ORION PICTURES RELEASING LLC.

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Die Frau im Nebel

Tang Wei, Park Hae-il

Regie: Park Chan-wook

★★★★½

Am Fuß eines Felsens in Busan wird die Leiche eines Unternehmers gefunden. Weil alles dafür spricht, dass er abgestürzt ist, und kein Mordverdacht besteht, wird Kommissar Hae-joon (Park Hae-il) gedrängt, den Fall abzuschließen und sich der brodelnden Unterwelt der südkoreanischen Hafenstadt zuzuwenden. Doch Hae-joon folgt seiner Intuition, befragt die junge Witwe des Toten, die seltsam unbeteiligt wirkt. Von Schlaflosigkeit geplagt, beginnt er die schöne Seo-rae (Tang Wei) zu observieren und gerät dabei in einen Strudel aus Neugier, Faszination und Anziehung. Immer wieder imaginiert er sich an ihre Seite, um Lücken in ihrem Alibi zu suchen.

Doch bald weicht seine Skepsis der Sorge um die junge Frau. Er nimmt sich ihrer an, kocht für sie und erklärt ihr an gemeinsamen Abenden seine Ermittlungsmethoden; anschließend lässt sie ihn in ihren Armen zur Ruhe kommen. Als er überzeugt ist, dass der Mann bei einem tragischen Unfall ums Leben gekommen ist, stößt er auf ein winziges Detail, das ihn bis ins Mark erschüttert. Verstrickt in seine Gefühle, lässt er Seo-rae laufen und fängt in der Provinz neu an. Doch dort holt ihn die Wirklichkeit ein. Wieder kommt ein Mann ums Leben, und bald sieht sich der Kommissar der verführerischen Chinesin gegenüber, der er einst eine zweite Chance gab.

Park Chan-wook („Oldboy“, „I’m A Cyborg, But That’s OK“) gelingt es in seinem in Cannes mit dem Regiepreis ausgezeichneten Thriller erneut, sein Publikum zu überraschen. Der südkoreanische Meister des Revenge-Kinos erzählt in „Die Frau im Nebel“ mit subtilen Mitteln die packende Geschichte zweier Einzelgänger, die mit Verlust und Einsamkeit zu kämpfen haben. Mit der präzisen Anordnung der Elemente in dem verwinkelten Plot, virtuosen Kameraperspektiven und genau ausgearbeiteten Dialogen erkundet Park die komplizierten Gefühlswelten seiner komplexen Figuren. Und er beweist einmal mehr, dass es nichts Spannenderes gibt als menschliche Abgründe. *(Kinostart: 2.2.)* **THOMAS HUMMITZSCH**

The Son

Hugh Jackman, Laura Dern

Regie: Florian Zeller

★★★½☆

Peter und sein heranwachsender Sohn werfen zu Tom Jones’ Klassiker „It’s Not Unusual“ übermütig die Hüften nach vorn, als läge ihnen die Welt zu Füßen. Peters Freundin, Beth, gesellt sich zu ihnen, sie lachen und schwofen – das Leben ist ein Fest. In diesem Moment könnte sich Florian Zellers Drama zum Guten wenden: Unbeschwertes Glück ist noch einmal möglich. Ein paar Sekunden gibt sich die Kamera diesem goldenen Moment hin, dann fährt sie zurück und fängt den 17-jährigen Nicholas ein, wie er sich am Bildrand einsam abwendet, während Beth und Peter ihr erstes Date wieder aufleben lassen.

Der französische Dramatiker und Filmemacher Florian Zeller legt nach dem oscarprämierten „The Father“ mit Anthony Hopkins in der Rolle eines in die Demenz gleitenden Mannes nun die nächste beeindruckende Adaption eines seiner Bühnenstücke vor. Im Mittelpunkt von „The Son“ steht Nicholas, der seit der Scheidung seiner Eltern den Boden unter den Füßen verliert. Er geht nicht mehr zur Schule und versinkt in Traurigkeit. Sein Vater, der gerade mit Beth ein Kind bekommen hat, ist kurz davor, in Washington Karriere zu machen. Aber Krisen sucht man sich nicht aus, und Nicholas braucht jetzt seine Hilfe. Also beschließt er mit Ex-Frau Kate, den Jungen bei sich aufzunehmen. Kurz scheint es, als würde Nicholas wirklich neu anfangen können. Doch das Leben drückt ihn unaufhaltsam zu Boden.

In jeder Geste, jedem Blick macht der junge Zen McGrath die Verzweiflung seiner Figur sichtbar. Und während Nicholas seinen Seelenschmerz mit immer radikaleren Methoden zu stillen versucht, findet Peter sich in der Rolle seines eigenen verhassten Vaters wieder.

Zeller setzt dieses Familiendrama mit einem glänzenden Cast – Hugh Jackman und Laura Dern als schuldbeladene Eltern, Anthony Hopkins und Vanessa Kirby in den unbarmherzigen Nebenrollen – als bewegendes Kammerspiel um, das grundsätzliche Fragen von Elternschaft, Adoleszenz und den Grenzen der Liebe aufwirft. *(Kinostart: 26.1.)* **TH**

Kalle Kosmonaut

Regie: Tine Kugler, Günther Kurth

★★★★☆

Kalle ist zehn Jahre alt und lebt in Berlin-Hellersdorf. Es ist eine Kindheit im Plattenbaukiez, zwischen Mittagessen in der Arche und Rumhängen mit Freunden. In der Pubertät gerät Kalle auf die schiefe Bahn und muss in den Jugendknast – wieder draußen, versucht er Vergangenheit und Zukunft miteinander zu versöhnen. Für ihren Dokumentarfilm „Kalle Kosmonaut“ haben Tine Kugler und Günther Kurth Kalle über zehn Jahre mit der Kamera begleitet. Er gibt bereitwillig Einblicke in sein Leben und bleibt trotz aller Wendungen immer Sympathieträger. Das ungeschönte, trotzdem humorvolle Porträt lässt hinter der harten Plattenbau-Tristesse Hoffnung schimmern. *(Kinostart: 26.1.)* **CORNELIS HÄHNEL**

Der Geschmack der kleinen Dinge

Gérard Depardieu, Kyozo Nagatsuka

Regie: Slony Sow

★★☆☆☆

Die Themen gutes Essen und Kochen sind zu einer Grundzutat für bildungsbürgerliches Wohlfühlkino geworden, und meist muss irgendein Geschmack herhalten, um ein Carpe-diem-Loblied anzustimmen. In „Der Geschmack der kleinen Dinge“ spielt Gérard Depardieu einen voluminösen Sternekoch, der nach einem Herzinfarkt nach Japan fährt, um hinter das Geheimnis des Umami zu kommen. Regisseur Slony Sow bemüht sich redlich, diesem vermeintlichen Culture-Clash von Fine Dining und Ramen-Imbiss bedeutungsschwere Tiefe zu geben, aber wenn am Ende die dysfunktionalen Familien dank einer heißen Nudelsuppe ihre Probleme hinter sich lassen, dann wird deutlich, dass hier nur lauwarme Schonkost serviert wird. *(Kinostart: 9.2.)* **CH**

Daniel Richter

Daniel Richter

Regie: Pepe Danquart

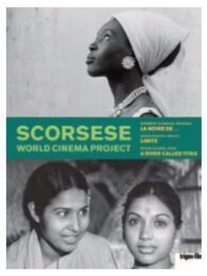
★★★☆☆

Wer Musik wirklich liebt, kauft sie bekanntlich auf Schallplatten – nur so unterstützt man Musikerinnen und Musiker. Und es gibt einen schönen Nebeneffekt: Das Artwork kommt optimal zur Geltung, ein Hauch von Galerie weht durchs Wohnzimmer. So kann man dank Andy Warhol und Annie Leibovitz beim Thema Jeans zwischen vorn (Stones) oder hinten (Springsteen) wählen, Debbie Harrys radikale Akupunktur-Session bei HR Giger bewundern und *„Daydream Nation“* bei Kerzenlicht von Gerhard Richter lauschen.

Auch der Maler Daniel Richter begann mit Plattencovern und Plakaten, damals noch in der WG-Küche mit den Goldenen Zitronen. Mittlerweile zählt er zu den wichtigsten deutschen Künstlern der Gegenwart. Aber der Ruf des Punks umweht ihn noch immer. Regisseur Pepe Danquart hat nun ein Porträt über den Pinselrebellen gedreht, das ebenso Kreativstudie wie Biopic ist. Zwischen New York, Paris und Hamburg sind es vor allem die Momente im Atelier, die faszinieren. Es ist auf angenehme Weise beruhigend, Richter beim Erschaffen seiner Werke zuzusehen, wenn er die Leinwände akribisch mit horizontalen Linien grundiert oder mit schnellem Spachtel Farbflächen gestaltet. Es entsteht eine Bilderserie, großformatige Werke, die zwischen Abstraktion und Figurativem schwanken.

Danquart gelingt es, den kreativen Prozess im Atelier einzufangen, in dem sich der Plattenspieler immer dreht und die Papageien frei fliegen. Dazwischen sinniert Richter klug und reflektiert über seine Kunst und den Kunstmarkt. Interviews mit Wegbegleitern wie Jonathan Meese, dem Maler Tal R oder dem Sammler Harald Falckenberg verdichten den Blick auf ihn. Und auch wenn Danquart gegen Ende in der Dramaturgie ein wenig unkonzentriert wird und einige Längen zulässt, ist „Daniel Richter“ ein stimmiger Film über Malerei, Kreativität und einen Künstler, dessen widerspenstige Punk-Attitüde kein inszeniertes Image, sondern Teil einer klaren Haltung ist. *(Kinostart: 2.2.)* **CH**

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung



Scorsese World Cinema Project
Olga Breno, Ly Abdoulay
Regie: Ritwik Ghatak, Mário Peixoto u. a.
★★★★☆

2007 rief Martin Scorsese das World Cinema Project ins Leben, um Filmperlen aus wenig beachteten Regionen zu bewahren. Regisseure wie Guillermo del Toro, Alejandro González Iñárritu, Wong Kar-wai, Cristi Puiu und Raoul Peck haben für das Projekt bislang rund fünfzig Filme aus aller Welt ausgewählt. Von Scorsese liegen seit Kurzem zwei Filmboxen mit je drei ausgewählten Filmen vor, die sechs vergessene Werke aus dem Senegal, Indien und Brasilien sowie aus Kamerun, Indonesien und Marokko präsentieren.

Usmar Ismails indonesisches Drama „After The Curfew“ von 1954 erzählt die Geschichte von Iskandar, der gegen die niederländische Kolonialherrschaft gekämpft hat und feststellen muss, dass niemand in seinem Umfeld die großen Ideale der Revolution lebt. Der senegalesische Film „Die Schwarze aus Dakar“ (1966) von Ousmane Sembène ist eine bedrückende Parabel über den Neokolonialismus. Das Drama über eine senegalesische Haushaltshilfe in Frankreich gilt bis heute als erster Langspielfilm eines schwarzen Regisseurs aus dem subsaharischen Afrika. Der legendäre brasilianische Stummfilm „Limite“ von Mário Peixoto, dessen Werk mit dem von Fritz Lang, F. W. Murnau und Sergei Eisenstein verglichen wird, handelt von zwei Frauen und einem Mann, die in einem dahintreibenden Boot über das Leben nachdenken.

Ebenso poetisch ist der Bilderreigen „Ein Fluss namens Titash“ des Bengalen Ritwik Ghatak, der die Geschichte eines Fischerdorfs an einem austrocknenden Fluss erzählt. Der Film von 1973 ist von frappierender Aktualität. Das gilt auch für „Alyam, Alyam“ von Ahmed El Maanouni, der von gescheiterten Träumen erzählt und wie ein vorweggenommener Kommentar auf die Flüchtlingstragödien im Mittelmeer wirkt. Jean-Pierre Dikongué Pipas „Muna Moto“ ist eine bildgewaltige Anklage gegen Zwangsheirat und Mitgift in Kamerun. Die aufwendige Restauration und Neuveröffentlichung dieser fast vergessenen Filme ist ein cineastisches Geschenk. *(Trigon)* **THOMAS HUMMITZSCH**

Im Bunker: Sophie Passmann, Mithu Sanyal, Michel Friedman

TV

ALLE MENSCHEN LESEN GERN

Niedrigschwellig im Bunker über Literatur reden: Sophie Passmann moderiert das „Studio Orange“ beim RBB

ARNE WILLANDER
SCHAUT FERN

Es war keine Überraschung, als das Bild aufploppte, das Sophie Passmann und das Logo des RBB zeigt. „Studio Orange“ ist eine neue Literatursendung mit zwei Gästen, die je ein von ihnen geschriebenes und ein anderes Buch, meistens ein älteres, mitbringen. Sophie Passmann, die neunundzwanzigjährigste Frau der Welt, moderiert. Sie steht auf dem Dach des Kraftwerks, eines Betonbunkers in Berlin, und beginnt einen Monolog über Literatur (steht in den Regalen von Systemgewinnern, man kann auch niedrigschwellig über Literatur reden, man muss nicht wissen, was „Exegese“ bedeutet), öffnet eine Tür, steigt in einen Lastenaufzug, redet immer noch, geht Treppen hinunter und gelangt zu einem Leuchtvorhang, hinter dem die Gäste und das Publikum sitzen.

Zum Beispiel Mithu Sanyal und Michel Friedman. Das sind nun Menschen, die wissen, was „Exegese“ bedeutet, und mit denen man nicht niedrigschwellig über Literatur spricht. Passmann möchte Friedman – wie alle ihre Gäste – duzen, vor drei Jahren hat sie ihn schon einmal bei der Buchmesse getroffen. Er erinnert sich nicht an sie. „Ich habe die Haarfarbe gewechselt“, sagt Passmann. „Warum?“, fragt Friedman einfühlsam. „Liebeskummer!“, ruft sie, und Friedman sagt, wie aus der Pistole geschossen: „Oh shit!“ Sie duzen sich.

Michel Friedman spricht über sein Buch „Fremd“. Zunächst sagt Sophie Passmann, dass es sich um ein rührendes Gedicht über das Fremdsein auf 180 Seiten handle, sie habe nicht damit gerechnet. Friedman sagt: „Es ist kein Gedicht.“ Es sei auch nicht immer Michel Friedman, der da spricht. Er kenne sich selbst nicht. Andererseits sprach er kein Deutsch, als er nach Deutschland kam, er hatte Verbrennungen dritten Grades, er kam nicht in Frankfurter Diskotheken. Friedman sagt, er habe nur einen Bruchteil seiner Verletzungen aufgeschrieben.

Es sei nicht immer Michel Friedman, der da spricht. Er kenne sich selbst nicht

Mithu Sanyal hat ihr Buch über Emily Brontë mitgebracht. „Wuthering Heights“ lernte sie in der Jugend durch Kate Bushs Song kennen. Das Lied hörte sie beim Sex. „Der Sex war gut, die Beziehung nicht so“, sagt sie. Der Junge betrog sie. „Was ist passiert?“, fragt Michel Friedman. „Wir wussten nicht, dass die Beziehung es wert war, beschützt zu werden.“ Sophie Passmann wirft sich theatralisch auf ihrem Ledersessel nach hinten.

Fortsetzung folgt bei „Studio Orange“!

FOTO: RBB/CHRISTIANE PAUSCH ILLUSTRATION: STUDIO PONG

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Wann kommst du meine Wunden küssen?
Regie: Hanna Doose
★★★★☆

Der Glanz der Nachwendezeit ist verflogen, aber für manche Kreative ist Berlin immer noch ein Sehnsuchtsort. Zumindest für eine Weile, denn das Changieren zwischen Metropolis, Mahagonny und Moloch kann auf Dauer kräftezehrend sein, darum kehren viele Menschen der Hauptstadt auch wieder den Rücken. So wie Laura und Jan in „Wann kommst du meine Wunden küssen?“. Die Schauspielerin und der DJ haben das Nachtleben in vollen Zügen genossen, sich dann aber auf einen einsamen Hof im Schwarzwald zurückgezogen: authentisches Landleben, eigene Ziegenherde inklusive. Nach drei Jahren Funkstille taucht eines Tages ihre ehemalige Freundin Maria auf, um ihre todkranke Schwester Kathi zu besuchen, die ebenfalls auf dem Hof lebt. Doch schnell wird klar, dass es zwischen den Frauen viel Redebedarf gibt.

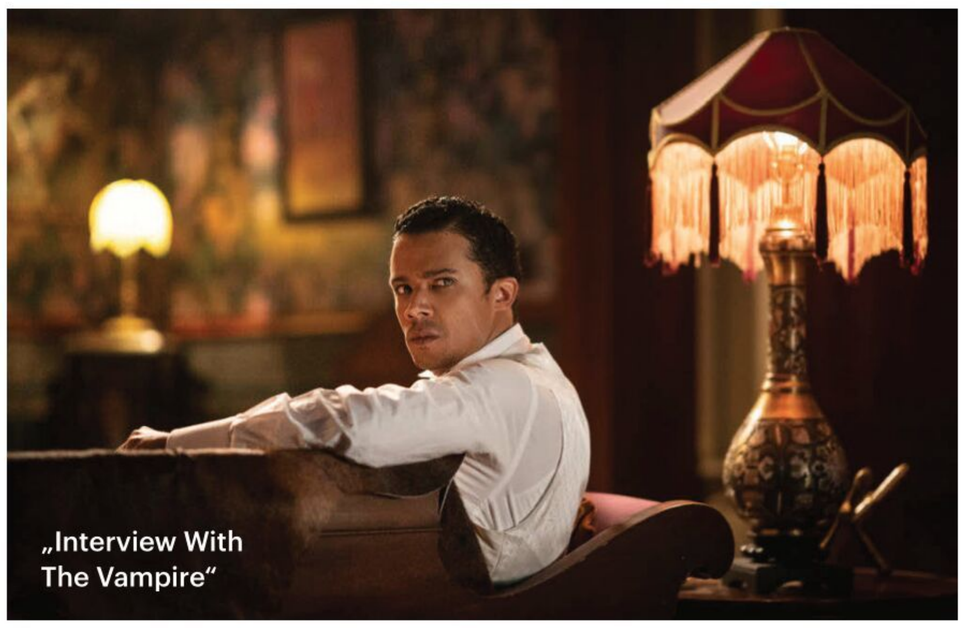
Zugegeben, der Ausgangspunkt klingt arg konstruiert, aber irgendwie musste Regisseurin Hanna Doose ihre Figuren ja an einem einsamen Ort zusammenkriegen. Denn das Aufeinandertreffen der resignierten und gescheiterten Berlin-Boheme in der Einöde ist großes Schauspielkino. Wie bereits in ihrem Debütfilm, „Staub auf unseren Herzen“ (2012), hat Doose hier lediglich den Inhalt der Szenen vorgegeben - die Dialoge sind frei improvisiert.

Allen voran brillieren Bibiana Beglau, Gina Henkel, Katarina Schröter und Alexander Fehling, die ihre Figuren glaubwürdig und kraftvoll mit Leben füllen. Doose und ihr Ensemble treffen stets einen tragikomischen Ton, ohne je (wie sonst so oft bei Impro) in Albernheit oder Pathos abzudriften. Auch visuell ist der Film mehr als das Kammerspiel einer Generation, denn hier wird auch die Natur immer miterzählt. Die Bilder der einsamen Berglandschaft verschmelzen mit experimentellem Techno (die großartige Musik stammt von Kangding Ray), was einen einprägsamen und spannungsreichen Kontrast schafft. Und so gelingt es Doose, den Puls Berlins im Schnee des Schwarzwalds ausklingen zu lassen. *(Kinostart: 2.2.)* **CORNELIS HÄHNEL**

FOTO: 2022 AMC NETWORK ENTERTAINMENT LLC.

SERIEN

VON BIRGIT FUSS & GUNTHER REINHARDT


„Interview With The Vampire“

Interview With The Vampire ★★★½☆
Jacob Anderson, Eric Bogosian, Sam Reid

Die inzwischen verstorbene Anne Rice fungierte bei diesem Achtteiler als Executive Producer. Sie hatte sich lange für eine Serienadaption ausgesprochen – in der erstaunlich frei mit ihrem Material umgegangen wird. Fast dreißig Jahre nach der berühmten Verfilmung ist „Interview With The Vampire“ nun vor allem eine schwule Liebesgeschichte, viel Horror gibt es natürlich gratis dazu – an Blut wird nicht gespart. Im Kern steht allerdings die komplexe Dynamik zwischen zwei untoten Männern, erzählt aus der Sicht von Vampir Louis de Pointe du Lac. Eric Bogosian gibt den abgehalfterten Journalisten Daniel Molloy, der sich noch einmal auf Louis einlässt, mit beeindruckender Penetranz, doch die wahre Schau ist Jacob Anderson als Louis. Die Rolle, die 1994 Brad Pitt zugedacht wurde, spielt jetzt ein Schwarzer, in New Orleans 1910 natürlich eine besonders interessante Wendung, und Andersons Charisma überstrahlt manch gespreizten Dialog. *(Sky)* **BF**

Shrinking ★★★★½
Jason Segel, Harrison Ford, Jessica Williams

Wer bei Jason Segel vor allem an „How I Met Your Mother“ denkt, schaut die falschen Serien. Lange davor war er als Highschool-Stoner in „Freaks And Geeks“ eine Entdeckung. Er hat sich in seiner herrlich bizarren Dramedy-Serie „Dispatches From Elsewhere“ auf Sinnsuche begeben – und ist nun in „Shrinking“ der exzentrische Psychiater Jimmy Johns. Der müsste nach dem Tod seiner Frau dringend selbst in Therapie. Darunter leidet seine Tochter, davon profitieren aber kurioserweise seine Patienten, weil Johns nun auch mal ganz unkonventionelle Ratschläge gibt. Der Zehnteiler beweist ein wunderbares Gespür für die tragikomischen Momente des Lebens, und Harrison Ford als knurriger Kollege Dr. Phil Rhodes ist sensationell. *(Apple TV+)* **GR**

The Last Of Us ★★★★½
Bella Ramsey, Pedro Pascal

„I’m taking a ride with my best friend“, singt Dave Gahan. Und das ist nicht gut – nicht weil in dieser postapokalyptischen Trümmerwelt keiner mehr Ahnung von guter Musik hat, sondern weil „Never Let Me Down Again“ ein Alarmsignal ist, wie jeder Song aus den 80er-Jahren, den der Underground-Radiokanal spielt. Doch die Warnung kommt zu spät: Als der Song läuft, sind Joel (Pedro Pascal) und Ellie (Bella Ramsey) längst unterwegs zum geheimen Stützpunkt der Rebellen. Videospiel-Adaptionen haben bisher immer enttäuscht (ja, das gilt auch für „The Witcher“), aber die lang erwartete Verfilmung des PlayStation-Schockers „The Last Of Us“ macht alles richtig: weil die Serie grandios besetzt ist, weil sie von der ersten Minute an eine düster-verstörende Atmosphäre erzeugt, weil Storytelling und Figurenentwicklung wichtiger sind als die Horrorszenen mit den zombieartigen Monstern. *(Sky)* **GR**

Rocky
Sylvester Stallone, Carl Weathers
Regie: John G. Avildsen
★★★★½

In einem der härtesten Rennen der Oscargeschichte setzte sich John G. Avildsens „Rocky“ 1977 gegen diese Konkurrenz durch: „Dieses Land ist mein Land“ von Hal Ashby, „Network“ von Sidney Lumet, „Die Unbestechlichen“ von Alan J. Pakula und „Taxi Driver“ von Martin Scorsese. Das Boxerdrama erhielt drei Auszeichnungen, darunter für Sylvester Stallone als Produzent des „Besten Films“. Gegenüber Scorseses oder Lumets New-Hollywood-Antihelden wirkt der gutmütige Emporkömmling Rocky Balboa altmodisch - doch seine Aufstiegsgeschichte ist unkonventionell arrangiert: Er ist ein Weißer, der einen schwarzen Champ herausfordert. Und Apollo Creed (Carl Weathers) ist ein Großmaul, aber kein Unsympath. Dieser Mann musste sich seinen Reichtum erarbeiten, hatte es womöglich nicht leichter als der Italoamerikaner, der seine Fäuste durch Schläge gegen eisgekühlte Rinderhälften trainiert.

„Rocky II“, drei Jahre später erschienen, ist kein schlechter Film. Nur wirkt er wie ein Remake, wenn auch mit einem anderen Ende als bei seinem Vorgänger - und das musste es natürlich sein, sonst hätten Kinogänger sich betrogen gefühlt. Stallone wollte mit seinem Fighter schließlich in Serie gehen. Dabei war das Finale von „Rocky“, wie sich zu Beginn von Teil 2 herausstellt, beiden Boxern nicht bekommen: Balboa wird als Loser verhöhnt, Creed als ungerechtfertigter Gewinner. Es geht wieder von vorn los: Rocky fängt das Huhn, Paulie jammert, Adrian leidet still, der schrullige Mickey regt sich über seinen Schützling auf, weil der beim Seilspringen unnötige Kunststücke vollführt. Erneut präsentiert Rocky die heruntergekommensten Ecken Philadelphias bei einem Dauerlauf, der ganz oben endet, auf den Treppenstufen des Philadelphia Museum of Art. Mit den 70er-Jahren endeten aber auch Rockys graue Jahre. In seinem nächsten Abenteuer, „Das Auge des Tigers“ von 1982, nimmt es Stallones Held dann mit einem Wrestler und einem zukünftigen Mitglied des A-Teams auf. *(Universal)*

SASSAN NIASSERI

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Bücher

LIEDER VOLLER SCHMERZ

In diesem grandiosen Debüt wird die Great American Novel neu erfunden

Von THOMAS HUMMITZSCH

Es sind die Sieger, die Geschichte schreiben, nicht die Opfer. Die 55-jährige amerikanische Lyrikerin Honorée Fanonne Jeffers interessiert das entweder nicht, oder sie erzählt gerade deshalb die Geschichte der USA aus der Perspektive von afroindigenen Menschen. Ihr fast tausend Seiten umfassender Roman hat daher in jeglichem Sinne eine große Tragweite. Seine Erzählung trägt durch Jahrhunderte, führt vom Süden in den Norden und wieder zurück, lässt Amerikas unterdrückte, versklavte und ermordete Völker, Gemeinschaften und Communitys sprechen und gibt ihren Geschichten einen Raum.

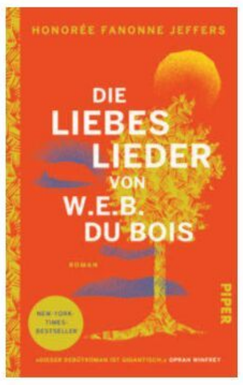
Ausgangs-, Dreh- und Angelpunkt ist der fiktive Ort Chicasetta im Süden der USA, gegründet auf dem Boden einer Baumwollplantage, die weiße Einwanderer mit dem vergossenen Blut afrikanischer Sklaven auf dem geraubten Land amerikanischer Ureinwohner errichtet haben. Der Ort ist der Kleinstadt Eatonton in Georgia nachempfunden, wo die Großeltern der Autorin gelebt haben. Über zwanzig Jahre lang hat sie Geschichten und Erzählungen der Menschen in dieser Stadt gesammelt, entsprechend lebenssatt und wirklichkeitsgetränkt ist ihr Roman.

„Die Liebeslieder von W.E.B. Du Bois“ erzählt die Geschichte der Garfields, einer eher hellhäutigen schwarzen amerikanischen Familie, die ihre Wurzeln in den Südstaaten der USA hat, in der erzählten Gegenwart aber im Norden lebt. Im Zentrum steht die jüngste Tochter, Ailey Pearl, die sich selbst als „Gefäß voller Geheimnisse“ beschreibt und auf der die Erwartungen ihrer Familie ruhen. Die Handlung folgt Aileys Werdegang und ihren dunklen und hellen Geschichten. Diese Gegenwartserzählung verbindet die Erfahrungen mehrerer Generationen und fliegt anspielungsreich durch die amerikanische Geschichte des 20. Jahrhunderts. Dabei bleibt die Handlung nah bei den überwiegend weiblichen Figuren. Die kollektiven Erfahrungen der schwarzen Community bilden den Hintergrund, vor dem die menschlichen Schicksale der Garfield-Linie entfaltet werden.

Deren Geschichte wird immer wieder von „Songs“ unterbrochen, die von dem Ort handeln, der Chicasetta einmal war. Mit diesen Songs legt man das Ohr auf die Schiene der Geschichte und lauscht den schmerzhaften Gesängen der Ahnen. Hier taucht der Roman in die Gründerzeit ab und erzählt, wie afroindigene Frauen unter Männern wie Samuel Pinchard und dessen Nachkommen gelitten haben. Pinchard war einer der unzähligen skrupellosen Europäer, die sich gewaltsam nahmen, was sie wollten: den Cherokee und Creek das Land, den Wolof und Yoruba die Freiheit und ihnen allen zusammen die Menschlichkeit. Pinchard hatte es vor allem auf junge Mädchen abgesehen, was der Geschichte eine komplizierte Blutlinie beschert, die sich durch die Jahrhunderte bis in das Leben der Garfields zieht.

Den Kapiteln sind Zitate aus den soziologischen Texten von W. E. B. Du Bois vorangestellt, die diese fiktive Geschichte in der Wirklichkeit verankern – ein Geniestreich, der den Roman auf die wichtigsten Bestenlisten der USA katapultiert und in Alice Walker, Oprah Winfrey und Barack Obama namhafte Fürsprecher und Fürsprecherinnen gefunden hat. Tatsächlich gelingt Honorée Fanonne Jeffers etwas Einmaliges: Sie erzählt die Geschichte Amerikas aus der Perspektive jener, denen die Stimme genommen wurde. So ragt dieser Roman aus dem Kanon der Great American Novel heraus, weil er die Schicksale der indigenen, afrikanischen und europäischen Amerikaner:innen in einen gemeinsamen Kontext rückt. Ohne in die simple Logik schwarz = Opfer, weiß = Täter zu verfallen, zieht die Erzählung eine konsequente Linie von den Traumata der Gründerzeit bis in die Gegenwart von Black Lives Matter.

Jeffers' Prosa hat in der sorgsamen Übersetzung von Gesine Schröder und Maria Hummitzsch die Leichtigkeit des Jazz, die Vielschichtigkeit der Philosophie und die Tiefe einer Predigt. Die Musikalität und sprachliche Wucht des Textes haben eine berauschende Wirkung. Dieser fulminante Pageturner verbindet Oral History und Geschichtsschreibung, archiviertes und kollektives Wissen, Verstand und Gefühl zu einer packenden Geschichte über den unbändigen Willen zu leben.



Honorée Fanonne Jeffers

Die Liebeslieder von W.E.B. Du Bois

PIPER

★★★★★

ILLUSTRATION: STUDIO PONG

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Arno Geiger
Das glückliche Geheimnis
★★★½☆

Eine Roman über Liebe und weggeworfene Bücher

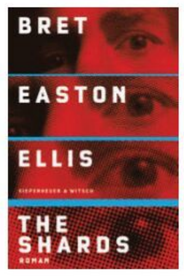
Liebesgeschichten kann er: verzwickte, historisch-dramatische, gegenwärtig fatale. Er kann auch ein Königreich untergehen lassen, damals, als Arno Geiger in „Der alte König in seinem Exil“ über die Demenz seines Vaters schrieb, als noch nicht alle von Autofiktion redeten und er eher schüchtern mit literarischen Mitteln von seinem Leben erzählte. Jetzt kehrt er dahin zurück. „Das glückliche Geheimnis“ berichtet von seinen Touren durch das morgendliche Wien, auf der Suche nach alten Büchern, weggeworfenen Briefen und Tagebüchern. Erst aus finanzieller Not, um die Funde später auf dem Flohmarkt zu verkaufen, später als Gelegenheit, dem Verborgenen, Entsorgten nachzuspüren, nochmals später aus Gewohnheit.

Seit James Joyce’ Stephen Dedalus durch Dublin hat laufen lassen, muss der junge Schriftsteller wohl durch Straßen und Gassen streifen, um zu seiner Bestimmung zu finden. Etwas Spott wäre jetzt durchaus angebracht, jede ausgestellte Seltsamkeit teilt man am Ende mit vielen.

Geiger kommt meist verdreckt und verschrammt von seinen Touren zurück, mit dem Gefundenen weiß er nichts anzufangen. Erst als er genug Dummheiten begangen, sich selbst bemitleidet und Lebenskrisen durchgestanden hat, kann er in den weggeworfenen Briefen auch die Leben erkennen, die kleinen Freuden, die Gnadenlosigkeit des Schicksals. Zwischen den Zufällen und der Logik, die es für einen literarischen Text braucht, findet Geiger zum Schreiben ohne falsche Künstlichkeit, um das Leben sichtbar zu machen – eine der schönen Definitionen von Literatur, die er liefert. Dieses Buch ist wie ein langes Gespräch mit dem Autor über das Schreiben, die Literatur, das Scheitern und den Erfolg.

Und dann ist da diese große Liebesgeschichte mit K., mit all den Schatten, die Affären werfen, mit Egomanie und dem Sich-trotzdem-ständig-zueinander-hingezogen-Fühlen, mit dem Wissen, dass das Durcheinander stets das stärkere Band knüpft. *(Hanser)*

BIRGIT SCHMITZ



Bret Easton Ellis
The Shards
★★★★☆

Gelungenes Comeback des Popliteratur-Seniors

Ellis variiert stets dieselbe Story, aber er schreibt sie jedes Mal gut auf. Auch in seinem ersten Roman seit zwölf Jahren beleuchtet er alte Motive neu. Ellis ist, wie in „Lunar Park“, abhängig von Sedativen und pflegt mit 58 einen noch lüsterneren Blick auf männliche Teenager als in „Imperial Bedrooms“. In „Weiß“ beschrieb er zuletzt den kulturellen Untergang der von ihm nur als „Empire“ bezeichneten USA. In „The Shards“ richtet er sich nun im Jahr 1981 ein, einem für das Empire in Musik und Film höchst bedeutsamen. Der Gnade eines perfekten Geburtsjahrs sei Dank wurde er da siebzehn, und er darf sich, wie in „Weiß“, wie Richard Gere in „American Gigolo“ fühlen und dazu noch Elvis-Costello-Alben hören.

Aber nicht nur in New York, auch in Los Angeles war 1981 ein „Most Violent Year“. Ein Serienmörder geht um. Der sehr unzuverlässige Ich-Erzähler Bret fürchtet um sein Leben, nachdem ein Junge, in den er verliebt war, Opfer des Killers wird. Dabei tauscht er Wahrheit gegen Lüge aus – und nie die Wahrheit zu sagen ist ja auch Pop. Statt von Fakten zu schreiben, benutzt er überhäufig die „Erzählung“, weil seine Clique an Legenden strickt, um einer allgegenwärtigen Gefahr (und dem Erwachsenwerden) nicht ins Auge sehen zu müssen.

Dass Ellis bessere Horrorgeschichten verfassen kann als sein Vorbild Stephen King, ist seit „Lunar Park“ klar. Sein Killer begeht Ritualmorde, mit denen die südkalifornische Satanic Panic der frühen 80er-Jahre geradezu parodiert wird. Vielleicht hat er sich aber auch vom Mördersekten-Trend auf Netflix anstecken lassen. Dass in ihm ein begnadeter Musikjournalist steckt, wissen wir seit „American Psycho“. Seine Rich Kids empfinden Abgestumpftheit als Daseinsgrund – und selbst das Schönste ist nicht schön. Für dieses Gefühl zitiert Ellis immer wieder jenen perfekten Achtziger-Popsong, der dem Glanz mit Indifferenz begegnet: „It means nothing to me. This means nothing to me. Oh, Vienna.“ *(Kiepenheuer & Witsch)*

SASSAN NIASSERI

Megan Abbott
Aus der Balance
★★★½☆

Ballettroman, eher nicht für junge Mädchen

Liebe, erklärt die Ballettlehrerin ihrer Tochter, ist, wenn Männer die blutig-verschwitzten Spitzenschuhe der verehrten Primaballerina kochen und aufessen. Megan Abbotts Poetik ist nichts für Zimperliche. In ihren Romanen seziert die 51-jährige Detroiterin genüsslich, wie ausgeteilte und erfahrene Grausamkeiten das Leben junger Frauen prägen. Nach Cheerleadern und Turnerinnen führt sie diesmal die Ranküne des Ballettbetriebs vor, blutende Füße, überbordende Leidenschaften und tödlichen Hass, die in einer Tanzakademie langsam eskalieren. Durch erotisiertes Hineinwühlen in Körper und Seelen schafft Abbott es, das Schlechte im Menschen in all seiner wunderbaren Vielfalt zu entblößen. *(Pulpmaster)*

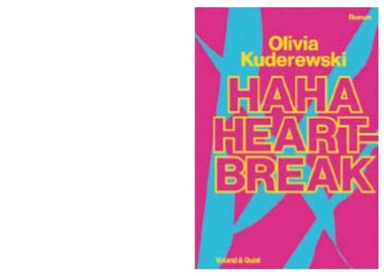
GUNTER BLANK

Karla Zárate
Das letzte Mahl
★★★★☆

Cook Me Back Home – der Tod geht durch Magen

Einen Gefängniskoch als Protagonisten eines Noir-Romans gab es wohl noch nie. Der Gefängniskoch John Guadalupe, selbst mit krimineller Vergangenheit belastet, glaubt in einem texanischen Hochsicherheitsgefängnis endlich seine Bestimmung gefunden zu haben – bis ihn ein zum Tod verurteilter Kartellboss nötigen will, den Gefängnisdirektor umzubringen. Und während er verzweifelt einen Ausweg sucht, rücken ihm die Sicarios immer dichter auf den Leib. Ziemlich abgebrüht schildert Karla Zárate Guadalupes Alltag zwischen Henkersmahlzeit und Hinrichtung, sie erkundet sexuelle Begierden und uralte indigene Rezepturen und wartet schließlich mit einer Tötungsmethode auf, die man so auch noch nicht gelesen hat. *(Heyne Hardcore)*

GB



Olivia Kuderewski
Haha Heartbreak
★★★★½

Sprachmächtig, komisch: Anatomie einer Trennung

Eine Beziehung endet, und mit einem Mal blickt man in ein schwarzes Loch, das alle Kraft aus einem saugt. Was daraus folgt, sind oft verworrene Ausbruchsversuche. Man legt sich einen Panzer an, narkotisiert sich mit Trash-TV, wischt sich auf Dating-Apps durch die Tage. All dies macht auch die verlassene Ich-Erzählerin in Olivia Kuderewskis Roman „Haha Heartbreak“ durch, die uns damit reichlich Identifikationsfläche bietet.

Einen innovativen Blick auf die Fallstricke der spätmodernen fragilen Liebe liefert das Buch nicht, dafür aber ein sich in unglaublicher Sprachkraft äußerndes Feeling unseres sexuellen Zeitgeistes – nicht ohne die entsprechende Komik, die sich allen voran in den One-Night-Stands der „Reallife-Abschlepperin“ manifestiert. Mal verwandelt sich einer der Herren der Schöpfung „in einen grunzenden Rammler“, mal erinnern die wühlenden Küsse von Typen an „Waschmaschinen im Schleudergang“.

Kuderewskis bestechende metaphorische Dichte zeugt von der Mechanisierung zwischenmenschlicher Beziehungen, von empfindungsloser Körperlichkeit und einer umfassenden Orientierungskrise. Um das Vakuum der Heldin zu unterstreichen, lässt die Autorin überdies so manche Sätze einfach unvollständig.

Der Roman brilliert durch Kurzweiligkeit, durch Nähe zur Alltagskommunikation und einen bisweilen unterhaltsamen Dirty Slang. Als erfrischend erweist sich inmitten der linearen Erzählung auch ein Chatprotokoll mit allerlei Emojis, GIFs und leichtfüßigen Halbsätzen. Bunt und herrlich unkonventionell ist dieser Text. Zu Recht! Denn für die Liebe, die am Ende übrigens wieder in der Protagonistin entflammen wird, gibt es eben keine vorgefertigten Schablonen – man muss ihre Ab- und Anwesenheit immer wieder erleben. Fassbar wird sie insbesondere dann, wenn wir Worte für sie finden. Olivia Kuderewski hat eine ganze Grammatik für sie entwickelt, die jede und jeden im Herzen trifft. *(Voland & Quist)*

BJÖRN HAYER

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

The Look

EINE FOTOKOLUMNE VON THOMAS KRETSCHMANN

Sign Of The Times

Just stop your crying/ It's a sign of the times/
Welcome to the final show/ Hope you wearing your best clothes/
You can't bribe the door on your way to the sky/ You look pretty good down here ...

„Sign Of The Times", Harry Styles, *„Harry Styles"*, 2017

Jeden Monat schickt uns der Schauspieler Thomas Kretschmann ein Foto mit Songzeilen oder einer kleinen Geschichte. Dieses ist das dreiundfünfzigste.

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

DIE SCHÖNSTEN WORTE AUS
WELT AM SONNTAG

Wonneproppen Zeitgeist-günstlinge Polit-Nippes

4 Ausgaben gratis lesen

wams.de/lesen

WELT AM SONNTAG

Die Welt gehört denen, die neu denken.

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

MUSIK, MEMORABILIA &

ROCK N'ROLL AMBIENTE

ERLEBT ORIGINAL ERINNERUNGSSTÜCKE DER MUSIKGESCHICHTE UND LEGENDÄRE SPEISEN & GETRÄNKE

MÜNCHEN
089-242 949 0
munich_social@hardrock.com

KÖLN
0221-650 884 42
cologne_social@hardrock.com

BERLIN
030-884 620
berlin_social@hardrock.com

Hard Rock CAFE

#HardRockCafe | hardrockcafe.com

©2022 Hard Rock International (USA), Inc. All rights reserved.

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung